

HISTORISCHER VEREIN FÜR STADT UND KREIS
LUDWIGSBURG e.V.

Ludwigsburger Geschichtsblätter

Heft 51

Mit 89 Abbildungen

1997

Kommissionsverlag J. Aigner, Buchhandlung, Ludwigsburg

P

ZA 4772, 51. 139725

Ludwigsburger
Geschichtsblätter



ISSN 0179-1842

Herausgegeben vom Historischen Verein
für Stadt und Kreis Ludwigsburg e.V.

Redaktion: **Dr. Wolfgang Schmierer** †, Tamm
unter Mitarbeit von Wolfgang Läßle, Asperg

Produktion und Layout: Karl-Heinz Zimmerstädt, Steinheim/Murr
Alle Rechte beim Historischen Verein für Stadt und Kreis Ludwigsburg e.V.

Für den Inhalt der Beiträge zeichnen die Verfasser verantwortlich
Gesamtherstellung: W. Kohlhammer Druckerei GmbH + Co, Stuttgart

Geschäftsstelle des Historischen Vereins:
Stadtarchiv Ludwigsburg, Kaiserstr. 14, 71636 Ludwigsburg

Inhalt

Mitarbeiter/innen an diesem Band	4
Vorwort (<i>Wolfgang Bollacher</i>)	5
Dr. Wolfgang Schmierer zum Gedenken (<i>Paul Sauer</i>)	7
Die Bietigheimer Stadterhebungsurkunde Kaiser Karls IV. vom 28. August 1364 von <i>Stephan Molitor</i>	11
Italienische Künstler am Stuttgarter und Ludwigsburger Hof des 17. und 18. Jahrhunderts von <i>Remo Boccia</i>	15
Ein deutscher Held und Feldherr Freudental und der kaiserliche General Hans Carl von Thüngen von <i>Johann Michael Bruhn</i> und <i>Andreas Kaiser</i>	63
Herzogin Elisabeth Sophia Friederike von Württemberg und andere Frauen am Hofe Herzog Carl Eugens von <i>Elfriede Krüger</i>	101
Die Ludwigsburger Künstlerinnen Ludovike Simanowiz und Regine Voßler – Musik und Malerei – Ein Doppelporträt von <i>Gertrud Fiege</i>	119
Drei schwarze Adler auf Porzellan Zur Tätigkeit des Ludwigsburger Porzellanmalers und Vergolders Johann Anton Tronner von <i>Hans Dieter Flach</i>	131
Die Gans des 1. Reiter-Regiments Eine »tierische« Episode aus der militärischen Vergangenheit Ludwigsburgs von <i>Wolfgang Läßle</i>	145
»Daneben ist aber eine Industrie emporgewachsen . . .« Zur Sozialgeschichte der Industrialisierung im Oberamt Marbach 1880–1920 von <i>Klaus Schönberger</i>	159

Über die ästhetische Erziehung des Menschen in der Industriegesellschaft von <i>Hermann Glaser</i>	181
Beiträge zur Geschichte des Landkreises Ludwigsburg in den Ludwigsburger Geschichtsblättern 1988 bis 1997 Zum Jubiläum: 100 Jahre Historischer Verein Ludwigsburg von <i>Wolfgang Schmierer</i> † (mit Ergänzungen)	193
Berichte und Notizen Die Veranstaltungen des Historischen Vereins 1996/97 (<i>Wolfgang Läßle</i>)	201
Rückblick auf das Jahr 1996 (<i>Albert Sting</i>)	218
Buchbesprechungen	233
Bildnachweis	242
Ludwigsburger Geschichtsblätter 1900–1997	243
Beilage: Bietigheimer Stadterhebungsurkunde vom 28. August 1364 (Faksimile)	3. Umschlagseite

Mitarbeiter/innen an diesem Band

Boccia, Remo, Journalist, Stuttgart
 Dr. Bollacher, Wolfgang, Rechtsanwalt, Ludwigsburg
 Bruhn, Johann Michael, Realschullehrer, Freudental
 Dr. Flach, Hans Dieter, Wenzelbach/Bayern
 Fiege, Gertrud, Kunsthistorikerin, Marbach a. N.
 Dr. Fritz, Gerhard, Wiss. Mitarbeiter, Studienrat, Murrhardt
 Dr. Glaser, Hermann, Professor, Roßtal/Bayern
 Dr. Hofmann, Norbert, Archivdirektor, Lauffen a. N.
 Kaiser, Andreas, Pfarrer, Freudental
 Krüger, Elfriede, Lehrerin, Ludwigsburg
 Läßle, Wolfgang, Archivrat, Asperg
 Dr. Molitor, Stephan, Oberarchivrat, Marbach a. N.
 Dr. Rückert, Maria Magdalena, Archivrätin, Ludwigsburg
 Dr. Sauer, Paul, Professor, Ltd. Archivdirektor a. D., Tamm
 Dr. Schmierer†, Wolfgang, Ltd. Archivdirektor, Tamm
 Schneider, Wolfgang, Archivamtman, Ludwigsburg
 Dr. Schönberger, Klaus, Historiker, Tübingen
 Dr. Stein, Norbert, Archivrat, Ludwigsburg
 Dr. Sting, Albert, Direktor der Karlshöhe a. D., Löchgau
 Zimmerstädt, Karl-Heinz, Prokurist, Steinheim/Murr

Vorwort

Wenn dieser Band der Ludwigsburger Geschichtsblätter erscheint, wird die Festveranstaltung des Historischen Vereins für Stadt und Kreis Ludwigsburg aus Anlaß seines 100jährigen Bestehens schon einen Monat zurückliegen. Wir hoffen heute, da die Veranstaltung noch vor uns liegt, daß sie gelingen möge. Das ist kein bloß rhetorischer Wunsch, denn der Historische Verein hat in den Tagen, da dieses Vorwort verfaßt wird, einen seiner treuesten und wichtigsten Mitarbeiter verloren. Am 7. Oktober ist Herr Dr. Wolfgang Schmierer im Alter von 59 Jahren verstorben. Herr Dr. Schmierer, Leiter des Hauptstaatsarchivs Stuttgart, Historiker, Politologe und Archivar aus Eignung und Neigung, mit weit über das Feld seiner beruflichen Aufgaben hinausreichenden Interessen, war nicht nur im Ausschuß des Historischen Vereins tätig und redigierte seit 1979 die hohes Ansehen genießenden Ludwigsburger Geschichtsblätter, sondern er hatte auch einen großen Teil der Arbeiten zur Vorbereitung der Festveranstaltung und der Herausgabe der Festschrift »Ludwigsburg – Erinnerungen aus Stadt und Kreis 1897–1997« übernommen, die er nicht mehr zu Ende bringen konnte. Der Historische Verein weiß nicht, wie es ohne ihn, der nicht zu ersetzen ist, weitergehen soll. Die Sorge um das Gelingen der Festveranstaltung ist also nicht unbegründet.

Wie im letzten Bande der Ludwigsburger Geschichtsblätter begonnen, wird wieder eine wichtige Urkunde zur Geschichte unseres Raumes kommentiert, diesmal von Stephan Molitor die »Bietigheimer Stadterhebungsurkunde Kaiser Karls IV. vom 28. 8. 1364«. Die Aufsätze befassen sich, wie es das Anliegen des Historischen Vereins ist, mit vielen Zeitabschnitten der Geschichte. Auch für den Leser der Ludwigsburger Geschichtsblätter ist es erstaunlich, welche historischen Sachverhalte, Beziehungen und Zusammenhänge immer wieder aufgedeckt werden. Ihre Aufdeckung und Beschreibung zeugen nicht nur von Forscherfleiß, sondern sie verbessern auch die Kenntnisse von der Vergangenheit. Der Aufsatz »Italienische Künstler am Stuttgarter und Ludwigsburger Hof des 17. und 18. Jahrhunderts« von Remo Boccia ist ebenso ein Beitrag zur Kunstgeschichte wie eine Erinnerung und Mahnung daran, daß es Ausländer waren, die unsere Geschichte und Kultur maßgebend geprägt haben. Sie halfen zur Prosperität unserer Gemeinwesen mit, so wie sie es auch heute noch tun als Arbeitnehmer in der Wirtschaft, als Dozenten an der Pädagogischen Hochschule und am Deutsch-Französischen Institut, als Geistliche in den Religionsgemeinschaften, als Musiker, Akteure und Solisten bei den »Ludwigsburger Schloßfestspielen«, als Sportler in Vereinen. Besondere Erwähnung verdienen auch die beiden Aufsätze von Frauen über Frauen, der von Elfriede Krüger über die »Herzogin Elisabeth Sophie Friederike von Württemberg und andere Frauen am Hofe Herzog Carl Eugens« und der von Gertrud Fiege über »Die Ludwigsburger Künstlerinnen Ludovike Simanowiz und Regine Vossler«. Von Aspekten der Industrialisierung und der Industriegesellschaft handeln die Beiträge von Klaus Schönberger und Hermann Glaser, und Wolfgang Läßle wartet mit einem amüsanten Bericht über »Die Gans des 1. Rei-

ter-Regiments« aus der Mitte des letzten Jahrhunderts auf. Johann Michael Bruhn und Andreas Kaiser untersuchen das Leben des kaiserlichen Generals Hans Carl von Thüngen und Hans Dieter Flach Lebensabschnitte des Ludwigsburger Porzellanmalers und Vergolders Johann Anton Tronner. Berichte zum Vereinsgeschehen und Notizen, der Rückblick auf das Jahr 1996, verfaßt von Albert Sting, Buchbesprechungen und der Aufsatz von Wolfgang Schmierer »Beiträge zur Geschichte des Landkreises Ludwigsburg in den Ludwigsburger Geschichtsblättern 1988–1997« vervollständigen den Band.

Den vorliegenden Band – es ist der 51. der Ludwigsburger Geschichtsblätter – hat noch Wolfgang Schmierer redigiert. Bis unmittelbar vor seinem Tode hat er die Aufsätze und Beiträge persönlich zusammengestellt und durchgesehen. Wir dürfen in dem Bande ein Vermächtnis des guten Freundes unserer Sache an den Verein sehen.

Ludwigsburg, im Oktober 1997

Wolfgang Bollacher

Dr. Wolfgang Schmierer zum Gedenken



Dr. Wolfgang Schmierer

Am 7. Oktober 1997 starb nach langer schwerer Krankheit, gegen die er mit bewundernswerter Tapferkeit angekämpft hatte, und doch überraschend Dr. Wolfgang Schmierer, der Leiter des Hauptstaatsarchivs Stuttgart.

Wolfgang Schmierer hinterläßt im Historischen Verein für Stadt und Kreis Ludwigsburg eine tiefschmerzliche, nicht zu schließende Lücke. Viele Jahre gehörte er dem Ausschuß des Vereins an und arbeitete hier engagiert und sachkundig mit. Einzigartige Verdienste erwarb er sich als Redakteur der »Ludwigsburger Geschichtsblätter«, deren Herausgabe seit 1979 in seinen Händen lag. Ihm ist es zu verdanken, wenn die Geschichtsblätter heute zu den wissenschaftlich führenden landesgeschichtlichen Zeitschriften gehören. Er kümmerte sich in gleicher Weise um den Inhalt wie um die Ausstattung der einzelnen Bände.

Jeder der 20 Bände, mit denen er Jahr für Jahr kurz vor Weihnachten den großen Kreis der Mitglieder, der sonstigen landeskundlich interessierten Bürger und nicht zuletzt den der Fachhistoriker erfreute, bestach schon durch seine äußere Gestaltung. Ansprechende Bildmotive auf dem Umschlag luden zur Lektüre des fundierten, die verschiedenen Bereiche der Heimat- und Landesgeschichte behandelnden Aufsätze, des jeweiligen Jahresrückblicks von Stadt und Kreis sowie der gut ausgewählten, informativen Buchbesprechungen ein. In jeder der von ihm redigierten Bände investierte er viel Arbeit und Zeit. Wir wissen, daß ihm die Betreuung der »Ludwigsburger Geschichtsblätter«, eine seiner zahlreichen freiwillig übernommenen Aufgaben, besondere Freude bereitete. An dem diesjährigen Jahresband hat er bis unmittelbar vor seinem Tod gearbeitet und so dafür gesorgt, daß auch dieser Band ohne zeitliche Verzögerung der Öffentlichkeit vorgelegt werden kann.

Wolfgang Schmierer wurde am 7. September 1938 in Berlin geboren. Schon als sechsjähriger Junge verlor er im Zweiten Weltkrieg den Vater. Unter der Obhut der Mutter wuchsen er und sein Bruder in Kirchheim/Teck auf. Nach dem Abitur studierte er in Tübingen, Neuchâtel und vor allem Heidelberg Geschichte, Germanistik, Französisch und Politische Wissenschaften. Die neuere und neueste Geschichte zog ihn bereits früh in ihren Bann. Seine stark beachtete Dissertation,

die wissenschaftliches Neuland erschloß, beschäftigte sich mit den Anfängen der Arbeiterbewegung in Württemberg in den sechziger und siebziger Jahren des 19. Jahrhunderts (veröffentlicht 1970 in der Schriftenreihe der Friedrich-Ebert-Stiftung). Der Arbeiterbewegung und der Sozialen Frage in Südwestdeutschland galt fortan sein landeskundliches Hauptinteresse. Doch er wollte sich nicht auf das Gebiet der historischen Forschung beschränken, sondern sich auch aktiv politisch betätigen. Deshalb trat er schon als Student im Jahr 1965 der SPD bei.

Seinen landesgeschichtlichen Neigungen folgend, entschied er sich 1966 für den Beruf des Archivars. In der Erfassung, der Sicherung und der Erschließung der historischen Quellen sah er eine staatspolitisch bedeutsame und zugleich wissenschaftlich ungemein reizvolle Aufgabe. Nach der Referendarausbildung im Hauptstaatsarchiv Stuttgart und vor allem an der Archivschule in Marburg/Lahn wurde er 1968 als Archivassessor dem Staatsarchiv Ludwigsburg zugewiesen. In Ludwigsburg blieb er 18 Jahre. Schon bald wurde ihm hier die stellvertretende Leitung des Staatsarchivs übertragen. Große Verdienste erwarb er sich in Ludwigsburg bei der Ordnung und Verzeichnung der umfangreichen Aktenbestände. Er erstellte zahlreiche, zum Teil im Druck veröffentlichte Findbücher. Einen Schwerpunkt seiner archivischen Tätigkeit bildete die Erschließung der Quellen zur Sozial- und Wirtschaftsgeschichte. 1986 wurde er an das Hauptstaatsarchiv Stuttgart versetzt. Dort übernahm er die Leitung des Ministerialarchivs. Seit 1991 war er zugleich Stellvertreter des Archivleiters. Nach der Pensionierung des um die Landesgeschichtsforschung und das Archivwesen hochverdienten Professors Dr. Hans-Martin Maurer wurde er zum 1. Juli 1994 kommissarisch mit der Leitung des Hauptstaatsarchivs Stuttgart betraut und im Mai 1995 zum Direktor dieses bedeutsamen Archivs ernannt.

Beruflich eröffnete sich ihm damit ein reiches Betätigungsfeld. Er begann sogleich mit dem ihm eigenen Elan, neue Akzente zu setzen und das Archiv den erheblich gestiegenen Anforderungen von Verwaltung, Wissenschaft und interessierter Öffentlichkeit anzupassen. Ein vorrangiges Anliegen war ihm ein gutes Arbeitsklima in dem seiner Leitung unterstehenden Haus. Allgemein Anklang fand sein kollegialer Führungsstil. Wie schon sein Vorgänger legte er Wert auf eine Öffnung des Archivs. Durch Ausstellungen, Führungen, wissenschaftliche Kolloquien und andere Veranstaltungen übernahm er und sein Mitarbeiterteam einen wichtigen Part im Bereich der staatsbürgerlichen Bildung. Auf landeskundlich-wissenschaftlichem Gebiet trat er durch eine größere Zahl von Publikationen hervor. So zeichnete er eindrucksvolle Lebensbilder von dem unvergessenen Stuttgarter Sozialreformer und Industriepionier Eduard Pfeiffer (1835–1921) und von der bedeutenden Hechinger Hoffaktorin Karoline (»Chaile«) Kaulla (1739–1809). Gemeinsam mit Jörg Schadt gab er eine umfassende Darstellung über die SPD in Baden-Württemberg und ihre Geschichte heraus.

Ungeachtet seiner starken beruflichen Beanspruchung blieb für ihn die Mitarbeit in politischen Gremien ein Herzensanliegen. Von 1971 bis 1975 gehörte er dem Ludwigsburger Gemeinderat an, und fünf Jahre, nachdem er 1976 mit seiner Frau und seinen beiden Söhnen in Tamm ein eigenes Haus bezogen hatte, wurde er in den dortigen Gemeinderat gewählt. 14 Jahre gestaltete er, in den beiden letzten Legislaturperioden als Fraktionsvorsitzender der SPD, die Tammer Kommunalpolitik mit. Von 1977 bis zu seinem Tod saß er außerdem im Kreistag in Ludwigsburg, wo er in mehreren Ausschüssen seine Erfahrung und seinen Sachverstand

namentlich im kulturellen Bereich einbrachte. Er war Kurator des Pädagogisch-Kulturellen Centrums Ehemalige Synagoge Freudental (PKC) und wirkte im Verwaltungsrat der Kreissparkasse Ludwigsburg mit.

Viele Jahre nahm Wolfgang Schmierer ein erstaunliches Arbeitspensum auf sich. Stets war er bemüht, sein Bestes zu geben. Bereits schwer von der Krankheit gezeichnet, hielt er Mitte September im Rahmen des Symposiums »600 Jahre Württemberg und Mömpelgard« im Hauptstaatsarchiv einen Vortrag, und noch wenige Tage vor seinem Tod nahm er an einer Sitzung des Kreistags teil.

Der Historische Verein für Stadt und Kreis Ludwigsburg trauert um Dr. Wolfgang Schmierer. Er gedenkt des engagierten Archivars, Landeshistorikers und Kommunalpolitikers, insbesondere aber des langjährigen vortrefflichen Redakteurs der »Ludwigsburger Geschichtsblätter« in großer Dankbarkeit.

Paul Sauer

Die Bietigheimer Stadterhebungsurkunde Kaiser Karls IV. vom 28. August 1364*

von Stephan Molitor

Am Tag des heiligen Augustinus, d. h. am 28. August des Jahres 1364, stellte Kaiser Karl IV. in Prag eine Urkunde aus, die in der Geschichte Bietigheims einen markanten Fixpunkt bildet. Denn mit dieser Urkunde erlaubte der Kaiser den gräflichen Brüdern Eberhard und Ulrich von Württemberg *uz dem dorfe zu Butinheim eine gemurte stad*, also eine ummauerte Stadt zu machen. Graf Eberhard II., genannt »der Greiner«, (†1392) und sein Bruder Graf Ulrich IV. (†1366) waren, so der Wortlaut des Dokuments, vor den Kaiser getreten (*fur unser keiserliche wirdekeit komen*), hatten ihn fleißig um die entsprechende Erlaubnis gebeten (*haben uns fleizzlich gebeten*) und diese schließlich auch erhalten.

Die Stadterhebungsurkunde von 1364 war der Stadt Bietigheim 600 Jahre später Anlaß zu einer eindrucksvollen Jubiläumsfeier¹ und zur Herausgabe einer Festschrift², in der sich Hansmartin Decker-Hauff – wie vor ihm bereits Hermann Roemer³ – mit dem kaiserlichen Privileg befaßte⁴. Auch in der 1989 anläßlich der urkundlichen Ersterwähnung Bietigheims publizierten Ortsgeschichte⁵ wurde unserer Urkunde ein eigener Abschnitt gewidmet⁶.

Nach diesen Untersuchungen scheint klar, daß den Grafen von Württemberg als Erben der in der männlichen Linie ausgestorbenen Grafen von Vaihingen mit der Erhebung Bietigheims zur Stadt ein wichtiger Schritt zur Sicherung der nordwestlichen Grenze ihres Herrschaftsgebiets gelungen war. Zugleich sei es damit gelungen, in Bietigheim selbst auftretende konkurrierende Kräfte, insbesondere die Venninger, in die Schranken zu weisen. In diesem Zusammenhang wurde immer wieder betont, daß eine kaiserliche Stadterhebungsurkunde »eigentlich« gar nicht mehr nötig gewesen sei. Denn vielfach habe es Stadtgründungen und -erhebungen auch ohne königliche oder kaiserliche Zustimmung gegeben. Tatsächlich aber handelt es sich bei den mit der Erhebung verliehenen Rechten, dem Befestigungs-, dem Hochgerichts- und dem Marktrecht, um sogenannte Regalien, d. h. ursprünglich der königlichen Zentralgewalt vorbehaltenen Rechte. Ihre verfassungsgemäße Vergabe durch den Kaiser, wie sie in unserer Urkunde festgehalten ist, stellte die Württemberger Grafen also jedenfalls auf die sichere Seite und entzog möglichen Usurpationsversuchen konkurrierender in- und ausländischer Kräfte die rechtliche Grundlage. Dem für seine geschickte und flexible Politik im Umgang mit den aufstrebenden Territorialkräften bekannten Kaiser⁷ bot die Stadterhebung Bietigheims seinerseits die Möglichkeit, sich die Grafen von Württemberg gewogen zu machen. Deren Verhältnis zum Reich war ja bekanntlich nicht ganz unproblematisch gewesen.

Die Bietigheimer Stadterhebungsurkunde ist in Form und Aufbau ein typisches Produkt der kaiserlichen Kanzlei der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts. Sie

* Eine farbige photographische Wiedergabe der heute im Hauptstaatsarchiv Stuttgart unter der Signatur H 51 U 687 verwahrten Urkunde ist Beilage zu diesem Heft der Ludwigsburger Geschichtsblätter. Dem Hauptstaatsarchiv Stuttgart ist für die Reproduktionsvorlage und die Abdruckerlaubnis zu danken.

wird heute im Hauptstaatsarchiv Stuttgart im sogenannten Kaiserselekt, einer Sammlung königlicher und kaiserlicher Urkunden des Mittelalters, verwahrt⁸. Das an einem Pergamentstreifen anhängende kaiserliche Siegel ist zerbrochen und nur noch zur Hälfte – und auch diese in sehr schlechtem Zustand – erhalten.⁹

Der Schreiber der Urkunde gibt sich den Kanzleigepflogenheiten der Zeit entsprechend in der sogenannten Unterfertigung zu erkennen¹⁰. Sein Vermerk findet sich auf der rechten Seite des Umbugs (lat. *plica*)¹¹ unterhalb des eigentlichen Urkundeninhalts. In der Unterfertigung werden regelmäßig zwei Personen genannt, zum einen der Auftraggeber der Beurkundung – hier der Kaiser (*per dominum imperatorem*) –, zum anderen der Urkundenschreiber selbst, Johannes aus Eichstädt (*Johannes Eystetensis*). Die Forschung kennt dieses Kanzleimitglied, das eigentlich Johannes Zufraß hieß, urkundlich seit 1353. In diesem Jahr wurde er Domherr in Eichstädt, woher sein gewöhnlicher Name rührt. Von 1355 bis 1371 ist Johannes aus Eichstädt als Notarius in der Kanzlei nachzuweisen, wo er zahlreiche Urkunden unterfertigte. Er darf mit Sicherheit zu den bedeutenden Notaren Karls IV. gerechnet werden¹².

Der kaiserliche *brief* wurde schon verschiedentlich in meist stark verkleinerter und daher oft kaum leserlicher Form reproduziert, sein Text auszugsweise oder auch vollständig in freilich nicht immer ganz einwandfreien und heute teilweise schwer zu beschaffenden Ausgaben im Druck veröffentlicht¹³. Eine vollständige und parallele Ausgabe von Text und Faksimile fehlte indessen bisher. Es war daher der Wunsch der Schriftleitung der Ludwigsburger Geschichtsblätter, die Kaiserurkunde in die Reihe der mit Heft 50 eingeführten Quellenbeilagen aufzunehmen¹⁴. Eine Übertragung des Textes in heutiges Deutsch erschien nicht notwendig; zu besserem Verständnis werden allerdings Begriffe und Wendungen, die sich dem heutigen Leser nicht ohne weiteres erschließen, in den Anmerkungen erläutert.

Zeile

Edition¹⁵

- 1 *Wir Karl von gots gnaden Romischer keiser zu allen zeiten merer des reichs*
- 2 *und kunig zu Beheim¹⁶ bekennen und tun kunt*
- 3 *offenlich mit diesem brieve allen den, die yn sehen odir horen lesin, daz fur*
- 4 *unser keiserliche wirdekeit komen seint die ediln*
- 5 *Eberhard und Ulrich gebruder, grafen zu Wirtemberg, unser und des reichs*
- 6 *lieben getreuwen, und haben uns fleizzlich*
- 7 *gebeten, daz wir in¹⁷ und iren erben von volkomenheit keiserlicher mechte*
- 8 *erleben und gunnen wollen, daz sie uz dem dorfe*
- 9 *zu Butinkeim eine gemurte stad machen, und daz sie galgen und stok¹⁸ und*
- 10 *allez hochgerichte und ouch daz, daz blut*
- 11 *und leib und gut antrift, und einen woche[n]markt da haben mogen. Des*
- 12 *haben wir angesehen ganze stete truwe der*
- 13 *egenanten¹⁹ bruder, die sie allezeit an uns und dem heiligen reiche beweiset*
- 14 *haben, und ouch solche nutzliche dinste, als sie*
- 15 *uns und demselben reiche mirlichen²⁰ gedienet haben, stetlicher und nutzlicher*
- 16 *dienen sullen und mogen in kunftigen*
- 17 *zeiten, und haben darumb mit wolbedachtem mute, mit rechter wizzen und*
- 18 *von keiserlicher macht den egenanten brudern,*

- 10 *iren erben und nochkomen grafen zu Wirtemberg gnedeclichen erleubt und*
erleuben in mit craft diz briefes, daz sie
 11 *daz vorgeante dorff zu Butinkeim [mit] muren, turmen, pforten, erkern,*
graben und anders, wie sie wollen, vesten²¹ und be-
 12 *waren und zu einer stad machen mogen, und wollen, daz sie daselbs ewicli-*
chen stok und galgen und alle hochge-
 13 *richt und mitnamen²² obir daz blut und daz leib und gut antriffet und ouch*
einen woche[n]markt, den sie setzen
 14 *werden und mogen zu irm willen. Auch wollen wir, daz die egenante stad zu*
Butinkeim und die burger, die dorinne
 15 *wonen odir wonen werden, haben sullen alle die friiheit, recht und gnade und*
ouch gebruchunge aller guter gewon-
 16 *heit²³, die da hat die stad zu Stukarten²⁴ mit beheltnusse²⁵ aller rechte unser*
und des reichs stete²⁶ und jedermannes in allen
 17 *den egenanten sachen mit urkund diz briefes versigelt mit unser keiserlichen*
majestad ingesigel, der geben ist zu Prage
 18 *noch Crists geburte druzenhundert jar, darnach in dem vierundsechzigstem*
jare, an sand²⁷ Augustinus tag,
 19 *unsir reiche in dem neunzenden und des keisertums in dem zehenden jare.*

*per dominum imperatorem
 Johannes Eystetensis²⁸*

Anmerkungen

- 1 Zum Verlauf vgl. Die 600-Jahrfeier der Stadt Bietigheim in Wort und Bild (Schriftenreihe der Stadt Bietigheim 6; Bietigheim 1966).
- 2 600 Jahre Stadt Bietigheim. 1364–1964 (Bietigheim 1964).
- 3 Hermann Roemer, Geschichte der Stadt Bietigheim an der Enz (Stuttgart 1956) S. 54 ff.
- 4 Hansmartin Decker-Hauff, Die Grafen und der Gnadenbrief des Kaisers, in: 600 Jahre Bietigheim (wie Anm. 2) S. 63–82. – Zu der ebenfalls am 28. August 1364 für die Grafen von Württemberg ausgestellten Laichinger Stadterhebungsurkunde Karls IV. vgl. dens., Ulm, Helfenstein und Wirtemberg auf der Hohen Alb im 14. Jahrhundert. Gedanken zur Laichinger Stadtgründungsurkunde von 1364, in: Aus Archiv und Bibliothek. Studien aus Ulm und Oberschwaben. Max Huber zum 65. Geburtstag (Ulm 1969) S. 147–151.
- 5 Bietigheim 789–1989. Beiträge zur Geschichte von Siedlung, Dorf und Stadt (Schriftenreihe des Archivs der Stadt Bietigheim-Bissingen 3; Bietigheim-Bissingen 1989).
- 6 Günther Bentele, Der Begnadigungsbrief Kaiser Karls IV. vom 28. 8. 1364 (ebda. S. 164–166). – Vgl. dazu auch 1200 Jahre Bietigheim. Etappen auf dem Weg zur Stadt von heute [Ausstellungskatalog] (Bietigheim-Bissingen 1989) S. 37 ff.
- 7 Zu Karl IV. und seiner Politik vgl. Lexikon des Mittelalters 5 (München 1991) Sp. 971–974 und die dort genannte Literatur.
- 8 Archivsignatur: H 51 U 687. Format der Pergamenturkunde (H × B): ca. 21 × 31 cm.
- 9 Auf die Wiedergabe in der Reproduktion wurde daher verzichtet.
- 10 Siehe unten Edition bei Anm. 28.
- 11 Dabei handelt es sich um einen einige Zentimeter breiten Teil am unteren Rand des Pergamentblattes, der umgefaltet war. So konnte man die Schnüre oder Pergamentstreifen zum

- Anbringen von Siegeln durch eine doppelte Lage von Pergament hindurchziehen, was ein Ausreißen erschwerte. – Bei den älteren Reproduktionen der Bietigheimer Stadterhebungsurkunde wurde die Plica irreführenderweise wegretuschiert.
- 12 Ludwig Erich Schmitt, Die deutsche Urkundensprache in der Kanzlei Kaiser Karls IV. (1346–1378) (Mitteldeutsche Studien Heft 11; Halle/Saale 1936) S. 79 f. Nr. 8, S. 88 f. Anm. 5, 27 ff. Vgl. auch Theodor Lindner, Das Urkundenwesen Karls IV. und seiner Nachfolger (1346–1437) (Stuttgart 1882) S. 22 Nr. 26.
 - 13 Schwer zu beschaffen ist etwa der Druck bei A. L. Reyscher, Sammlung altwürttembergischer Statutar-Rechte (Tübingen 1834) S. 260 f. Nr. 2; vgl. damit auch Bentele, Begnadigungsbrief (wie Anm. 6) S. 164.
 - 14 Vgl. Wolfgang Schmierer, Redaktionsbemerkungen, in: Ludwigsburger Geschichtsblätter 49 (1995) S. 229.
 - 15 In der mit Zeilennummerierung versehenen Edition sind *u* und *v* sowie *i* und *j* normalisiert; *cz* und *tz* werden als einfaches *z* wiedergegeben, sofern die Sprachentwicklung nicht zu *tz* geführt hat. Die durchaus üblichen Abkürzungen sind ohne besondere Kennzeichnung aufgelöst. Großschreibung erscheint nur an Satzanfängen und bei Eigennamen. Die Satzzeichensetzung wurde normalisiert.
 - 16 Böhmen.
 - 17 *in*, d.i. ihnen.
 - 18 *stok*, d.i. ›das Recht, in den Stock zusetzen‹; vgl. Schmitt, Urkundensprache (wie Anm. 12) S. 208.
 - 19 *egenant*, d.i. vorgeannt; vgl. Schmitt, ebda. S. 182.
 - 20 *mirclich*, d.i. merklich; die Wiedergabe mit *wirlich* ist unrichtig; vgl. Schmitt, ebda. S. 178.
 - 21 *vesten*, d.i. ›befestigen‹; vgl. Schmitt, ebda. S. 146.
 - 22 *mitnamen* = ›namentlich, vor allem‹; vgl. Schmitt, ebda. S. 182.
 - 23 *gewonheit*, d.i. ›Gewohnheitsrecht‹; vgl. Schmitt, ebda. S. 156.
 - 24 Stuttgart.
 - 25 *beheltnusse*, d.i. ›Einhaltung‹; vgl. Schmitt, Urkundensprache (wie Anm. 12) S. 160.
 - 26 So Vorlage (›Städte‹); die Wiedergabe mit *acte* ist unrichtig.
 - 27 *sand*, d.i. sanct.
 - 28 Kanzleivermerk auf dem Umbug.

Italienische Künstler am Stuttgarter und Ludwigsburger Hof des 17. und 18. Jahrhunderts*

von Remo Boccia

Italienische Künstler im 17. und 18. Jahrhundert in Württemberg

Dort, wo heute Ludwigsburg liegt, gab es einst eine üppige Waldlandschaft, in der Herzog Eberhard Ludwig von Württemberg zu jagen pflegte. Es hat den Anschein, als ob die Jagd und das Theater die einzigen Leidenschaften waren, denen sich der Herrscher hingab, um sich von seinen alltäglichen Pflichten zu zerstreuen. Doch waren dies zugleich zwei bedeutende Leidenschaften, von denen die eine zur Gründung der Stadt führte und die andere eine künstlerische Tradition einleitete. An der Realisierung beider Vorhaben waren Italiener maßgeblich beteiligt.

Herzog Johann Friedrich, der Großvater Eberhard Ludwigs, ließ seinerzeit aus Frankreich das dort sehr populäre Ballett einführen, um dem kleinen Herzogtum mehr Glanz zu verleihen. Das Ballett, ein musikalisch-pantomimisches Schauspiel, setzte keine Handlung voraus. Diese wurde vielmehr von den Schauspielern aus dem Stegreif erfunden. Diese Art des Vortrags genoss bei Hofe hohes Ansehen, da der Vortrag durch die verstrickte Handlung, die auf einem Konstrukt von Intrigen basierte, und durch improvisierte Dialoge, die mit viel Witz gespickt waren, beim Publikum für angenehme Unterhaltung sorgte. Das damalige Theaterpersonal bestand vorwiegend aus Kastraten, die auf ihre Privilegien pochten. Ihre Liebesaffären, ihre Geschichten von gegenseitigem Betrug und der daraus resultierende Klatsch riefen Groll und Rivalitäten hervor. Auf die Bühne übertragen, ließ dieser Hintergrund die Farcen noch lustiger erscheinen. Auch das Stuttgarter Theater hatte sich bereits einen guten Namen gemacht und von Zeit zu Zeit engagierte man Künstler aus verschiedenen Ländern, vorwiegend aus Frankreich und Italien. Bereits 1611 lebten am Stuttgarter Hof *Francesco Franchini*, *Giovanni Ludovici* und ein gewisser *Possenti*. Leider kann man weder die Orte ihrer Herkunft zurückverfolgen, noch weiß man, auf welchem Weg sie bis nach Stuttgart gelangten. Es ist jedoch bekannt, daß sie als Eunuchen-Sänger herzoglichen Schutz genossen. Infolge des Dreißigjährigen Krieges und der äußerst negativen Folgen, die er auf das Budget des Herzogtums hatte, wurde die Zahl dieser Sänger sehr stark reduziert. Für viele bedeutete es auch das Ende ihrer künstlerischen Tätigkeit. An dieser Stelle verliert sich die Spur dieser ersten Italiener.

Eine erneute Begegnung mit Italienern in Stuttgart findet sich im Jahre 1652, und zwar mit einem Vokalisten namens *Paolo Mazzuchelli* oder *Muzzachelli*. Als er im Oktober 1655 entlassen wurde, ging er nach Darmstadt. Von einem anderen,

* Redaktionsbemerkung: Der nachstehende, aus dem Italienischen übersetzte Beitrag ist Teil einer größeren Darstellung, die der Autor über das Wirken italienischer Künstler in Stuttgart vorbereitet.

Francesco Cantarelli, weiß man nur so viel, daß er im September 1656 starb. Im gleichen Jahr wurden die Gebrüder *Bartolomeo* und *Vincenzo Albrico* aus Rom eingestellt, der eine als Organist an der Hofkirche, der andere als Kapellmeister. Sie blieben bis zu ihrem Fortgang nach Dresden, wohin sie auch nach einem kurzen Aufenthalt in London zurückkehrten. Vincenzo starb in Prag, wo er eine Stelle als Musikdirektor fand. Demnach ist es nicht auszuschließen, daß noch mehr italienische Musiker sich in Stuttgart aufhielten. Leider fehlen uns hierfür die historischen Belege.

Viel später unternahm man den Versuch, die Oper nach dem Modell der »drammi musicali«, die in Italien im ausgehenden 17. Jahrhundert entstanden, einzuführen. Diese neue Art des Schauspiels setzte sich zuerst in Frankreich und dann in Deutschland durch. Unter anderem wurde eine Neuerung erkennbar, die an den Dramenautor, den sogenannten Librettisten, gebunden war. Was den Handlungsinhalt betrifft, so ließ sich der Librettist gewöhnlich von der griechischen Mythologie inspirieren, wobei er diesen Stoff häufig auf das Leben des gastgebenden Herrschers und auf seine stets wechselnden Gäste adaptierte. Durch diese Art des Vortrags, die von einer Lobesrede begleitet wurde, war ihm der Erfolg sicher.

1671 wurde zu Ehren von Herzog Eberhard III. das Musikstück »Lavinia« aufgeführt, das sich an den Äneide-Stoff des Virgil anlehnte. Die Hauptrolle wurde dem Sänger *Angelo Maria de Marchelin* anvertraut, einer hervorragenden »Knabenstimme«, der sich durch die Darbietung einen Vertrag und eine monatliche Pension von 300 Gulden ersang.

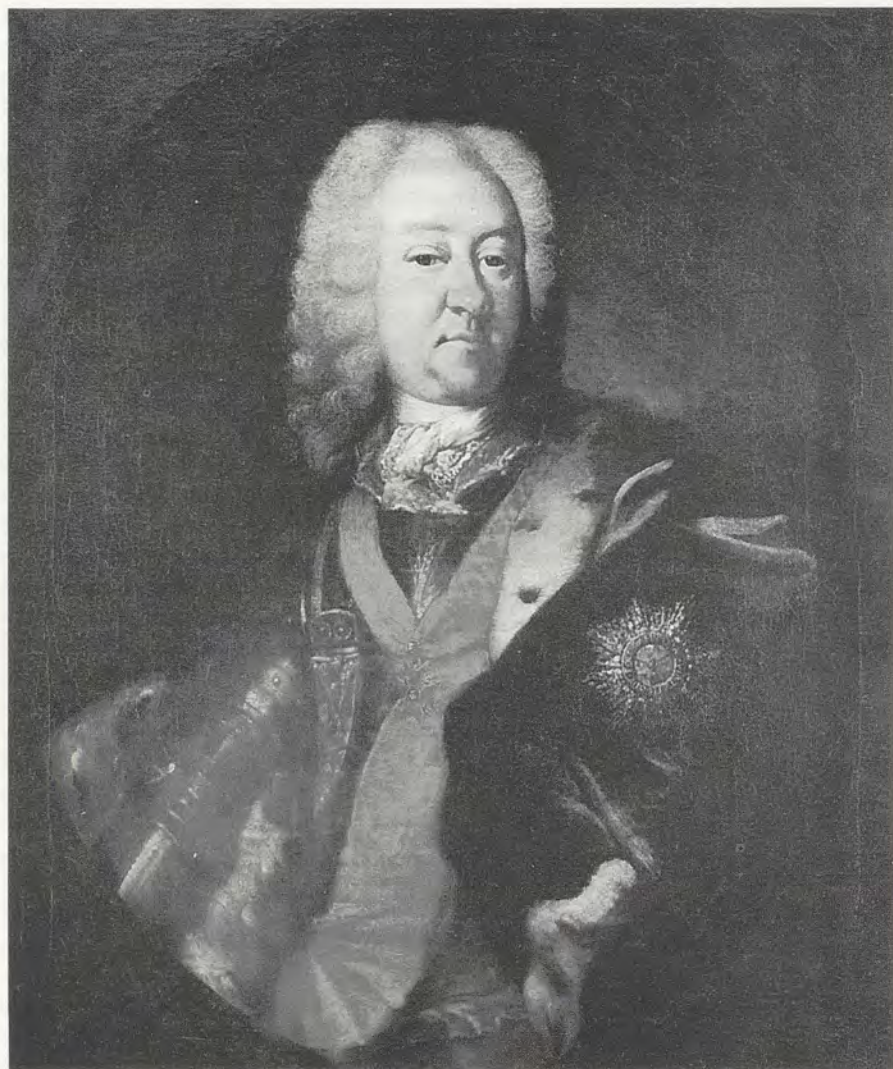
Eine geregelte Theateraktivität konnte jedoch erst durch Herzog Eberhard Ludwig gesichert werden. Im September 1698, anlässlich seines Geburtstages, wurde zum ersten Mal in italienischer Sprache die Oper von *Agostino Steffani* »Le rivali concordi« (Die einvernehmlichen Rivalinnen), nach dem Libretto von *Mauro Ortensio*, uraufgeführt. Die Oper trug wesentlich zur Unterhaltung der Gäste bei, so daß man beschloß, das Stück zum Geburtstag der Herzogsmutter noch einmal aufzuführen. *Ortensio*, der Dichter am Hofe von Hannover war, übersiedelte nach Stuttgart, wo er unter anderem zahlreiche Komödien schrieb, die teils von *Steffani* und teils von *Antonio Giannettini* vertont wurden. Der letztere soll in Venedig 1649 geboren und 1721 in Modena gestorben sein. Die Opernstücke waren sehr erfolgreich und trugen viel zum Ansehen dieser Autoren bei. Für die Handlung dieser Stücke ließ man sich vom deutschen Mittelalter inspirieren, was wiederum das Prestige des Herrschers vergrößerte. Der Herzog war gleichzeitig »Theaterintendant« und derjenige, der Schauspieler, Sänger und Orchestermitglieder unter Vertrag nahm. Zu den bekanntesten Musikern jener Zeit zählte man den Violinisten *Venturini* und den Oboisten *Schiavonetto*. Unter den Sängern ragten die Kastraten hervor. Hier wären *Campio*, *Giovanni Maria Ricci* und der Baß *La Rose* zu nennen. Der Chor war ohnehin mit »Knabenstimmen« besetzt. Die Rollen waren nicht festgelegt. Man wechselte sich ab, ohne daß vorgeschriebene Regeln zugrunde lagen. Oft war es der Herzog, der die Rollen verteilte. Er machte die Besetzung der Rolle nicht immer von den Fähigkeiten der Schauspieler abhängig, sondern von der Sympathie, die er zu einigen von ihnen hegte. *Pietro Loran*, einem hervorragenden Bühnenbildner, vertraute man oft Gesangsrollen an. Dieses Beispiel läßt bereits die daraus resultierenden Konsequenzen erahnen.

Um das Theater zum einstigen Glanz zurückzuführen, engagierte Herzog

Eberhard Ludwig Künstler, die sich bereits an anderen Fürstenhöfen Deutschlands hervorgetan hatten. *Pietro Felice Mattei* und *Filippo Scandalibene*, dieser war musikalischer Direktor am Theater von Bayreuth, hielten sich nicht lange in Stuttgart auf. Sie verließen die Stadt nach ein paar Monaten wieder. Dagegen hielt sich *Giuseppe Brescianello* länger am Stuttgarter Hof auf und dies in der Position des ersten Musikers und mit dem von vielen beneideten Gehalt von 1000 Gulden im Monat. Mit *Brescianello*, der im November 1716 am Theater aufgenommen wurde, begann sich die Stellung der italienischen Oper in Stuttgart auf Jahre hinaus zu behaupten. Unter seiner Führung wurde das Orchester mit hervorragenden Musikern besetzt, die dem Theater ein hohes künstlerisches Niveau gaben und es zu einem der führenden Opernhäuser in Europa werden ließen. Er experimentierte gerne, sowohl mit neuen musikalischen als auch mit neuen organisatorischen Formen. Anlässlich der Fastnacht des Jahres 1718, die zugleich wie in jedem Jahr die Theatersaison eröffnete, präsentierte er eine Pastorale und vertraute die Hauptrolle dem bereits erfahrenen *Mattei* an. Um dem Publikum das Verständnis zu erleichtern, ließ *Brescianello* neben dem italienischen Text eine französische Version einfügen. Dies stellte eine willkommene Neuerung dar. Ermutigt durch seine vielen Erfolge, wagte es *Brescianello*, für sich die Stelle als musikalischer Oberdirektor zu fordern. Doch Reinhard Kaiser, der für dasselbe Amt kandidierte und auf die Unterstützung des protestantischen Klerus zählen konnte, lehnte sich dagegen auf, indem er Kompetenz- und Prioritätsgründe anführte. Die Feindschaft zwischen den beiden eskalierte und führte zur Gründung zweier Parteien: der einheimischen Protestanten einer- und der ausländischen Katholiken andererseits. Die Streitfrage verwickelte beinahe die weltliche und geistliche Macht in eine Art Religionskrieg. Schließlich gelang es *Brescianello*, mit der Unterstützung des Herzogs den Streit für sich zu gewinnen.

Die neue württembergische Residenz: Ludwigsburg

Herzog Eberhard Ludwig war ein autokratischer und zugleich auch ein unbeständiger Herrscher. Seine Prunksucht und seine übertriebene Vorliebe für die Jagd kannten keine Grenzen. Das waren auch vorwiegend die Konfliktpunkte, die zu ständigen Reibungen mit dem Klerus und den Landständen führten. Diese waren eher bemüht, Anforderungen der Untertanen gerecht zu werden. Obwohl der Herzog weder über größere finanzielle Möglichkeiten noch über ein entsprechendes politisches Gewicht verfügte, die ihm als Legitimationsgrundlage hätten dienen können, ließ er dennoch leidenschaftlich gerne Schlösser bauen. Den Erlachhof, Keimzelle des heutigen Ludwigsburg, wollte er als Jagdschloß ausbauen. Er änderte jedoch bald seine Pläne, als er die junge und attraktive Wilhelmine von Grävenitz kennenlernte und sich in sie verliebte. Die Baupläne wurden demzufolge zu einer Residenz ausgeweitet, die er seiner »Favoritin« zum Geschenk machen wollte. Die Idee, ein Schloß zu errichten, in dessen Umfeld sich ein urbanes Zentrum entwickeln sollte, stammte ursprünglich von seinem Jugendfreund Baron Georg Friedrich Forstner von Dambenoy und von seinem Berater Heim. Aus dieser Idee ging eine andere weitaus ambitioniertere hervor, die die Errichtung eines Königspalastes vorsah, der dem höfischen Glanz des französischen Sonnenkönigs Ludwig XIV. in nichts nachstehen sollte.



Herzog Eberhard Ludwig von Württemberg

Da die Kriege des 17. Jh. nicht nur die Staatskasse geleert, sondern auch die Kreise der Künstler und Kunsthandwerker stark geschwächt hatten, bedurfte es eines Architekten, der fähig war, ein so großartiges Projekt zu realisieren. Auf Anraten der Geistlichkeit fiel die Wahl auf einen jungen Theologen, Philipp Joseph Jenisch. Dieser hatte sich durch »schwäbischen Fleiß« in den Fächern Physik und Mathematik hervorgetan und sich auf diese Weise einen Studienaufenthalt in Italien erworben. Indem er sich am Modell antiker romanischer Villen inspirierte, konzipierte Jenisch für das künftige Schloß einen zentralen Komplex von drei

Ebenen, der architektonische Stilmerkmale der Renaissance erkennen ließ. Der Saal, der zur Repräsentation diente, mündete in weitausholenden Terrassen, die Ausblick auf den Park der »Favorite« boten, während die Seitensäle als Orte der Begegnung und der religiösen Einkehr fungierten. Entlang des Eingangs waren Statuen im römischen Empire-Stil aufgestellt. Amphoren und eine sich an die Waldsymbolik anlehrende Ornamentik sollten der Anlage die ihr gebührende Strenge und Bedeutung verleihen. Dieser architektonische Ansatz, dessen Stil noch nicht klar definiert war, gefiel Eberhard Ludwig auf Anhieb, so daß er aus Begeisterung die Ortschaft, die bei dem Bau entstehen sollte, »Ludwigsburg« taufte. Er unterschrieb das Dekret zur Finanzierung des Projekts, was zu Lasten



Plan von Frisoni für Schloß Ludwigsburg

der Kirchenkasse ging, erhöhte die Zölle, befreite aber gleichzeitig diejenigen Untertanen davon, die sich in der Umgebung niederlassen wollten. Doch plötzlich kam es zu einer Wende. Man weiß nicht genau aus welchen Gründen der Herzog das ursprüngliche Projekt aufgab, doch sicher ist, daß er bereits im Besitz anderer, weitaus interessanterer Pläne war. Diese Pläne wurden ihm von Johann Friedrich Nette vorgestellt.

Um das Vorhaben voranzutreiben, holte Nette *Giuseppe Donato Frisoni* aus Prag. *Frisoni* war ein Stukkateurmeister, der sich ebenfalls auf andere Kunsthandwerke verstand. Nette schätzte vor allem seine Kunstfertigkeit, die in der phantasievollen Ausführung ihren Ausdruck fand. In Italien, wo sich die barocke Kunst und mit ihr zusammen auch andere Kunsthandwerksrichtungen etabliert hatten, gab es eine Vielzahl von Künstlern, die keine Beschäftigung auf ihrem Gebiet fanden. Diese Meister, die vorwiegend aus Campione und Lugano stammten, waren Architekten und Bildhauer zugleich, die sich hervorragend auf das Bearbeiten von Steinmaterial verstanden. Sie hatten eine Art Kunstakademie gegründet, wobei sie ihr Können gemäß der Tradition vom Vater zum Sohn weiter vermittelten. Viele von ihnen, darunter viele Familien, waren gezwungen, ihr Land zu verlassen, um ihren Beruf ausüben zu können. Es waren vor allem Maurer-, Zimmerer- und Stukkateurmeister, die aufgrund ihres Herumreisens an viele Höfe Böhmens, Österreichs oder deutscher Fürstentümer gelangten. Dank Nette erreichten sie Stuttgart beziehungsweise Ludwigsburg in den Jahren 1709 bis 1720. Es kamen die

Malermeister *Antonio Colomba* aus Arogno und *Tommaso Soldati* aus Bergamo, der Bildhauer *Giorgio Ferretti* aus Castiglione Intelvi, der Dekorateurmeister *Agostino Grandi* aus Venedig und viele andere aus dem Kreis von Frisoni.

Jenisch, der die Demütigung über seine Entthronung nur schwer »verdaut« hatte, schmiedete bereits Rachepläne gegen Nette. Zunächst war er bestrebt, sich die Gunst des Herzogs wiederzugewinnen, und in seiner Funktion als Bauinten-



Luca Antonio Colomba

dant schlug er ihm demzufolge mehrere Bauinitiativen vor. Doch aus diesen Projekten wurde nichts, genausowenig wie aus seinem Vorschlag, eine »Akademie für Architektur« zu gründen. Diese sollte als Ziel haben, die Vormachtstellung ausländischer Architekten, und damit waren die italienischen Architekten gemeint, einzudämmen. Wenn die Tugenden des Theologen über seine menschlichen

Schwächen dominiert hätten, so hätte er womöglich auf diesem Weg das eigene Ansehen verbessern können. Niedergeschlagen und desillusioniert wurde sich Jenisch zunehmend seiner Außenseiterrolle bewußt. Dennoch zettelte er eine Verschwörung an, um seinen Rivalen das Leben schwerzumachen. Nette, der bereits gesundheitlich angeschlagen war, verließ im Oktober 1714 infolge eines schweren Streits, der von Jenisch angezettelt worden war, den Bauplatz und flüchtete nach Paris. Dem Streit lag eine Anzeige wegen Veruntreuung zugrunde, die durch die Flucht Nettes nach Frankreich erhärtet wurde. Doch dies war ein Irrtum. Herzog Eberhard Ludwig, besorgt um seinen treuen Architekten, versuchte zu vermitteln und es gelang ihm, Nette zur Rückkehr nach Stuttgart zu veranlassen.

Doch auf dem Rückweg starb Nette infolge eines Schlaganfalls. Man schrieb den Oktober 1714. Dieser Todesfall ermutigte *Giuseppe Donato Frisoni*, seine Kandidatur als Bauleiter zu präsentieren. Die Kommission wies jedoch dieses Gesuch wegen »Fehlens erforderlicher Dokumente« zurück. Man überlegte, den Auftrag dem Architekten Sängler oder gar einem gewissen Reichmann, der beim Militär gedient hatte, zu übertragen. Aber diese Vorschläge wurden fallengelassen. Lediglich Jenisch blieb noch im Rennen. Doch der Herzog legte sein Veto ein: Jenisch sei »ein Theoretiker ohne jeglichen Hang zur Kreativität und zur praktischen Intuition«, versuchte er seinen Entschluß zu rechtfertigen. In der Tat hegte der Herzog gegen Jenisch einen solchen Haß, daß er ihn nicht länger in seiner Nähe duldete. Andere Personalvorschläge gab es nicht und diejenigen, die man anvisierte, waren nicht überzeugend genug.

Um die Existenz der italienischen Innung nicht zu kompromittieren, präsentierte *Frisoni* erneut, diesmal mit der Unterstützung der Innung, seine Kandidatur. Dem Gesuch fügte er die überarbeiteten Baupläne und die vollständige Topographie der sich allmählich entwickelnden Stadt bei. Als der Herzog die Baupläne sah, war er auf Anhieb begeistert, doch auch die Kommission war über »die Eleganz der Formen und der daraus resultierenden Gesamtharmonie« außerordentlich erstaunt. Für Jenisch war das die letzte bittere Enttäuschung. Er zog sich in das Kloster von Blaubeuren zurück und lehrte fortan am dortigen Seminar Theologie. Jenisch hatte sich verabschiedet von der »Ludwigsburger Bühne«, hinterließ jedoch als Erbschaft einen Herd des Aufruhrs und der Feindschaft gegen *Frisoni*.

»Ludwigsburg« ist aus der Laune eines Herrschers entstanden, doch die Stadt erblühte aufgrund der Genialität einiger Italiener. Als Allround-Handwerker am Projekt beteiligt, spielten sie später die Hauptrolle bei der Realisierung dieses monumentalen Werks. Kunsthistoriker halten das Ludwigsburger Residenzschloß für eine der größten und schönsten Schloßanlagen in barockem Stil in Deutschland. »Die Begabung des ersten fand im zweiten eine bessere Ausführung – schrieb ein Kunsthistoriker – obwohl jeder von beiden, mit derselben gedanklichen Intensität, die Originalität des anderen in seiner Arbeit einbezog.« In der Tat: Nette war produktiver und qualifizierter als Jenisch, der merkwürdigerweise in den Unterlagen selten zitiert wird. Der Ruf *Frisonis* nach Ludwigsburg erwies sich als eine treffende Entscheidung. Zweifellos hatte Nette damit dem Herzog einen unschätzbaren Dienst erwiesen. Die Beurteilung des Kunstkritikers sollte in diesem Sinne interpretiert werden. Die Variationen, die *Frisoni* den Anfangsplänen zufügte, entsprachen den improvisierten Bedürfnissen des »Serenissimus«. Als schließlich der Herzog im Jahre 1733 starb, war der Palast erst äußerlich vollendet. Die Topographie Ludwigsburg, die von *Frisoni* erdacht worden war, umfaßt heute



pag. 89.



Prospekt vom Schloß und Stadt Ludwigsburg



Aus Frisonis »Vues«: ursprünglich geplante Gartenseite

das Zentrum der Stadt. Für die damalige Zeit war die Stadtplanung ein höchst progressives, urbanistisches Vorhaben. *Frisoni*, der italienische Bauleiter, realisierte das Projekt mit viel Weitblick und Kompetenz. Somit verknüpfen sich die Namen dieser Italiener mit dem 14 Kilometer von der herzoglichen Hauptstadt entfernten Städtchen.

Frisoni und andere italienische Bauleute in Ludwigsburg

Als im Januar 1715 *Frisoni* die Bauleitung übernahm, mußte er zunächst organisatorische Fragen lösen. Der gewaltige Bauplatz erforderte vor allem eine vielseitige Spezialisierung des Personals. Dieses stellte er teils aus Bekannten und Verwandten seiner Heimatstadt Laino Intelvi sowie aus den bereits vor Ort ansässigen Italienern zusammen. In diesem Zusammenhang rührte er stark die Werbetrommel. Er ließ mündlich die Nachricht verbreiten, daß Personal gesucht würde. Dieses Verfahren ist uns ebenfalls vom großen Auswanderungsexodus bekannt, der zweieinhalb Jahrhunderte später einsetzen sollte. Dem ergangenen Ruf folgte der mit *Frisonis* Schwester Elena verheiratete *Lorenzo Mattia Retti* (soll 1668 in Laino geboren, 1714 in Ludwigsburg gestorben sein), der seine Söhne *Donato Riccardo, Paolo, Livio* und den minderjährigen *Leopoldo Matteo* mitbrachte. Diesen ver-

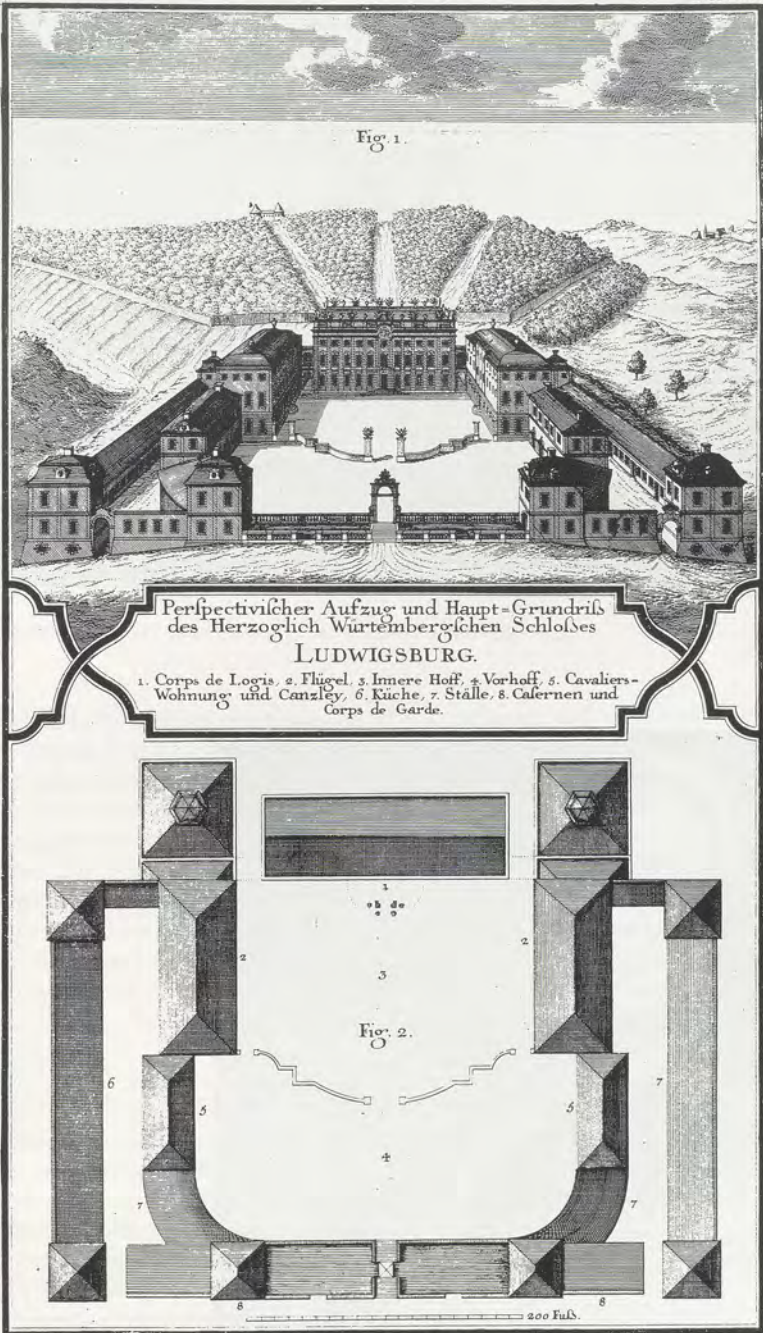


Deckblatt zu Donato Giuseppe Frisonis »Vues de la Résidence Ducale de Louisbourg«

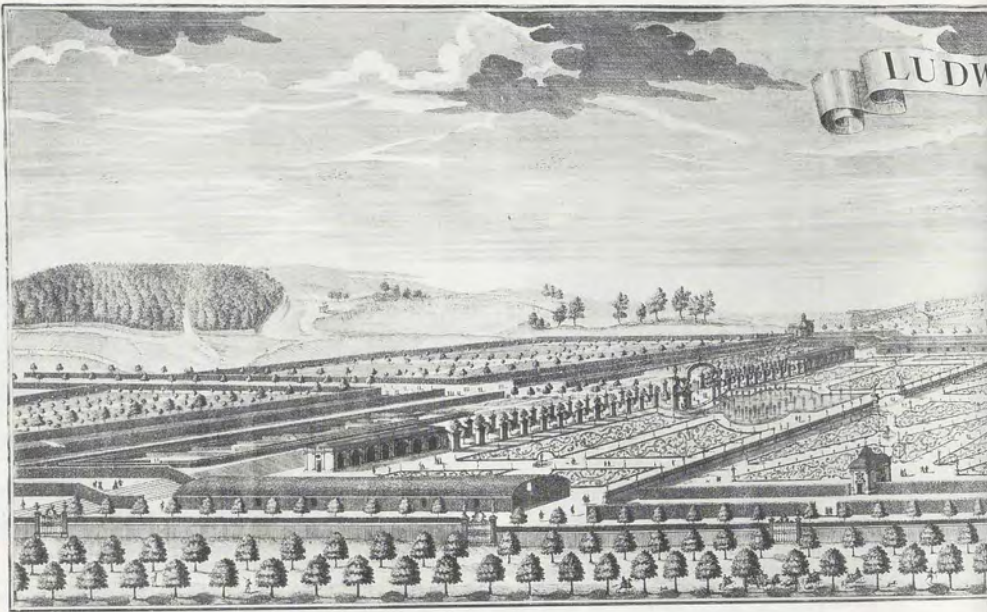
traute *Frisoni* verantwortungsvolle Aufgaben an. Lediglich den Jüngsten leitete er nach einer gründlichen Ausbildung in Mathematik, Geometrie und Trigonometrie zum Studium der Architektur an. Im Dienste der Herzöge von Württemberg und Brandenburg-Ansbach machte er eine blendende Karriere und bekleidete an beiden Höfen wichtige Positionen. *Leopoldo Matteo Retti* sollte in die Geschichte als erster Italiener eingehen, der sich in die vor Ort bestehende Gesellschaftsstruktur vollständig integrierte.

Aus Scaria kamen die Stukkateurmeister *Diego Francesco Carlone* und sein Bruder *Innocenzo Carlone*, aus Casasca der Steinmetz *Francesco Pedetti*, der Marmor spezialist *Giacomo Antonio Corbellini*, der Malermeister *Pietro Scotti*, die Bildhauer *Antonio Sylva*, *Carlo Daldini* und viele andere mehr. In der Folge kamen auch viele herausragende Künstler, Multitalente jener Epoche, die über mehrere Jahre in Ludwigsburg verweilten und ihr Können auch im Rahmen der Bühnenarbeit bewiesen. Für kurze Zeitabschnitte gastierten sie auch an anderen deutschen Fürstenhöfen.

Der Schloßbau, der insgesamt 18 Bauten mit 452 Sälen umfaßte und gemäß den Vorstellungen Herzog Eberhard Ludwigs als zukünftiger Herzogssitz dienen sollte, wuchs in überproportionalem Maße und verlangte dementsprechend eine ständig anwachsende Zahl von Arbeitskräften. Heutzutage läßt sich nur schwer feststellen, wieviele Italiener in Ludwigsburg lebten und wieviele sich im Laufe der Realisierung des gewagten Bauprojekts noch dort niederließen. Aus einer ungefähren Schätzung, die bereits um 1720 vorgenommen wurde, läßt sich ihre Zahl auf über 600 Personen bestimmen. Dies zeigt deutliche Züge einer sich fest



Bauplan für Schloß Ludwigsburg



Leopoldo Retti



Aus *Frisonis »Vues«*: Schloßanlage und Stadt Ludwigsburg

ansiedelnden Emigrantengemeinde. Es ist anzunehmen, daß viele Italiener einheimische Frauen heirateten, so daß sich im Laufe der Zeit ihre ursprüngliche Identität verwischte. *Frisoni* selbst war mit *Anne Marie Lebenthal* verheiratet, mit der er zwei Kinder hatte, die beide in jungen Jahren starben. Als er 1720 seine Frau verlor, heiratete er in zweiter Ehe die Witwe *Caterina Fontana*, die aus Como stammte. Die Nachkommenschaft überlebte in Stuttgart und Ludwigsburg bis 1878: ihr letzter Vertreter war Dr. *Eduard Frisoni*, der als Arzt und Zahnarzt bei Hofe diente. Dieser vermutlich letzte Nachfahre hinterließ ein beachtliches Vermögen. Der persönliche Besitz wurde zusammen mit einem Grundstück, das in der Kronenstraße in Stuttgart zu vermuten ist, der Stiftung »Frisonianum« übertragen, die das Ziel hatte, Waisenkinder und mittellose Witwen von Ärzten zu betreuen.

Infolge der Arbeiten am Herzogsitz und urbanen Zentrum Ludwigsburg hatte der Ruf *Frisonis* schon bald die Grenzen des Herzogtums überschritten. Obwohl er zahlreiche Bauprojekte übernommen hatte, beteiligte er sich auch an den Bauplänen der Kirche in Weingarten, deren Altar im barocken Stil heute noch zu bewundern ist. In Ludwigsburg erlebte *Frisoni* die schönste und für seine Arbeit produktivste Zeit seines Lebens. Mit den Einnahmen seiner Arbeit hatte er sich ein schönes Haus mit Vorgarten und privater Kapelle im neu entstandenen Wohnviertel von Ludwigsburg an der Schorndorfer Straße erbaut.

In dieser »italienischen Enklave« Ludwigsburgs verlief das Leben ruhig, fast eintönig, es bot keine Abwechslung außer der Arbeit. Festtage und Ruhezeiten wurden im Rahmen der Familie verbracht. In der Familie wurden die alten Tisch-Traditionen wieder lebendig. Dies veranschaulicht die Taufe von *Maria Carlone* in



Plafondgemälde in der Abnegalerie von Carlo Carlone



Marktplatz von Ludwigsburg mit Stadtkirche 1826

Hofen, der Frisonis Frau und *Barbara Bittio*, geborene Retti, als Patin standen. Hochzeiten und sonstige Feierlichkeiten stellten wahrhafte Ereignisse dar und boten gleichzeitig Gelegenheit, die italienische Gemeinschaft zu versammeln. Doch nicht alle Italiener lebten in Ludwigsburg. Es gab viele darunter, die in Hofen, Marbach, Schmieden und Bottwar ihr Leben verbrachten. Um der Langeweile zu entfliehen, zogen viele Schauspieler, Sänger und Orchestermitglieder mehrmals nach Stuttgart, wo für ein Minimum an Unterhaltung gesorgt wurde. Die ständigen »Reisen« nach Stuttgart beunruhigten den Herzog, zumal sie den Hofetat belasteten. Als dann das neue Theater eröffnet wurde, auferlegte er allen die Residenzpflicht in Ludwigsburg und kündigte für diejenigen, die sich widersetzen sollten, harte Strafmaßnahmen an. Im Oktober 1733 verstarb Eberhard Ludwig. Nachfolger wurde sein Cousin Karl Alexander aus dem Hause Württemberg-Winnenthal.

Der neue Herzog und das Theater

Herzog Karl Alexander hatte an zahlreichen Feldzügen unter österreichischer Fahne teilgenommen. In Serbien hatte er unter der Führung des Prinzen Eugen von Savoyen gegen die Türken gekämpft. Seit jener Zeit war er ein treuer Anhänger des Prinzen geworden und zum Katholizismus übergetreten. Beeinflusst vom taktischen und strategischen Genie jenes »Condottiere« und im Zeichen tiefer



*Karyathide am Favoriteschloß
von Giorgio Domenico Ferretti*

Ergebenheit hatte Karl Alexander allen seinen Söhnen den Vornamen Eugen gegeben. Eine große Leidenschaft des Herzogs Karl Alexander war das Theater – ein Theater, auf dessen Bühne die Falschheit, die Intrigen und der Klatsch der Hofgesellschaft zur Schau gestellt wurden. Um ein gewisses Minimum an Einnahmen zu garantieren, wurde im Theater der bezahlte Eintritt eingeführt. Doch dies stellte sich als eine unzureichende Maßnahme, um die bestehenden Kosten zu decken, zumal jeder vom Befreiungsrecht Gebrauch machen konnte.



Carlo Broschi genannt »Farinelli«

Durch die Vermittlung des Regimentkapitäns *Venturini*, wurde ein Theaterensemble aus Italien engagiert. Dem Ensemble gehörten u. a. die Geiger *Filippo Galetti* und *Gaggi*, und die Sängerinnen *Carolina Valvasori*, *Margherita Furiosi* und *Carolina Tedeschini* an. Wenige Monate später wurde der Komponist *Riccardo Broschi* als stellvertretender musikalischer Direktor unter Vertrag genommen. Er war der Bruder des berühmten Kastraten *Carlo*, auch »Farinelli« genannt. Um das verwahrloste Stuttgarter Theater zu restaurieren, wurde aus Frankfurt der Maler und Bühnenbildner *Innocenzo Bellavista* geholt. Er arbeitete fünf Monate lang zusammen mit *Carlo Carlone*, der die Aufgabe hatte, die Fresken zu restaurieren.

Die Regierungszeit Karl Alexanders dauerte insgesamt vier Jahre. Für die Anhänger von Jenisch erwies sich diese Zeitspanne als günstig, um ein Komplott

gegen *Frisoni* zu schmieden. Doch handelte es sich tatsächlich um ein Komplott? In Ludwigsburg hatten sich zwei Machtgruppen gebildet, eine um die Grävenitz und die andere um *Frisoni-Retti*. *Frisoni* hatte außer dem Projekt des Residenzpalastes auch fast alle Aufträge für öffentliche wie private Bauten in der Hand. *Paolo Retti*, Bauunternehmer ante litteram, hatte das Monopol über Baumaterial und über die Arbeitskräfte inne. Er hatte beim Fuchshof sein »Hauptquartier« und von dort aus kontrollierte er die Stein- und Kalkgruben, die Ziegelsteinbrennerei und die Tischlerwerkstatt. Ihm unterstanden auch der Verkauf und die Einschätzung von Grundstücken. Als tüchtiger Unternehmer hatte er sich die exklusivsten Grundstücke Ludwigsburgs »unter den Nagel gerissen«. Diese verkaufte er dann mit Profit weiter und mit der Auflage, den Auftrag für die Instandsetzung zu bekommen. Solche Vertragsbedingungen waren natürlich problematisch. »Doch niemand wagte es, zu protestieren« – so die Aussage des Architekten Heine anlässlich eines Gerichtsverfahrens gegen *Retti* »...da dieser einflußreiche Freunde und hochgestellte Schutzpersonen hatte«. Er schaltete und waltete in Ludwigsburg völlig unabhängig. Er war der große Mann, von dem ein guter Bauplatz und die Baumaterialien bezogen werden mußten. 1723/24 besorgte *Paolo Retti* die Errichtung des Marktbrunnens, mit dem lebensgroßen Standbild des Herzogs, um 1350 Gulden. 1724 begann er mit dem Bau der jetzigen katholischen Dreieinigkeitskirche gegenüber der Stadtkirche. 1728 erbaute er für die Gräfin von Würben, geborene von Grävenitz, das Schloß in Freudental. 1729 baute er auch das Schloß in Heimsheim. Die schönsten städtischen Bauten von Ludwigsburg waren von *Paolo Retti*: die meisten Amtshäuser, der



Der berühmte Kastrat Carlo Broschi, genannt »Farinelli«, war Bruder des Stuttgarter Hofmusikdirektors Riccardo Broschi

Grafenbau, der Mathildenhof, das Zuchthaus. Dr. Gerhard Heß schreibt über ihn: »Retti war der energische, schlaue, hochbegabte Baumeister. Er war ein Unternehmer von großem Format, mit Tausenden von Arbeitern, eigenen Werkstätten, Steinbrüchen, Gipsbrüchen, Werkskantinen, Ziegelhütten usw. Sein Hauptquartier war der Fuchshof. Hier gab er seinen Arbeitern Feste, um sie bei Stimmung zu halten.« Er wußte also die Dürftigkeit seiner Verwandten in nicht unbedeutenden Reichtum zu verwandeln. Bei dieser Sachlage ahnten seine Gegner einen Hauch von Korruption und reichten Klage ein wegen Unterschlagung und unrechtmäßigem Reichtum.



Evangelische Stadtkirche und Standbild des Herzogs Eberhard Ludwig in Ludwigsburg



*Marktbrunnen von Paolo Retti mit Standbild
des Herzogs Eberhard Ludwig von Giorgio Domenico Ferretti*

Es war eine schwerwiegende Anklage, die *Paolo Retti* und *Giuseppe Donato Frisoni* dazu veranlaßte, denselben Fehler wie damals Nette zu begehen. Anstatt ihre Unschuld zu beweisen, zogen sie vor, die Flucht zu ergreifen. Als sie sich jedoch den Behörden stellten und ins Gefängnis auf den Hohenurach gebracht wurden, mußten sie nach kurzer Zeit aus Mangel an Beweisen wieder entlassen werden. *Frisoni* starb einige Monate nach seiner Rehabilitierung am 29. November 1735. Er wurde in der Familiengruft beigesetzt, die noch heute auf dem Friedhof der Kapu-



Aus Frisonis »Vues«: Eingang des Fasanengartens von Paolo Retti

zinermönche in Öffingen bei Fellbach existiert. Paolo setzte für eine Weile seine Arbeit fort. Doch wegen der zahlreichen Anzeigen, die ihn diffamierten, zog er vor, nach seinem Heimatort zurückzukehren. Er starb 1748 im Alter von 57 Jahren. 1908 wurde eine Straße in Ludwigsburg nach ihm benannt.

Livio Retti, 1693 in Laino geboren, starb wie sein letzter Aufenthalt vermuten läßt, in Schwäbisch Hall am 2. Februar 1751. Als Maler führte er Arbeiten im westlichen Flügelbau des Ludwigsburger Schlosses sowie im Favoriteschloßchen aus. In Ansbach, wohin Livio zu seinem Bruder *Leopoldo* gegangen war, schmückte er die Innenräume des Schlosses und des Gesandtenhauses. Er war auch in Mergentheim, Würzburg und Schwäbisch Hall tätig. Die Wand- und Deckengemälde im Festsaal des neuen Rathauses von Schwäbisch Hall sind von ihm.

Donato Riccardo, der älteste der Brüder *Retti*, auch in Laino 1687 geboren, starb 1741 in Ellwangen. Er war Stukkateur. Mit *Soldati* legte er Entwürfe für die Stukkierung der »Galerie des Peintures« und der Stadtkirche vor. Mit *Diego Carlone* verfertigte er die Stukkateurarbeiten in der Schloßkapelle und im Favoriteschloß in Ludwigsburg. In Ellwangen renovierte er das Innere der Stiftskirche.

Die Anklage, die Flucht und schließlich der Tod *Frisonis* lösten im Kreise seiner Freunde und Verwandten Bestürzung und Verzweiflung aus. Einige von ihnen kehrten nach Italien zurück, andere folgten *Leopoldi Retti* nach Ansbach. Der größte Teil dieser heterogenen italienischen Gemeinschaft blieb weiterhin in Ludwigsburg. Es gelang ihr auch, sich gut in das soziale Gefüge zu integrieren. *Butti* und *Gueida* besaßen in der Schloßstraße ein Haus. Ihr Nachbar *Pironi*, der auch Schornsteinfeger war, hatte sogar drei Häuser. *Brentano* kaufte sich ein Haus in der zentral gelegenen Wilhelmstraße. *Lazaro* war der erste überhaupt, der eine »Cafetteria« eröffnete. Aus diesem bunten Kaleidoskop interessanter Persönlich-



»Favorite und Wildparc zu Ludwigsburg«



Wasserspeler von Giorgio Domenico Ferretti

keiten ragte besonders eine Gestalt hervor, die uns von Justinus Kerner bezeugt wird und *Mainoni* hieß. Den Alltag teilte er zusammen mit seiner älteren Schwester, die gewöhnlich vor dem gemeinsamen Laden mit einer Henne im Schoß auf einem Stuhl Platz zu nehmen pflegte.

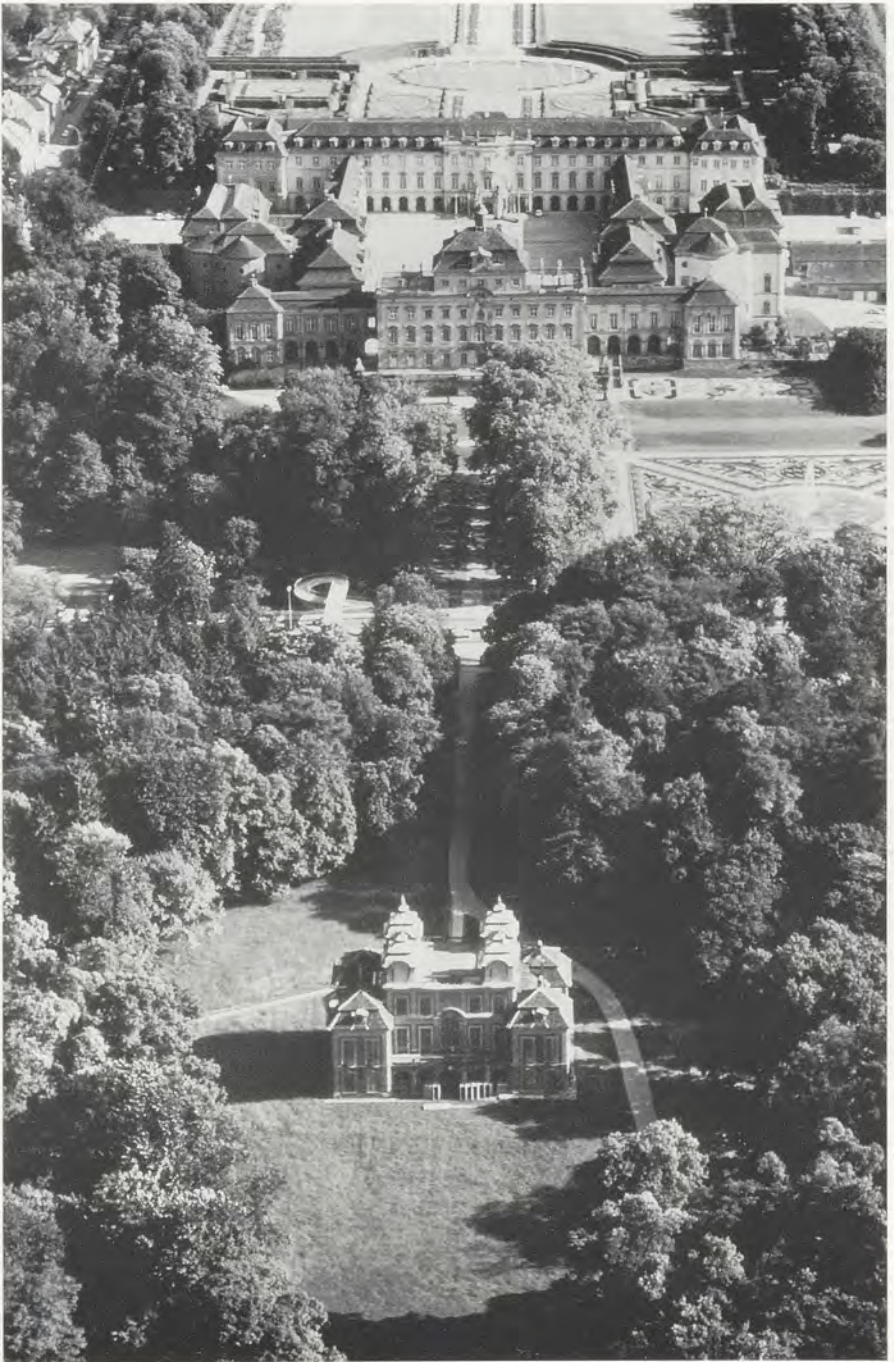
Leopoldo Matteo Retti setzte die Familientradition fort

Leopoldo, 1704 in Laino oder in Österreich geboren, starb am 18. September 1751 in Stuttgart an einer unbekanntem Krankheit. Mit 11 Jahren kam er nach Ludwigs-



Kaffeeberg um 1950. Im Eckhaus rechts befand sich das erste Ludwigsburger Kaffeehaus des Italieners Lazaro

burg und lernte mühelos unter Anleitung seines Onkels *Frisoni* das Handwerk. Er galt als frühreifes Kind. Mit 20 Jahren war er schon ein geschätzter Architekt und konnte sich der Gunst von Herzog Eberhard Ludwig rühmen, der ihm Studienreisen nach Italien und Frankreich finanzierte. Im Dezember 1726 wurde er mit einer jährlichen Besoldung von 400 Gulden zum herzoglichen württembergischen Baumeister mit dem Rang eines Ingenieur-Lieutenants ernannt. Unter *Frisonis* Leitung wirkte er am Schloßbau in Ludwigsburg mit und baute an den Türmen der Stadtkirche. 1728 wurde das gesamte Stadtbauwesen der neugegründeten Stadt Ludwigsburg vom Schloßbau getrennt und in die Hand einer Baudeputation gelegt, deren Leitung *Leopoldo Retti* übertragen wurde. Anfang 1731 wurde er an den Hof des Markgrafen von Brandenburg-Ansbach gerufen und als Ingenieur-Capitaine angestellt. Ein Jahr später wird er zum Baudirektor ernannt. Seine Hauptaufgabe war die Vollendung des Residenzschlusses. Für dessen Ausschmückung, neben einheimischen Künstlern, berief er eine Anzahl ihm nahestehender Künstler, wie die Stukkateure *Diego Carlone* und *Carlo Daldini* den Maler *Carlo Carlone*, den Marmorierer *Corbellini* und die Bildhauer *Carlo Ferretti* und Anto-



Residenzschloß und Schloß Favorite in Ludwigsburg

nio Sylva. Am 6. Juli 1733 heiratete Leopoldo in Mainz Anna Clara Darny (geb. 1712, gest. am 5. 11. 1782). Sie stammte aus Neuhausen auf den Fildern bei Stuttgart. Von den acht Kindern, die sie ihm schenkte, weiß man nur von Friederike, 1741 geboren, Katharina Anna Maria und Johann Georg Leopold, die in Stuttgart getauft wurden. Von 1734 bis 1736 baute Leopoldo in Weidenbach am Schloß Triesdorf eine neue Hofkirche mit Fürstenloge, 1736 vollendete er die St. Gumbertus-Stiftskirche in Ansbach.



Leopoldo Retti als junger Mann

1737 erweiterte er im Auftrag von Graf Karl August von Hohenlohe-Kirchberg das Renaissance-Schloß in Kirchberg an der Jagst. *Leopoldo Retti* verstand es, die gesamte Bautätigkeit, sowohl die fürstliche wie die private in Ansbach und im Fürstentum seiner obersten Aufsicht zu unterstellen. Dadurch hatte er sehr großen Einfluß. Er erhielt seine Erziehung und Ausbildung im Umfeld des Hofes, daher kannte er Vor- und Nachteile im Umgang mit Herrschern und Würdenträgern. Die Erfahrung seiner Verwandten sollte ihm als Warnung gerade im Umgang mit jenen Personen dienen, die sich auf heuchlerische Weise höfischer Manieren bedienten.



*Gruppe auf dem nördlichen Pfeiler der Einfahrt
in den westlichen Schloßhof von Giorgio Domenico Ferretti*





Residenzschloß Ludwigsburg: Alter Hauptbau



Residenzschloß Ludwigsburg: Neuer Hauptbau



Residenzschloß Ludwigsburg: Alter Hauptbau



Residenzschloß Ludwigsburg: Neuer Hauptbau





Ludwigsburg: Holzmarkt und Marktplatz



Ludwigsburg: Holzmarkt und Marktplatz

Herzog Karl Alexander starb am 12. März 1737. Sein Nachfolger Karl Eugen gab am 8. April 1744 der Stadt Stuttgart gegen ein »Don gratuit« von 30000 Gulden die schriftliche Erklärung, die Residenz wieder nach Stuttgart zu verlegen. Stuttgart war in den letzten 30 Jahren zugunsten von Ludwigsburg vernachlässigt worden. Aus diesem Grund mangelte es an repräsentativen Bauten. Die bereits vorhandene bautechnische Substanz war, abgesehen vom alten Schloß, sehr bescheiden und hielt dem, was in Ludwigsburg erbaut worden war, nicht stand. Deshalb lud der Herzog *Leopoldo Retti* im Juni 1744 zu einer ersten Besprechung über einen neuen Schloßbau ein, zu dem auch der amtierende Oberbaudirektor Württembergs, Johann Christoph David Leger, zugegen war. Dieser war ein Schulkamerad von *Retti*: beide hatten bei *Frisoni* gelernt. Leopoldo Retti entwarf ein großzügiges Schloßprojekt, das der Herzog genehmigte. Als Bauplatz war der sogenannte »Tiergarten« (heute Schloßgarten – Kunstgebäude – Schloßplatz) vorgesehen. Doch gegen diese Pläne kam der Widerstand des Geheimrates Bilfinger, der als Sachverständiger Leger zu Rate zog. Zwei Jahre lang pendelte *Retti* zwischen Ansbach und Stuttgart, um Einzelheiten zu besprechen und Änderungen vorzunehmen. Es mangelte an Geld, aber ebensowohl lagen Neid und Prestigedenken den Streitigkeiten zugrunde. Im Frühjahr 1746 kam *Retti* mit den in Ansbach ausgearbeiteten Plänen nach Stuttgart. Leger und *Galli Bibiena* (Kurfälzischer Baudirektor in Mannheim), die als Gutachter gerufen worden waren, fanden die Fassaden nicht prächtig genug. Erst als *Maurizio Pedetti* (ein Vetter *Rettis*) einen Kompromißvorschlag unterbreitete, drang *Retti* mit seinem Entwurf durch.

Ende 1748 berief Markgraf Carl von Baden-Durlach *Retti* nach Karlsruhe. Er hatte ihn in Stuttgart kennen- und schätzengelern. Dabei ging es um den Bau einer neuen Residenz. Im Mai 1749 legte *Retti* die Pläne vor. Sie sind noch erhalten. Als er im August 1750 von einer Reise nach Paris zurückkehrte, baute er auf Wunsch des Herzogs in Ludwigsburg noch ein Theater im Lusthaussaal. Beim Schloß in Stuttgart begann er mit dem inneren Ausbau des Gartenflügels. Dann starb er unerwartet am 18. September 1751. Mit ihm erlosch die barocke Kunst, die einige Italiener im »Schwabenland« zum Blühen gebracht hatten. Vom alten Auswanderungsstamm waren nur wenige übriggeblieben. Heute noch verweist eine Grabstelle in Öffingen, nahe des Kapuzinerklosters, auf die letzten Ruhestätten



Grabmal der Friederike Bittio (†1730) in der Kirche von (Stuttgart-)Hofen

von *Frisoni* und *Retti*. Auf dem Fundament, auf dem ein Obelisk steht, erinnern Inschriften, die trotz der Patina erhalten sind, an die Höhen und Tiefen, die sie durchlebt hatten. Sie erlitten die Ausgrenzung, nicht etwa weil sie Ausländer waren, sondern aufgrund der religiösen Intoleranz jener Epoche, die den Katholiken die Ausübung ihrer Religion auf protestantischem Boden verweigerte. Sie waren gezwungen, ihren Glauben in den Gotteshäusern jener katholischen Enklaven wie Hofen, Cannstatt, Öffingen und Neuhausen auszuüben. Dies erklärt, warum viele Italiener und andere Katholiken sich in dieser Gegend niederließen. Die *Frisonis*, *Rettis*, *Federica Bittio*, die in der Kirche St. Barbara in Hofen beige-setzt sind, konnten sich den Luxus einer Grabstätte erlauben. Von vielen anderen, die in Stuttgart lebten, und die nach ihrem Tod in einem Massengrab ruhen, haben sich die Spuren verloren.

Das Herzogtum unter Carl Eugen

Herzog Carl Eugen war neun Jahre alt, als sein Vater starb. Er mußte jedoch bis zu seinem sechzehnten Geburtstag warten, um die Nachfolge antreten zu können. Sein Vormund war Rudolf Herzog von Württemberg-Neuenstadt. Dieser war es auch, der die Regierungsgeschäfte in dieser Zeit übernahm. Er verfolgte insgesamt eine strenge Sparpolitik, die darauf abzielte, die herzoglichen Finanzen wieder auszugleichen. Das Theaterpersonal fiel als eines der ersten den Sparmaßnahmen zum Opfer. Es kam zu Massentlassungen von Schauspielern, Sängern, Theaterleuten und überflüssigen Bediensteten, über deren Tätigkeit niemand recht Bescheid wußte.

Dieser politische Kurs erfuhr jedoch 1744 eine Wende, als der legitime Nachfolger, Carl Eugen, die Regierungsgeschäfte übernahm. Was das Studium betrifft, so zeigte sich Carl Eugen ziemlich desinteressiert, obwohl er über eine rege Intelligenz verfügte. Er sprach fließend Französisch und Italienisch und war auch in der Lage, Latein gut zu verstehen. Er besaß vorwiegend künstlerische Talente. Als junger Mann hatte er die Gelegenheit gehabt, am Hofe von Friedrich dem Großen zu verkehren. Dies ermöglichte ihm, ein wenig vom Glanz und der Macht zu schnuppern, die seinen großzügigen Amphitruon umgaben. Aus Stuttgart wollte er den Hauptsitz eines modernen Staates nach preußischem Vorbild machen. Für dieses Vorhaben benötigte er Leute mit wachem Verstand, doch das Herzogtum hatte gerade auf diesem Gebiet wenig zu bieten. Als er als Gast König Ludwig XV. in Paris besuchte, konnte er den Glanz des französischen Hofes selbst in Augenschein nehmen. Er zeigte sich von den Bauten, von der militärischen Organisation sowie vom Theater stark beeindruckt. In sein Herzogtum zurückgekehrt, war er um so entschlossener, seine Idee in die Realität umzusetzen. Nach dem Modell der »Ecole Royale Militaire«, gründete er eine militärische Akademie, der er den Namen »Hohe Karlsschule« gab. Diese sollte für die Ausbildung der zukünftigen Elite des Herzogtums sorgen. An dieser Schule wurden vielversprechende junge Talente gefördert, nicht ohne die Disziplin als eine der wichtigsten Tugenden einzubeziehen. Die Akademie stand prinzipiell für jeden talentierten Studenten offen. Es waren dies Ausländer und Einheimische, Adlige und Bürgerliche, Katholiken und Protestanten. Das gemeinsame Zusammenleben diente dazu, den kulturellen Horizont der Studenten zu erweitern. Standesprivilegien und Glau-

bensschränken hatten hier ihre Berechtigung verloren. Viele von ihnen erhielten die Möglichkeit, als Stipendiaten im Ausland ihr Wissen zu vertiefen. Auch wenn eine enge Verbindung mit Frankreich bestand, mit dem Carl Eugen einen militärischen Kooperationsvertrag abgeschlossen hatte, verspürte er ebenso eine besondere Neigung zu Italien und dessen kulturellen und künstlerischen Reichtum.

Der Herzog begünstigte Studienreisen und längere Aufenthalte in Italien, um durch die Künstler und Literaten neue Impulse und Ideen in das Herzogtum einfließen zu lassen. Diese Tradition hat bis in unsere Tage nichts von ihrer Gültigkeit eingebüßt. Die »schwäbischen Stipendiaten« vergrößerten somit den Kreis deutscher Künstler, »Nazarenen« genannt, der sich in Rom unter anderem im »Café Greco«, in Florenz und Venedig traf. Sie waren alle von der Schönheit und vom künstlerischen Reichtum der Stadt am Tiber fasziniert. So kehrten nach einem längeren Italienaufenthalt Nicolas Guibal und Adolf Friedrich Harper in das Herzogtum zurück, um an der Karlsschule Kunst zu unterrichten. Eine ähnliche Karriere machten die Bildhauer Jakob Scheffauer und Johann Friedrich Dannecker, Schüler des Canova, sowie die Architekten Nikolaus Friedrich Thouret und Ludwig von Zanth. Zanth war der erste, der eine sehr lesenswerte Schrift über die antike und moderne Architektur Siziliens und über die Bauten Pompejis verfaßte. Die Erfahrungen der Künstler, die in Italien gelebt hatten, wurden 1789 in der Zeitschrift »Italien und Deutschland« veröffentlicht. Diese Zeitschrift machte ihre Leser auf die engen kulturellen Beziehungen aufmerksam, die beide Länder gemeinsam hatten.

Auch Carl Eugen reiste gern und oft nach Italien, um Kontakte zu knüpfen und sich von der Atmosphäre des Landes inspirieren zu lassen. Die erste Reise fand im Jahr 1752/53 statt. Er besuchte dabei viele Manufakturen, Museen, Kirchen, Theaterhäuser und all die Sehenswürdigkeiten, die seine unersättliche Lust auf Wissen anlockte. In Venedig logierte er in der Herberge »Scudo di Francia«. Hier konnte er mit seinen Stipendiaten zusammen sein und an ihren Erfahrungen teilhaben. 1767 kehrte er erneut in die Lagunenstadt zurück, um sich sechs Monate als Gast der Familie *Barbarigo* auf dem Anwesen »Morocco« in Murano aufzuhalten. In dieser Zeit lernte er viele Künstler und Gondolieri kennen, die er in sein Herzogtum einlud. In Rom veranlaßten die antiken Denkmäler ihn dazu, im Parkgelände seiner Hohenheimer Residenz ein getreues Nachbild in Miniatur zu konstruieren. Dort besuchte Carl Eugen weiterhin Trastevere, er bewunderte die Paläste der Patrizier, die »Fabbrica degli Strazzi« und die Scuola degli »orfanelli«, im Waisenhaus San Michele an der Ripa Grande. Anlässlich eines Besuches in einer Schule für Druck erhielt er von den Auszubildenden ein kostbares Tagebuch in Ledereinband als Gastgeschenk. Der Herzog richtete sein Interesse vorwiegend auf die soziale Funktionen dieser Einrichtungen. Für weltlich-mondäne Festlichkeiten war er kaum zu gewinnen. In Rom machte er die Bekanntschaft mit hochgestellten Prälaten des Vatikans, mit denen er, einmal in sein Herzogtum zurückgekehrt, eine reiche und umfangreiche Korrespondenz führte. Diese Prälaten waren auch diejenigen, die ihm ständig neue Talente vermittelten. Er kaufte Kunstwerke ein, die ihm vom Archivar der Vatikanischen Bibliothek, *Gaetano Marini*, empfohlen wurden. Auf Vermittlung des Museumsdirektors, *Ridolfini Venuti*, lernte er dann den einflußreichen Kardinal *Albani* kennen, der ihn wiederum mit dem musikalischen Leiter der Schule »Santa Cecilia«, *Niccoló Jommelli*, bekannt machte. Den Namen *Jommellis* hatte er bereits in Venedig gehört und es ist anzunehmen, daß Carl

Eugen die Aufführung eines Werks des Maestro gesehen hatte. Doch das Interesse an diesem Künstler nahm zu, als er seine persönliche Bekanntschaft machte. Auf diesen Künstler werden wir weiter unten ausführlicher eingehen.

Die Jahrzehnte, die die erste (1752/53) von der zweiten und zugleich letzten Reise (1774/75) Carl Eugens nach Italien trennten, markierten eine Periode des kulturellen und wirtschaftlichen Aufschwungs für das Herzogtum. Von seinen



Niccolò Jommelli (1714–1774). (Bildnis von De Marchi)

Reisen pflegte er nicht nur neue Ideen mitzubringen, er holte sich auch Handwerksmeister und führte neue Produkte ein, um die Landwirtschaft, das Kunsthandwerk und den Handel anzuregen. Aus Mailand importierte er die Maulbeere, um den Grundstein für die Seidenherstellung zu legen. Ausgehend von diesem Textilzweig, öffnete er die Tore für italienische Fachkräfte, die die schwäbische Arbeiterschaft in die Produktion anleiten sollten.

In späteren Jahren dachte man daran, auch den Mädchen eine gebührende Schulausbildung zu geben. Diese Einsicht ging auf eine Idee von Carl Eugens zweiter Frau Franziska zurück und aus diesem Grund wurde die »Ecole des

Demoiselles« gegründet. Eine Kunstakademie entstand aus der Notwendigkeit heraus, Bühnenbildner für das Theater auszubilden sowie Architekten in ihr Fach einzuführen, um später großangelegte Bauprojekte zu realisieren. An der Akademie unterrichteten *Antonio Bittio*, der mit *Barbara Retti* verheiratet war, ferner *Giosué* und *Bartolomeo Scotti* und *Giorgio Domenico Ferretti*. Sie hielten Seminare in den Fächern Zeichnen, Bildhauerei, Malerei und Modellieren ab, die auch von den Schülern der berühmten Ludwigsburger Porzellanmanufaktur besucht wurden. An der Musikhochschule lehrte der Violinist *Eligio Ligi*, ein gebürtiger Römer, der von seinen Studenten sehr geschätzt war. Sein Nachfolger wurde *Ferdinando Mazzanti*. Das Lehrpersonal der Musikhochschule und der Kunstakademie bestand fast ausschließlich aus Italienern. Sie waren die Nachkommen der ersten italienischen Generation. Um den Studenten das Lernen zu erleichtern, wurden Kurse in italienischer Sprache eingeführt. Wenn man die Chroniken konsultiert, so stellten diese Kurse durchaus kein Novum dar. Sie fanden bereits seit 1716 statt und wurden seither stets mit viel Interesse besucht. Der Unterricht wurde von Friedrich August Werther gehalten, der Professor für italienische Literatur in Venedig war. Wegen Meinungsverschiedenheiten mit dem Herzog wurde er durch den Sänger *Del Moro* ersetzt. Doch dieser fühlte sich bei der Tätigkeit unterbezahlt und zog es vor, zum Theater zurückzukehren. An seiner Stelle kam ein neapolitanischer Gelehrter, *Matteo Procopio*. Dieser hatte sich einen Namen gemacht, indem er das philosophische Werk von *Ludovico Antonio Muratori* übersetzte. *Procopio* hatte Mathematik, Medizin, Literatur und Philosophie studiert. Von Neapel übersiedelte er nach Wien und später nach Stuttgart, wo er die Italienischkurse auf ein Universitätsniveau brachte. Er stellte eine italienische Grammatik für Anfänger zusammen und führte die Fortgeschrittenen in das Studium bedeutender Autoren wie *Tasso* und *Metastasio* ein, von denen die Librettisten die Ideen und den Plot für ihre musikalischen Werke bezogen. Die italienische Sprache war sehr verbreitet und wurde von allen gebildeten Personen verstanden und gesprochen.

Am Hofe Carl Eugens lebte man in einem ständigen Festrausch, der u. a. in Theatervorstellungen, Opernaufführungen, Ballettabenden und Konzerten seinen Ausdruck fand. Das Künstlerpersonal war das professionellste, das Europa damals zu bieten hatte.

Nach seiner Trennung von der schönen, doch moralisch strengen Friederike von Bayreuth schien der Herzog wieder zu seinen libertinen Tagen zurückzufinden. Am Schloß Solitude hatte er in einer Dependence, die lediglich ihm zugänglich war, eine venezianische Tänzerin namens *Bonafini*, deren Charme er sich nicht entziehen konnte, einquartiert. Doch auch zu *Anna Maria Riccieri* empfand er eine besondere Zuneigung. Als diese unerwarteterweise verstarb, ordnete der Herzog ein Staatsbegräbnis ab. Im Tagebuch des Pfarrers von Hofen findet sich eine suggestive Beschreibung jener Beisetzung: »Am 21. 12. 1764 wurde die 16jährige Hoftänzerin *Anna Maria Riccieri* in der Kirche beerdigt. Ganz romantisch ging das zu. Nachts um 12 Uhr in Gegenwart des Serenissimo [des Herzogs] und des Hofstaates, wobei 1500 Kerzen und 600 Öllampen in dem kleinen Kirchlein brannten, wurde sie im Chor der Kirche in einem mit Backsteinen ausgemauerten Grab bestattet.« Man fand das Grab, als man im Juni 1972 den Boden der Kirche wegen der Bodenheizung tiefer legte.

Am Hofe verkehrten viele italienische Frauen, darunter die Schauspielerin *Toscani*, die Tänzerin *Binetti*, die zugleich Geliebte des Botschafters von Wien, Baron

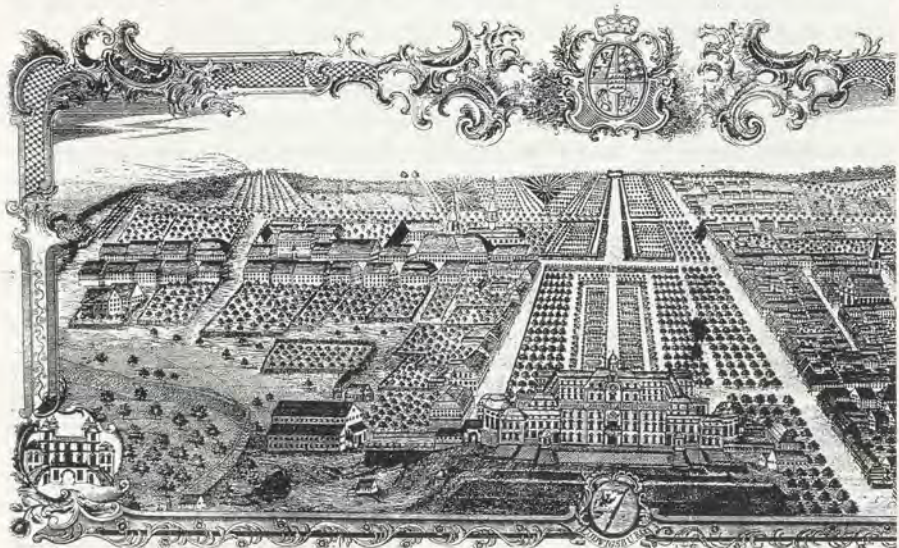
von Rieth, war. Ferner die *Vulcani* und die *Gardelo*, die Tochter eines Gondoliere. Um die *Gardelo* nach Stuttgart zu holen, hatte der Herzog ihrem Mann eine ansehnliche Summe für die Trennung ausbezahlt, wobei das Gerücht umging, daß ihr Mann durchaus froh war, sie loszuwerden. Als Carl Eugen ihrer überdrüssig wurde, verlieh er ihr den Titel einer »Madame« und veranlaßte, daß man ihr eine Pension bis zu ihrem Tod bezahle. Dies berichtet in seinen Memoiren *Giacomo Casanova* und fügt noch weiteren Klatsch über die Stuttgarter Residenz hinzu. *Casanova* stattete 1760 Stuttgart seinen Besuch ab, wobei er sich über die ganze Dauer seines Aufenthalts als Chevalier de Seingalt ausgab. Die Beschreibungen, die *Casanova* über den Hofstaat und den Herzog liefert, tragen dazu bei, die Hofgesellschaft genauer zu beleuchten. Als Prototyp des Genius eines anderen Italiens und als Antityp zum italienischen Personal vor Ort, das sich durch konkrete Kreativität und Produktivität auszeichnete, nützte dieser charmante Betrüger die Gastfreundschaft des Herzogs und des ahnungslosen Wirtes des Gasthauses »Zum Bären« – in der Dorotheenstraße gegenüber der heutigen Markthalle – aus. Er machte sich Courtisane, Kuppler und Berufsspieler im Rahmen seines betrügerischen Plans zu Komplizen. Uns ist seine Freundschaft mit dem Berufsspieler *Pocchini* bekannt, der in der Nähe des Gasthauses einen Spielsalon betrieb. Um dem Lebensstandard eines Adelsmannes aufrechtzuerhalten, versuchte *Casanova* sich beim Kartenspiel Kapital zu verschaffen, wobei er regelmäßig mit gezinkten Karten spielte. Als sein Falschspiel schließlich entdeckt wurde, mußte er die Stadt verlassen, sehr zum Leid seiner zahlreichen enttäuschten Mätressen und seiner Gläubiger. Sieben Jahre später kehrte er zurück und stellte sich am Ludwigsburger Hof als neuer Sekretär des Herzogs vor. Da der Herzog sich jedoch zu diesem Zeitpunkt nicht am Hofe befand, nützte *Casanova* die Gunst der Stunde und ließ sich eine Summe Geld vorab auszahlen, mit der er sogleich das Herzogtum verließ.

Die italienischen Künstler

»Ein Hof ohne Theater ist ein Hof ohne Glanz und Ruhm.« Der Ruhm, den Carl Eugen ersehnte, war eng an den Mythos und an die Extravaganzen seines französischen Standesgenossen, König Ludwig XV., geknüpft. Für ihn war das Theater der Inbegriff aller gesellschaftlichen Aktivitäten, und um diese anzuregen, widmete er sich ihm mit seinem ganzen jugendlichen Überschwang. Die von seinem Vormund durchgeführte strenge Finanzpolitik hatte dazu geführt, das Theater als Teil des Orchesters mit wenigen Elementen zu reduzieren. Demzufolge war eine seiner ersten Amtshandlungen, *Giuseppe Brescianello* wieder zu engagieren. Als Vertreter der einstigen Glanzzeit des Theaters sollte er ein neues Ensemble zusammenstellen. Aus Paris ließ er *Françoise Guzzoni-Sandoni* kommen, die einst ein gefeierter Star am Opernhimmel war. Sie wurde um 1700 in Parma geboren und durfte im Laufe ihrer Karriere große Erfolge in London mit der Unterstützung von Georg Friedrich Händel feiern. Aufgrund ihrer wunderschönen Stimme nannte man sie »die goldene Leier« und obschon im Alter fortgeschritten, dominierte sie noch immer die Opernbühnen Frankreichs. Nach einem dreijährigen Aufenthalt verließ sie jedoch Stuttgart, wobei die Zurückbleibenden sie u. a. wegen der hinterlassenen Schulden vermißten.

Eine programmatische Restrukturierung des Theaters wurde erst im Jahre 1748

möglich, als die Gemahlin des Herzogs, Friederike von Brandenburg-Ansbach, sich dieser Aufgabe annahm. Aufgewachsen war sie an einem Hofe, an dem die italienische Musiktradition sehr lebendig war. Friederike wurde durch diesen besonderen Kulturstil sehr geprägt, somit zögerte sie nicht, diese Lebensart in ihre neue Residenz einzuführen, zumal auch ihr Gemahl von der Oper fasziniert war, die in Stuttgart noch keine so hohe Popularität genoß. Für musikalische Anlässe wurde von *Leopoldo Retti* der große Saal des Lusthauses umfunktionierte, den *Innocenzo Colomba*, *Antonio Bittio*, *Giovanni Tamonti* und *Bartolomeo Pinchetti* mit Stuckarbeiten und Fresken ausstatteten. Dieser Saal wurde am 30. August 1750 anlässlich des Geburtstages der Herzogin eingeweiht. Zur Feier wurde ein Stück von *Pietro Metastasio* »*Artaserse*« gespielt. Die Rollen wurden mit bekannten Künstlern besetzt: *Marianne Pirker*, eine Freundin von Herzogin Friederike, *Giuseppe Jozzi*, ein Kastrat aus Rom und sehr geschätzter Klavierspieler, *Luigia Peruzzi*, *Stefano Leonardi* und *Antonio Casati*. *Giovanbattista Bianchini* dirigierte das Gastorchester aus Bayreuth. Ein Jahr später wurde die neue Theatersaison mit der Oper von *Niccolò Jommelli*, der damals noch nicht in Stuttgart lebte, »*Ezio*« eröffnet. Es folgte erneut ein Stück von *Jommelli* »*La Didone abbandonata*« nach dem Libretto von *Metastasio*. Ermutigt durch die vielversprechenden Anläufe, wollte die künstlerische Leitung sowohl das Repertoire als auch die Besetzung ausweiten. Auf Vermittlung des Impresario *Pietro Mingotti* engagierte man *Giuseppe Paganelli* aus Padua und *Giuseppe Sidotti*. Es wurde sogar ein Librettist verpflichtet, *Ludovico Lazarino*, dem man den begehrten Titel eines Hofdichters verlieh. *Pietro Trapassi*, alias *Metastasio*, blieb jedoch der von allen Komponisten am meisten bevorzugte Dramenautor. *Metastasio* lebte in Wien, wohin er sich 1730 begab, um die Stelle des Hofdichters, einst von *Apostolo Zeno* besetzt, anzutreten. Am 11. Februar 1753, Geburtstag von Herzog Carl Eugen, fand eine Premiere statt, die in ganz Europa den Namen des Stuttgarter Theaters bekannt



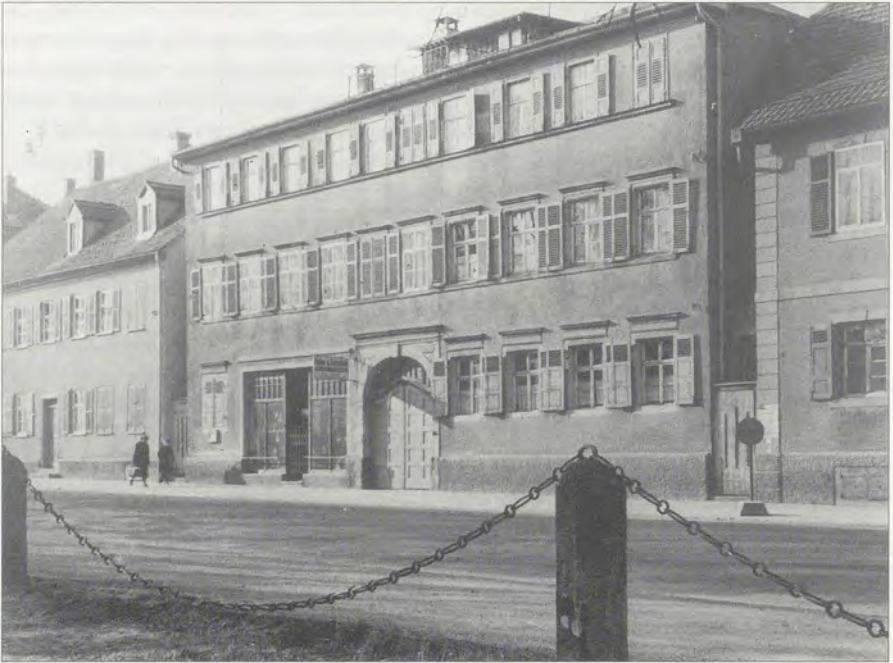
Ludwigsburg mit dem Opern- und Theatergebäude (Ausschnitt)

machen sollte. Bei der Premiere handelte es sich um »Fetonte«, ein Stück, das *Jommelli* nach dem Libretto von *Leopoldo de Villati* oder *Mattia Verazi* vertont hatte. Es war eine monumentale Oper mit einer komplizierten mythologischen Handlung und großen szenischen Anforderungen, die *Battista D'Allio* bei der Inszenierung bewältigen mußte. Der Erfolg der Oper war zugleich ein Triumph für Herzog Carl Eugen, der sich unverzüglich anschickte, den Maestro zu empfangen.

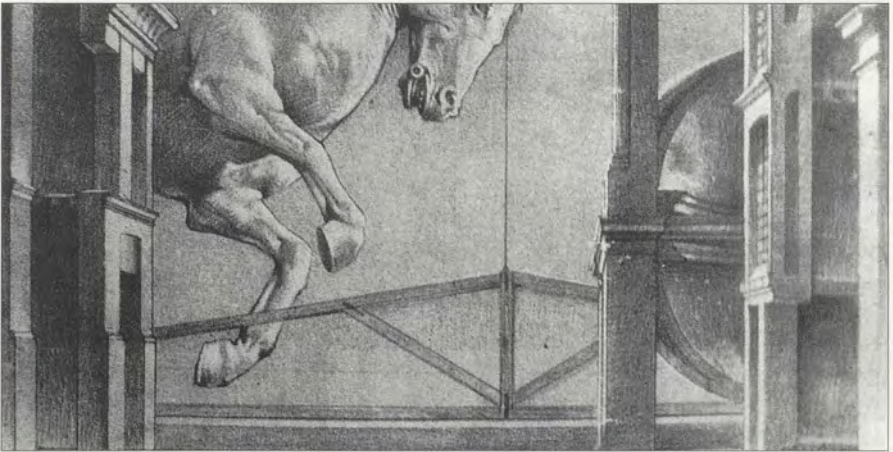


Johann Baptist Innocente Colomba

Als Carl Eugen während seiner ersten Italienreise 1752/53 *Jommelli* kennenlernte, spürte er sofort, welch ein Gewinn für sein Theater ein Musiker von dieser Größe sein würde. In diesem herausragenden Mann, der seinem Charakter nach besonnen und gutmütig und in seiner Arbeit sehr gewissenhaft, ja beinahe pedantisch war, verbarg sich ein ungeheuer kreatives Potential. Das Angebot des Serenissimus überzeugte *Jommelli*, nach Stuttgart überzusiedeln, obwohl der Mannheimer Hof und das portugiesische Königshaus große Anstrengungen unternahmen, um *Jommelli* für sich zu gewinnen. Ausschlaggebend für seine Entscheidung war nach *Jommellis* Worten der Feinsinn des Herzogs von Württemberg, der sich für kulturelle Fragen stets als höchst sensibel und kompetent erwiesen habe. In Stuttgart kam *Jommelli* am 10. August 1753 an. Sein Vertrag sah eine Anfangsapa-



Stuttgarter Str. 16: ehemaliges Wohnhaus von Niccoló Jommelli



*Szene aus der Oper »Fetonte« von Niccoló Jommelli
(aus einer Inszenierung an der Mailänder Scala)*

nage von 3000 Gulden vor, die in der Folgezeit um das Zweifache erhöht wurde. Außerdem bedachte man ihn mit allerlei Zuwendungen, wie etwa einer Tabakdose, gefüllt mit 100 Zechinen, für das Gelingen jeder neuen Oper. Dienstkarossen, Futter für die eigenen Pferde sowie Freiholz für die Wohnungen in Stuttgart und Ludwigsburg sollten ihm samt Entgelt für das Dienstpersonal zur Verfügung stehen. Ferner sollte, im Falle seines Ablebens, seiner Gattin, *Vittoria Ricci*, eine



Niccoló Jommelli
(Lithographie von Karl Traugott Riedel aus der Stuttgarter Zeit)

Rente von 75 Gulden ausbezahlt werden. Trotz allem brachte es der »bestbezahlte Künstler der Welt« fertig, auf Schuldenbasis zu leben. Und obwohl von Fettsucht geplagt, die ihn beim Gehen hinderte, frönte er als wohlbekannter Feinschmecker den kulinarischen Genüssen. In der Beschreibung seiner Person stimmen alle seine Biographen überein: »Von mächtigem Umfang, großer Gestalt und mit einem riesigen Kopf, der auf dem dicken Hals zu thronen pflegte. Gutmütig, belesen, sehr gebildet, mit vornehmen Manieren und sehr respektablen Sitten.« In Stuttgart hatte er keinerlei Probleme, sich durchzusetzen, zumal ihm die übertragenen Kompetenzen große Freiräume gestatteten. Seine Erneuerungsvorschläge fanden beim Herzog immer Zuspruch. Die erste Oper, die er nach seiner Ankunft komponierte, trug den Titel »La clemenza die Tito«. Dafür übernahm der Herzog

selbst die Inszenierung. Uraufgeführt wurde sie am 30. August 1753, dem Geburtstag seiner Gemahlin. Das Orchester, das *Jommelli* zusammengestellt hatte, war eines der besten Deutschlands und sogar von ganz Europa. Es bestand aus 60 Mitgliedern. Hierbei handelte es sich um Musiker von internationalem Ruf, die zudem fast alle italienischer Herkunft waren.

Es war eine kleine Kolonie von Virtuosen, aber auch, durch die ihnen gewähr-



Pietro Nardini (1722–1793)

ten Privilegien, eine Kolonie von launischen Meistern. Man bezeichnete sie als »überhebliche Fürsten ohne Reich«, die sich nur vom großen Maestro leiten ließen. *Pasquale Bini* aus Pavia, ehemaliger Schüler des berühmten *Tardini* aus Padua, nahm bei Violinenspiel eine recht ungewöhnliche Haltung ein. *Antonio Lolli*, der zusammen mit seiner Gemahlin, einer Tänzerin, sehr gut für seine Dienste entlohnt wurde, häufte einen Schuldenberg nach dem anderen an. *Pietro Nardini*, ein Studienfreund von *Bini* und *Ferrari* aus Padua, nannte man »die Violine der Liebe im Schoße der Grazien«, oder wie er sich selbst zu bezeichnen pflegte, »der größte Shakespeare unter den Violinisten«. Nicht weniger launisch waren die »Primedonne«, *Maria Masi-Giura*, eleganter Stern am Opernhimmel, *Monica Buonanni*, von der gemunkelt wurde, sie sei die Geliebte *Jommellis*, *Maria Giuseppina Maccherini*, *Anna Cesari*, *Caterina Bonafini* und *Luigia Peruzzi*. Als noch

schlimmer erwiesen sich die Kastraten, die sogenannten »Primiomini«, *Francesco Bozzi*, *Gaetano Guadagni*, *Giuseppe Paganelli*, um nur einige zu nennen. Doch ihnen allen war *Giuseppe Aprile* im Stil und in seinen Eigentümlichkeiten überlegen. Er besaß eine Stimme, die der Reinheit einer silbernen Glocke nahekam. *Casanova* war von diesem Sänger fasziniert. *Andrea Grassi* übernahm seine Stelle, ein Jahr später kam *Antonio Muzio*, der seinerseits von *Guglielmo d'Ettore* abgelöst wurde. Als Gastsänger verpflichtete man die Kastraten *Pasquale Potenza* aus



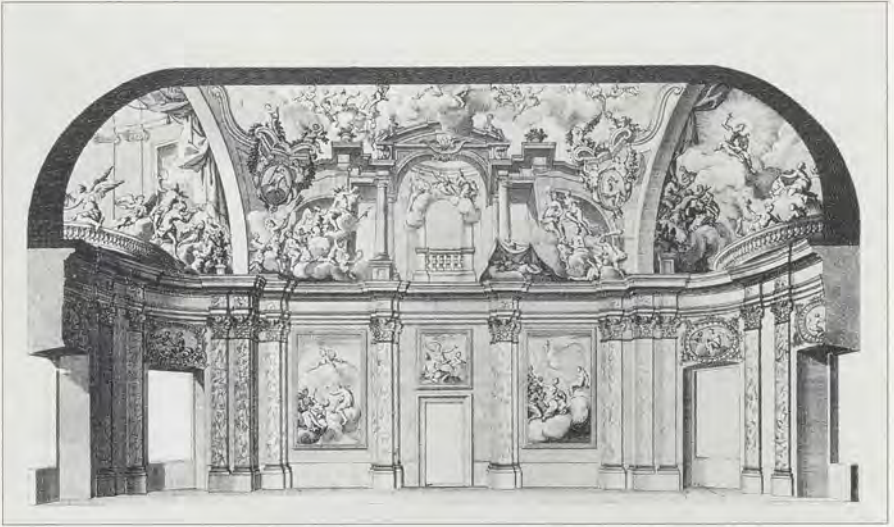
Ballettmeister Jean Noverre

Neapel und *Giovanni Maria Rubinello* aus Brescia. Beide kamen aus London, wo sie bereits eine gewisse Berühmtheit erlangt hatten, nach Stuttgart, um die erfolgreiche Gruppe, die sich in dieser Stadt gebildet hatte, stimmlich zu unterstützen. Die Gruppe bestand aus *Antonio Pini*, *Giuseppe Casini*, *Antonio Preti*, *Salvatore Cassetti* und vielen anderen. In den Buffo-Partien ragten *Antonio Rossi* und *Gabriele Messeri* besonders heraus. Theaterdirektor und künstlerischer Leiter des »Corps du ballet« war *Michele dall'Agata*, dessen Frau, Tochter eines Gondoliere, wie wir von *Casanova* erfahren, wegen ihrer Liebschaft mit dem Herzog sich den Titel und eine Lebensrente als »erste Ballerina« verdient haben soll. Schon damals war das Stuttgarter Ballett unter der Leitung des Choreographen *Gaetano Vestri* und in der Nachfolge unter Jean Noverre, eines der renommiertesten in ganz Europa. Eine Tradition, die bis in unsere Tage andauert.

Die Theatersaison wurde zur Faschingszeit eröffnet und jedes Mal fiel sie ungefähr mit dem Geburtstag des Herzogs am 11. Februar zusammen. Für den Adel war dies ein mondäner Anlaß. Während der Theaterpremiere wurden dem Herzog Huldigungen erwiesen. Der kulturelle Aspekt war dabei zweitrangig und dennoch lockte er viele Besucher aus der Provinz an. Die Gasthöfe zwischen Stuttgart und Ludwigsburg waren anläßlich dieser Feierlichkeiten stets voll besetzt. Viele ließen Zimmer bereits im voraus reservieren. Am Rande der Feierlichkeiten wurden auch soziale Kontakte gepflegt und Geschäftsangelegenheiten wahrgenommen. Die anspruchsvollen Opern interessierten eine kleine Gruppe von Musikliebhabern, aber sie befriedigten um so mehr die Eitelkeit des Herzogs, der sich mit den unbändigen Hauptdarstellern identifizierte. Die leicht einprägsamen Melodien, die in eine mediterrane Atmosphäre von Mandolinenklingen der neapolitanischen Solisten *Domenico* und *Giuseppe Cola* getaucht waren, begeisterten das Stuttgarter Publikum. Für die Oper »Il re pastore« wurden insgesamt 1400 Gulden investiert, genausoviel für »Semiramide« in der Inszenierung von *Giosué Scotti*. »Vologeso«, eine der letzten Opern von *Jommelli* und »Fetonte«, in der revidierten Fassung, erforderten 341 Soldaten, 86 Pferde und 95 Laiendarsteller.

Die Schwaben, die von Natur sehr bescheiden in ihren Ansprüchen sind, sahen in jenen prestigeträchtigen Initiativen eine Beleidigung angesichts ihrer angeborenen Sparsamkeit. Die Abneigung des Volkes richtete sich noch mehr gegen die sogenannten »Ausländer«, die hauptsächlich italienischer und französischer Herkunft waren. Ehrbare Bürger mußten nicht selten zusehen, wie ihre Töchter von diesen »Ausländern« verführt und gar verhöhnt wurden. Sie alle waren der ewigen Intrigen und des nie versiegen wollenden Klatsches dieser »Stars«, und derer, die sich dafür hielten, überdrüssig. Außerdem hinterließen diese hochbezahlten »Stars« überall nur Schulden. Um sich den Strafen zu entziehen, tauchten viele Schuldner einfach in den Untergrund ab. Diese Situation spitzte sich zu und der Herzog wurde sich zunehmend bewußt, welche Gefahren eine solche Entwicklung in sich barg. Auch um dem Widerstand des Klerus und der Landstände entgegenzuwirken, mußte er seine Politik und sein Ausgabenprogramm revidieren. Die Jahresbilanz von 1768 hob deutlich hervor, wie schlecht es um die Finanzen des Herzogtums bestellt war.

Angesichts der katastrophalen Finanzlage wurden Massenentlassungen vorgenommen. In diesem Zusammenhang mußte *Innocenzo Colomba* lange auf die ihm zustehende Auszahlung rückständiger Beträge warten. Zwischenzeitlich nahm er mit *Bartolomeo* und *Giosué Scotti* den Auftrag ab, die Abteikirche von Zwiefalten auszustatten. Später ging er, gefolgt von *Bittio*, nach Italien, kam aber zurück nach Stuttgart, als ihm eine Stelle als Lehrer an der Kunstakademie der Karlsschule zugesichert wurde. Auch *Jommelli* spielte mit dem Gedanken, nach Italien zurückzukehren. Anfänglich hatte er dies nicht beabsichtigt, doch der Klatsch, die vielen Mißbilligkeiten und nicht zuletzt die schwierige finanzielle Lage, ließen die innige und sehr fruchtbare Zusammenarbeit mit dem Hof auseinanderbrechen. Als sich *Jommelli* einmal über die schlechter werdende Lage besorgt geäußert hatte, wurde dies dem Herzog von den üblichen Intriganten, in einer veränderten Version wiedergegeben. Diese Umdeutung klang in den Ohren des Herzogs wie ein Affront. Der sah als erwiesen an, daß *Jommelli* heimlich den Dienst quittieren wollte, um ihn an einem anderen Hof anzutreten. Dies wurde auch dadurch erhärtet, daß *Jommelli* Ende März 1769 seine ganze Habe auf bereitste-



Aus Frisonis »Vues«: Ein Werk von Luca Aurelio Colomba

hende Karossen packte, um den ihm zustehenden Urlaub in Aversa zu verbringen. Der Herzog verlangte die Einhaltung der vertraglichen Bestimmungen, die unter anderem die Abgabe der Originalpartituren vorsahen. Kaiser Joseph II. von Österreich, der 1777 Stuttgart besuchte, erbat sich die Originalpartitur der Oper »La Didone abbandonata« als Gastgeschenk. Die unversöhnliche und gleichwohl unverständliche Haltung des Herzogs kränkte den Maestro aufs tiefste. Eine über 15jährige Zusammenarbeit schien zu Ende zu gehen. Von familiärem Unglück auch noch erschüttert, entschloß sich *Jommelli*, doch nach Aversa zurückzukehren. Der polemische Briefwechsel, den er mit dem Herzog unterhielt, fand keine Erwiderung. Als schließlich Carl Eugen sich entschloß, den Meister zurückzurufen, mußte dieser aufgrund einer Teillähmung, die als Folge eines Schlaganfalles aufgetreten war, das Angebot zurückweisen. *Jommelli* starb am 25. August 1774. Er wurde an der Seite seiner Frau in der Kirche S. Agostino della Zecca bei Neapel beigesetzt.

Als neuer Oberkapellmeister wurde *Antonio Sacchini* berufen. Er wurde 1734 als Sohn eines Fischers in Pozzuoli geboren. *Sacchini* hatte Musik und Kompositionstechnik am Konservatorium von Neapel studiert und sehr bald erwies er sich als talentierter Opernautor. Von Wien ging er nach München und von dort nach Stuttgart. Um *Sacchini* zum Bleiben zu bewegen, war man sogar bereit, für die Vertonung der Oper »Calliore«, nach einem Libretto von *Verazi*, eine Summe von 1200 Gulden auszuzahlen. Doch er zog vor, sich anderweitig niederzulassen. Er starb in Paris 1786. In der Not engagierte man den Venezianer *Antonio Boroni*, der ein Bekannter des Sängers *Giuseppe Rossi* war. In Ludwigsburg blieb er sechs Jahre lang und obwohl er einen Vertrag besaß, kündigte er im voraus. In jener Zeit wurde wenig Personal eingestellt und wenn, dann nur mit kurzfristigen Verträgen. Unter diesen Bedingungen wurden die Sängerin *Barbara Ripamonti*, das Ehepaar

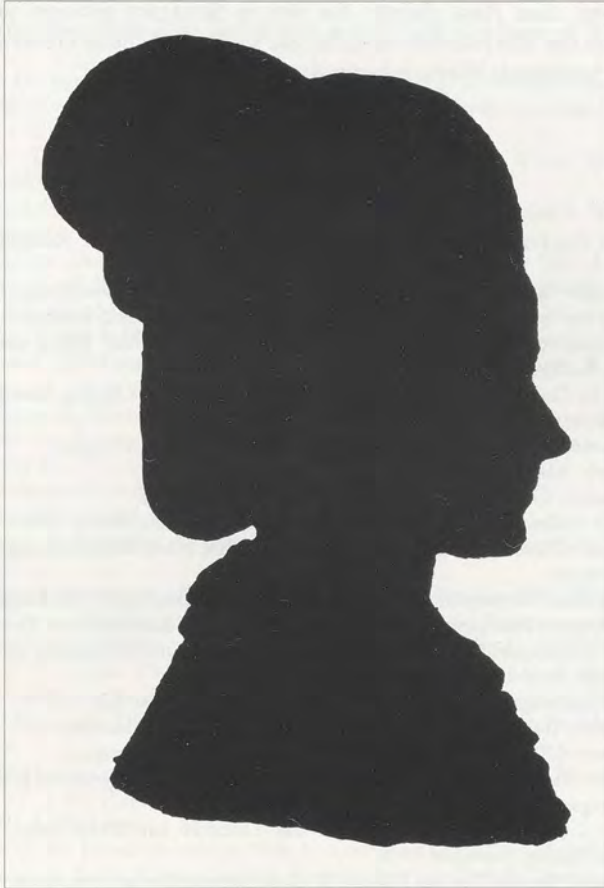


Bei der Katholischen Kirche 1: ehemaliges Wohnhaus des Musikers Agostino Poli

Matteo und Costanza Liberati und die Tenöre *Luigi Righetti* und *Giacomo Berni* für die Stuttgarter Bühne angeheuert.

Die 1770er Jahre brachten keinerlei bemerkenswerten Ereignisse. In der Tat machte sich das Fehlen herausragender Persönlichkeiten auf der Bühne bemerkbar; hinter allem vermißte man die treibende Kraft des Herzogs. Dieser schien jeg-

liches Interesse für das Theater verloren zu haben. Möglich ist auch, daß er die so innige Zusammenarbeit mit *Jommelli* vermißte. Nicht einmal die Premieren von *Sacchini* und *Boroni* vermochten den alten Lack der Weltläufigkeit aufzufrischen. Der Hofstaat sah sich außerstande, dieser Art von Spektakel Bedeutung beizumessen. Die Nachfolge von *Boroni*, der 1776 nach Italien zurückkehrte und 1797 in



Rosina Balletti

Rom starb, wurde von *Agostino Poli* angetreten. Als treuer Verehrer von *Jommelli*, dem er die Karriere verdankte, veranlaßte er, daß die Werke des Meisters wieder in das Repertoire des Stuttgarter Theaters aufgenommen wurden. Diese Entscheidung war als Kontrast zur deutschen Musik und vor allem als Kontrast zu Mozart zu sehen. Verheiratet war er mit der Sängerin Julie Rogers, sein Verhältnis zu ihr war sehr von Eifersucht geprägt. Ferner war man überzeugt, daß er unter Verfolgungswahn litt. 1792 starb er in Ludwigsburg.

Zum harten italienischen Kern gesellten sich im Laufe der Jahre eine Reihe von

Tänzerinnen, unter ihnen die *Balderoni*, *Antonia Guidi*, *Regina Monti* und *Eleonora Franchi*. Außerdem die Kastraten *Torelli*, *Del Prato*, *Cosimi*, der Choreograph *Cosimo Morelli*, die Tenöre *Luigi Baglioni*, *Angelo Vio*, *Candido Passavanti* und *Antonio Gotti*, die Bildhauer und Kunstmaler *Angelo Maria Beretta*, *Luigi* und *Giuseppe Bossi*, *Giuseppe Pozzi* und viele andere. Unter diesen Künstlern schien sich besonders ein Star am lyrischen Himmel deutlich abzuzeichnen, es war *Elena Riccoloni*, alias *Rosa Baletti*. Sie war in Stuttgart geboren und hatte die Kunstakademie der Karlsschule besucht. Sie stellten die neue Generation der Italiener in der Hauptstadt Württembergs dar.

Quellenverzeichnis:

- Hans-Martin Decker-Hauff*: Geschichte der Stadt Stuttgart. W. Kohlhammer Verlag, Stuttgart.
- Eugen Schneider*: Württembergische Geschichte. J. B. Metzlersche Verlag, Stuttgart. Württemberg im Spätmittelalter. Katalog des Hauptstaatsarchivs, Stuttgart.
- Horst Brandstätter*, *Jürgen Holwein* (Hgb.): Stuttgart: Dichter sehen eine Stadt. J. B. Metzler Verlag, Stuttgart.
- Otto Borst*: Die Geschichte der Stadt Stuttgart. Konrad Theiss Verlag, Stuttgart.
- Otto Borst*: Württemberg und seine Herren.
- Heinrich Klumbies*: Herzoge, Bürger, Könige. Cantz Verlag, Stuttgart.
- Otto Rombach*: Atem des Neckars. DVA, Stuttgart.
- Ernst Marquardt*: Geschichte Württembergs. DVA, Stuttgart.
- Chr. Friedrich Stälin*: Württembergische Geschichte. Scientia Verlag, Aalen.
- Robert Uhland*, *Dieter Stievermann* (Hgb.): 900 Jahre Haus Württemberg. W. Kohlhammer Verlag, Stuttgart.
- Paul Sauer*: Baden-Württemberg: Bundesland mit parl. Tradition – Dokumentation.
- Dr. Gustav Bossert*: Hofkapelle unter Herzog Ulrich. W. Kohlhammer Verlag, Stuttgart.
- Dr. G. Hess*: Ludwigsburger Geschichtsblätter: Häuser und Menschen im Alt-Ludwigsburg. Hist. Verein, Ludwigsburg.
- Hist. Verein, Ludwigsburg: Ludwigsburger Geschichtsblätter XII – 1939.
- Luisa Ricaldone*: Italienisches Wien. Herold Verlag, Wien, München.
- Ulrich Drümer*: 400 Jahre Staatstheater. Ausg. Staatstheater Stuttgart.
- Rudolf Krauss*: Das Stuttgarter Hoftheater v. Anfang bis zur Gegenwart. J. B. Metzlersche Druckerei, Stuttgart 1908.
- Josef Sittard*: Geschichte der Musik und des Theaters am Württ. Hof, Band 1 u. 2. W. Kohlhammer Verlag, Stuttgart 1891.
- Dorothea Kuhn*: Reisebilder aus Italien. W. Kohlhammer Verlag, Stuttgart.
- M. Bach*: Stuttgarter Kunst 1794–1860. A. Bonz Verlag, Stuttgart 1900.
- Gustav Wais*: Stuttgart: Kunst und Kulturdenkmäler. W. Kohlhammer Verlag, Stuttgart. 350 Jahre Württ. Staatstheater, Hgb.: Württ. Staatstheater, Festschrift 1967.
- Unser Stuttgart: Geschichte, Lage und Kultur der Stadt und Umgebung.
- Oskar Gerhardt*: Stuttgarts Kleinod. Silberburg Verlag, Stuttgart.
- Die Hohe Karlsschule: Katalog zur Ausstellung 4. 11. 59 – 31. 1. 60.
- Herzog Carl Eugen von Württemberg und seine Zeit. Paul Neff Verlag, Eßlingen 1909.
- Schloß Solitude und seine Geschichte. Maisch und Queck Verlag, Stuttgart-Gerlingen.
- Festbuch zur 450-Jahrfeier, Pfarrei Sankt Barbara. Stuttgart-Hofen 1974.
- Carl Eugen von Württemberg. Paul Neff Verlag, Band 1 u. 2, Eßlingen 1907.
- Alt-Ludwigsburger Porzellan: Katalog zur Ausstellung 8. 5./31. 7. 59. Württ. Landesmuseum, Stuttgart.
- Peter Lahnstein*, *Mechtilde Landenberger*: Das Ludwigsburger Porzellan und seine Zeit. W. Kohlhammer Verlag, Stuttgart.

- Robert Uhland*: Geschichte der Hohen Carlsschule in Stuttgart. W. Kohlhammer Verlag, Stuttgart.
- Heinz Braun*: Leopoldo Retti und der Ansbacher Schloßbau. Verlag Michael Lassleben Kallmünz (Opf.) 1960. Sonderdruck aus Jahrbuch für fränkische Landesforschung 1960.
- Fritz Scholl*: Leopoldo Retti. C. Brügel & Sohn Verlag, Ansbach.
- Hermann Abert*: Niccolò Jommelli als Opernkomponist. Halle 1908.
- Wolfgang Hochstein*: Die Kirchenmusik von Niccolò Jommelli, Band 1. Georg Olms Verlag, Zürich.
- Erwin Hölzle*: Württemberg im Zeitalter Napoleons. W. Kohlhammer Verlag, Stuttgart 1937.
- Karl Johann Grauer*: Wilhelm I., König von Württemberg. Schwabenverlag, Stuttgart.
- Erwin Hölzle*: Das Alte Recht und die Revolution: Württemberg in der Revolutionszeit 1789–1805. R. Oldenburg Verlag.
- Hans Kläiber*: Der Wilhelmspalais, Ein Werk Giovanni Salucci. Württ. Vierteljahreshefte f. Landesgeschichte.
- Wilhelm Speidel*: Giovanni Salucci, Der Erste Hofmeister Wilhelm I. W. Kohlhammer Verlag, Stuttgart 1936.
- G. Himmelheber*: Das Kronprinzipalais in Stuttgart. Schw. Heimat 1957, Heft 2.
- Max Rehm*: Königin Katharina von Württemberg. W. Kohlhammer Verlag, Stuttgart.
- Karl Heinz Schömig*: Münster Zwiefalten. Schnell & Steiner Verlag, München, Zürich.
- Clara Pfäfflin*: Pietro Nardini. Friedrich Find Söhne, Plieningen-Stuttgart.
- Robert Uhland*: Die Geschichte der Hohen Carlsschule in Stuttgart. W. Kohlhammer Verlag, Stuttgart.
- Giacomo Casanova, Memoiren. Rowohlts Klassiker.
Hauptstaatsarchiv, Stuttgart.
Stadarchiv der Stadt Stuttgart.
Archiv der Gemeinde Oeffingen.
Archiv der Stadt Ludwigsburg.
Zeitschrift und Zeitungsartikel: Stuttgarter Zeitung, 24. 11. 62: Der Tod als Schlußstein (Frisoni/Retti).
Ludwigsburger Kreiszeitung, 29. 10. 60: In Ludwigsburg berühmt in Oeffingen vergessen.
Cannstatter Zeitung/Waiblinger Kreiszeitung: Zum Todestag Frisonis.
Amtsblatt der Stadt Stuttgart, 2. 8. 56: Ein Stück Stuttgarter Baugeschichte.
Die Zeit, 1. 5. 92: Achim Wörner: Die unendliche Geschichte des »Jud Süß«.
Wochenblatt Stuttgart, 28. 7. 88, Jan Betz: Schloß Hohenheim, Juwel vor Stuttgarts Tore.
Wochenblatt Stuttgart, 23. 8. 90, F. Weid.: Hohenheim Mittelpunkt für Herzog Carl und seine Franziska.
Stuttgarter Nachrichten, 30. 4. 93, Uwe Schweickert: Ein Italiener in Stuttgart.
Il Giornale, 25. 1. 92, Piero Buscaroli: Didone abbandonata (Jommelli).
Panorama, 21. 2. 88, Lorenzo Arruga: Il gioco di Fetonte (Jommelli).
Panorama, 6. 3. 88, Lorenzo Arruga: Non lo scrisse in carrozza (Jommelli).
La Repubblica, 30. 1. 88, Angelo Foletto: Tragica fiene per Fetonte (Jommelli).
Il Giornale, 30. 1. 88: Climene piange Fetonte (Jommelli).
Panorama, 17. 1. 88, Raffaella Finzi: Torna a volare Fetonte (Jommelli).
Stuttgarter Zeitung, 4. 5. 93, G. W. Baruch: Jommellis »Vologeso«.
Stuttgarter Nachrichten: Sonderbeilage »Bad-Württ. im Zeitalter Napoleons«.
Stuttgarter Nachrichten, 5. 7. 89: Der Kirchenschatz von Königin Katharina.
Amtsblatt der Stadt Stuttgart, Beilage v. 3. 1. 91: Straßennamen Stuttgarts.
Stuttgarter Wochenblatt, 27. 5. 65, W. Wab.: Salucci, Erbauer des Wilhelmspalais.
Amtsblatt der Stadt Stuttgart, Beilage v. 11. 6. 93, H. Schumann: 175 Jahre Landesgirokasse.

Ein deutscher Held und Feldherr

Freudental und der kaiserliche General Hans Carl von Thüngen

von Johann Michael Bruhn und Andreas Kaiser

Auf den Spuren eines Helden

Vor dreihundert Jahren kauften Hans Carl Freiherr von Thüngen und seine Frau Maria Johanna, geborene Faust von Stromberg, das reichsritterschaftliche Gut Freudental. Das Leben des Paares verdient, dem Vergessen entrissen zu werden.

Wir sind versucht, Hans Carl von Thüngen in seinen jüngeren Lebensjahren als eine lebendig gewordene deutsche Version des D'Artagnan aus dem Roman »Die drei Musketiere« von Alexandre Dumas zu bezeichnen. In den besten Mannesjahren wurde er »zur Sonnenhöhe von Ruhm und Ehre geführt. Sieg und Glück ihm verschwenderisch auf den Weg (gestreut), um ihm später allen Ruhm zu entziehen, weil er sein Vaterland . . . nicht zum Sieg führen konnte«. ¹ Im letzten Lebensabschnitt als Feldmarschall zerrieb er sich an der deutschen Kleinstaaterei. Die folgende Lebensgeschichte will in glanzvolle, barocke Abschnitte der Geschichte des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation führen, aber auch in die Zerrissenheit desselben. Zuerst einmal: wie kommt es zu der Wiederentdeckung des Ehepaares für die Freudentaler Geschichte?

Bekannt als Ortsbesitzer waren sie, nur fehlte im Dorf seit Jahrzehnten jedes Monument ihrer Anwesenheit. Jedes? – Nein. Da gab es eine Bronzeplakette mit einer langen Inschrift in Latein. Sie war in der Innenwand der Kirche eingelassen. Als in den frühen 1920er Jahren die Ehrentafel für die Gefallenen des Ersten Weltkrieges in der Kirche befestigt wurde, verschwand sie in den Schränken des damaligen Pfarrhauses. Dieses Pfarrhaus wurde 1987 geräumt und verkauft. Jugendmitarbeiter der Kirchengemeinde fanden die schwarz gewordene Plakette und kamen auf die Idee, das unleserliche »Ding« in den Flohmarkt zur Eröffnung des evangelischen Gemeindehauses zu geben. Dort entdeckte sie gerade noch rechtzeitig Ulrich Gräf, damals Hauptkonservator des Landesdenkmalamtes, neben den anderen Preisen. Er sicherte sie vor dem Verschwinden. Die gerettete Tafel erinnerte erneut an Hans Carl von Thüngen. Aber niemand wußte Genaueres über ihn.

Nächster Akt: Die Innenrenovierung der Kirche im Frühjahr 1995. In einer Kirchenbeschreibung hieß es, die Gruft befinde sich im Chor. Dieser Bereich sollte nicht angetastet werden. Groß war das Staunen des Steinmetzen, als ihm beim Entfernen von Bodenplatten Teile nach unten wegfielen. Der Abgang zur Gruft tat sich auf. Eine breite, steile Treppe und die ungewöhnlich große Einzelgruft wurden sichtbar. Sie ist 2,40 Meter hoch und erstreckt sich vom Altar bis zu den ersten Bankreihen. Auf drei Backsteinsockeln stand einst der Sarg. Er war zu Mulm vergangen. Vom Leichnam waren nur noch mürbe Beinknochen zu sehen. Aber – sein Feldmarschallsrock war noch erhalten. Die Gold- und Silberstickereien der



Maria Johanna, geb. Faust von Stromberg



Hans Carl von Thüngen

Knopfleisten und des Taschenbesatzes glitzerten im Schein der Lampe. Der Degen fehlte. Ein fahles Band lag im Kopfbereich. In den Boden eingedrückt, ein Medaillon mit Buchstaben aus feinem Golddraht. In Latein war zu entziffern: SUUM QUIQUE², das Motto des Hohen Ordens vom Schwarzen Adler, des höchsten preußischen Ordens überhaupt. So konnten Rock- und sterbliche Überreste in der Gruft eindeutig Hans Carl von Thüngen zugeordnet werden³. Er hatte den Orden am 19. Januar 1705 aus der Hand König Friedrichs I. von Preußen erhalten. Thüngen weilte in geheimer kaiserlicher Mission in Berlin, die er zur Zufriedenheit abschloß. Der Orden blieb durch die Festlegung auf dreißig Ordensritter und insgesamt 57 Verleihungen unter König Friedrich I. von Preußen etwas Besonderes. Das Seidenband in der Gruft entpuppte sich als das im Original fahlgelbe Ordensband. Der Mantelstern auf dem Rock fehlte. Der hellblaue Ordensstern mußte beim Tod des Trägers zurückgegeben werden.⁴ Auf dem Altersbildnis von Hans Carl ist die nur bis 1713 ausgegebene Kette deutlich zu erkennen. Um den Inhalt der Gruft zu schützen, wurde auf eine Pressemitteilung solange verzichtet, bis die Gruft wieder sicher verschlossen war.

Hans Carl von Thüngen kaufte Freudental am 15. November 1696 für 30 000 Gulden und 100 Dukaten von dem Feldmarschalleutnant Eberhard Friedrich von Neipperg. Beide standen in kaiserlichen Diensten.⁵

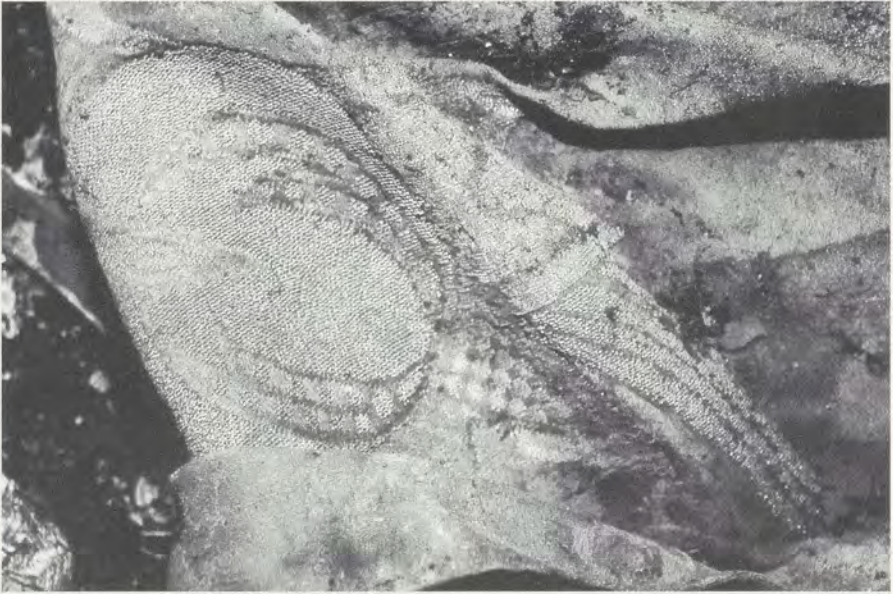
Zu dieser Zeit war Hans Carl Kommandant der Festung Mainz. Mainz hatte als einzig sicherer deutscher Übergang am Oberrhein eine hohe strategische Bedeutung. Alle anderen Rheinübergänge am Oberrhein waren entweder in französischer Hand oder höchst unsicher. Als Kommandant bewies er diplomatisches



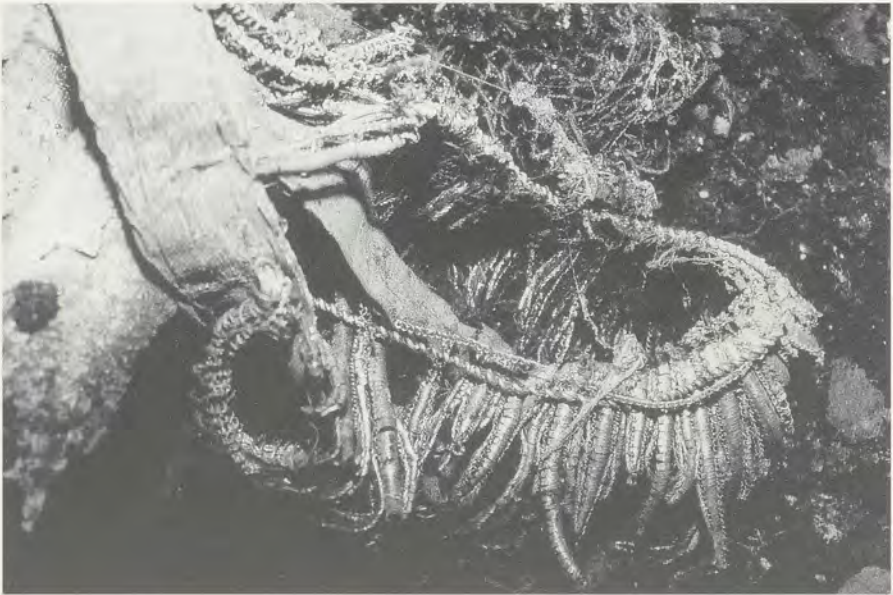
*Überrest des Schwarzen Adlerordens in der Gruft der Freudentaler Kirche
(Vorderseite nach unten)*



Gruft in der Freudentaler Kirche: Goldstickereien am Uniformrock



*Gruft in der Freudentaler Kirche: Goldstickereien an der Tasche
des Uniformrocks*



Gruft in der Freudentaler Kirche: Reste der Epaulette

Geschick. Hans Carl konnte in Mainz durch sein Verhandlungsgeschick die gespannten Beziehungen zwischen Domkapitel und Bevölkerung auf der einen Seite und den Erfordernissen der kaiserlichen Besatzung andererseits ausgleichen.⁶

Warum kaufte der Mainzer Kommandant Freudental? Wollte er mit diesem reichsritterschaftlichen Gut seine gesellschaftliche Position festigen? Waren es die Verbindungen Bönningheims zu Mainz? Suchte er einen sicheren Wohnsitz für seine Frau? Hans Carl kannte Freudental. Durch die Eppinger Linien lag Freudental im geschützten Gebiet, war über den nördlichen Rennweg nach Sternenfels schnell mit dem Kraichgau und dem Oberrhein verbunden. Zwei große Feldlager des Reichsheeres fanden in der Gegend statt. Im Plan eines Feldlagers vom 4. Oktober 1689 im Löchgauer Wiesental ist das Regiment Thüngens verzeichnet.⁷ Sieben Regimenter samt Artillerie sind auf dem Plan verzeichnet. Die Sollstärke kaiserlicher Regimenter betrug 2250 Mann, die natürlich selten erreicht wurde. Unsere Phantasie kann sich ein Bild des heute beschaulichen Wiesentals selbst ausmalen: Zelte, Exerzieren, ankommende und abgehende Kuriere und Marketender.

In seiner 432 Briefe umfassenden militärischen Korrespondenz mit dem Markgrafen Ludwig Wilhelm von Baden, dem »Türkenlouis«, seinem militärischen Vorgesetzten, sind 61 Briefe während seiner zwölf Aufenthalte in Freudental geschrieben worden. Er war mal mehrere Wochen, mal nur einen Tag anwesend: Frühjahr, August, Oktober und Dezember 1697, Frühjahr und August 1698, Mai und Herbst 1699, Frühjahr und Herbst 1700, Dezember 1704 und März 1705.⁸ Der Markgraf starb 1707. Das Freudentaler Kirchenbuch verzeichnet im März 1697 die Taufe eines Kindes, dessen Vater als Leutnant im Thüngenschen Regiment diente. Im April heiratet ein Diener Thüngens in Freudental.

Über das Auftreten Thüngens im Ort gibt es keine Augenzeugenberichte. Er muß aber berühmt gewesen sein, wie uns überlieferte Anekdoten erschließen. Seine umfangreiche und weitverstreute Korrespondenz aufzuarbeiten muß einer größeren Arbeit überlassen werden. Dieser Bericht gibt nur diejenige Sekundärliteratur wieder, die Quellenmaterial nicht widerspricht. Beim folgenden Bericht über den Aufzug im Dorf spielt sicherlich Dichtung mit, einige aufgeführte Besonderheiten lassen sich durch andere Quellen belegen: »Das ganze Örtchen lief zusammen, da man erfuhr, dies sei jener Feldherr, von dem schon so mancher ausgediente Soldat Wunder der Tapferkeit und Züge eines geraden biedern Sinnes erzählt hatte. Ehrerbietig bildeten die Bauern eine Gasse und grüßten respektvoll, als der stattliche Mann mit dem ernsten, gebräunten und durchfurchten Antlitz, ein schwarzes Pflaster auf dem rechten Auge, . . ., durch ihre Reihen nach dem Schlößchen schritt.«⁹

Gemeint ist das heutige Judenschlößchen. Auf dem Hofgelände muß sich ein von Heinrich Schickhardt erbautes »Hochgebäud« befunden haben. Dieses wurde für Bernhard (I.) Schaffalitzky von Muckodell gebaut.¹⁰ Es ist vermutlich im 30jährigen Krieg vernichtet worden. Sind der Schneckenturm mit seinen Renaissance-malereien an den Gewänden und der seitlich versetzte Keller unter der Synagoge Reste des Schickhardtschen Hochgebäuds?

»Die Kunde, daß der fremde Herr General den Ort gekauft, verbreitete allgemeine Freude, und wenn auch nicht mit großen Feierlichkeiten, so wurde denn doch mit der größten Herzlichkeit der neue Gebieter begrüßt, als er mit seiner Gemahlin Maria noch in demselben Jahre in Freudental einzog. Natürlich, daß

der Neugierde der Bauern nichts entging, was von dem Mobilien des Kriegshelden hierher gebracht wurde. Man wunderte sich über die vielen Bücher, da doch der Herr weder ein Pastor noch ein Amtsvogt sei, und staunte ganz besonders, daß die schweren Koffer, die mit so großer Mühe und Sorgfalt ins Schloß geschleppt wurden, nicht mit Krennitzern oder bayrischen Thalern, sondern mit eitel alten heidnischen Münzen ausgefüllt seien. Bald wagte es auch ein Bauer, den neuen Gebieter, der sich bei allem Brummen doch recht gut und menschenfreundlich erwies, zu Gevatter zu bitten, und da erstaunten denn der Vater und der Herr Pastor nicht wenig, als er darauf bestand, daß der Täufling nach der üblichen Formel nicht allein dem Teufel, sondern auch des Generals speziellen Feinden, den Franzosen entsagen mußte. Thüngen weilte nicht lange im Schloße. ... Seine Gemahlin wohnte jedoch in Freudenthal.¹¹

Hans Carl von Thüngen war evangelisch erzogen worden, unter anderem am frommen Gothaer Hof (Bet-Ernsten). Obwohl in Diensten der Bischöfe von Würzburg und Bamberg, des Kaisers in Wien¹², ließ er von seiner Konfession nicht ab. Wie es in seiner Leichenpredigt¹³ heißt, mußte er sich öfters seiner evangelischen Konfession verteidigen. Weiter heißt es dort, betrachteten die damaligen Zeitgenossen den Schwarzen Adlerorden als sein evangelisches Bekenntnis. Bis heute ist eine Beerdigungspredigt eine Lobrede und muß zwischen den Zeilen gelesen werden. Der damalige Pfarrer Kauffmann bringt aber so viele persönliche Notizen und Anmerkungen über seinen Charakter, daß sich der Eindruck eines wohlwollenden Verhältnisses zwischen beiden aufdrängt. Als Vikar und Pfarrer von Bönningheim nahm er Freudental als Filial bei seinem späteren Wechsel auf seine Pfarrstellen Erligheim und Hohenhaslach mit, ein Zeichen der Wertschätzung seiner Person durch den Patronatsherrn. Wir möchten deshalb die Leichenrede in ihren persönlichen Bemerkungen als Quelle benutzen.

Der Ortsgeistliche schreibt 31 Jahre nach der Eheschließung mit der katholischen Maria Johanna, geb. Faust von Stromberg – ihr Geschlecht stammt vom Mittelrhein und dem Moselgebiet, nicht vom hiesigen Stromberg, die Eheschließung am 15. Januar 1678 sei ein »aus inniglichem Liebes-Trieb geflossenes Versprechen« gewesen. Eine Liebesheirat muß unter Adligen etwas Außergewöhnliches gewesen sein, wenn in der Beerdigungspredigt dieser Punkt hervorgehoben wird. Maria Johanna, geb. Faust von Stromberg führte »unermüdete Aufsicht seiner Oeconomie«. Er war bei der Hochzeit 30 Jahre, sie 15 Jahre alt gewesen. Ihr Porträt zeigt ein aufmerksames Gesicht mit klugen Augen und energischem Kinn. Sie scheint entgegen dem barocken Schönheitsideal schlank gewesen zu sein. Dem Ehepaar waren keine lebenden Kinder geschenkt. Eine Bemerkung deutet auf frühen Kindstod: »Sie hatten in dieser Welt keine Kinder«, das heißt wohl im Himmel?

Im Dienst war Hans Carl von Thüngen streng. Die Hinrichtung des Grafen Arco machte ihn in Deutschland berühmt. Weiter unten wird davon zu lesen sein. In der Leichenrede wird bemerkt, wie er eiserne Ordnung zwischen Bauern und Soldaten hielt. Freudental und Nachbarschaft profitierten vom Schutz gegen Durchmarsch und »manch großer Excessen, die sonst geschähen wären«. Die Bürger von Speyer schienen »ihme jedesmal zuzujauchzen und zuzurufen pflegen: Der Vater kommt, der Vater kommt! Gewiß, ein SoldatenVater, welcher, ob er gleich dem Charakter seiner hohen Charge gemäß, mit sonderm Rigueur die Statuta und Articulu seines Ordens punctuellemen wieder

Übertretere derselben mit Stock und Strang jedesmal suchen zu maintainiren«.

Zu seiner persönlichen Entwicklung heißt es: In den Anfangszeiten seines Waffendienstes habe er sich in die Welt geworfen. In Bad Ems hat sich dazu folgende Geschichte erhalten: Als lediger Adjutant des Prinzen von Vaudemont, seines Vorgesetzten, gab er bezüglich dessen Geliebter, einer Mademoiselle Henrion, Anlaß zur Eifersucht. An einem einsamen Ort sei es zum Duell gekommen. Hans Carl wurde verletzt, konnte seinem Vorgesetzten aber den Degen aus der Hand schlagen. Er reichte ihm den Degen mit einer galanten Bemerkung zurück. Als Hans Carl sich im Lager verbinden ließ, sei ein Geschrei vor dem Haus entstanden und die außergewöhnlich schöne Dame wurde mit ihren Habseligkeiten unter Bewachung zu ihm geschickt. Wegen des Skandals hätte er Abschied aus der Armee genommen, konnte aber in seinem Besitz Zeitlofs mit der Dame nicht erscheinen. Er begab sich mit der Dame zur Kur nach Bad Ems. Dort erregte sie Aufsehen unter dem jungen Adel Europas. Der gefürchtete Degen Thüngens verhinderte allzu offensichtliche Annäherungsversuche. Ein stürmischer italienischer Graf soll sie dann nachts aus seinem Quartier geraubt haben. Später sei es bei einer Begegnung mit jenem Grafen zu einem blutigen Duell gekommen.¹⁴

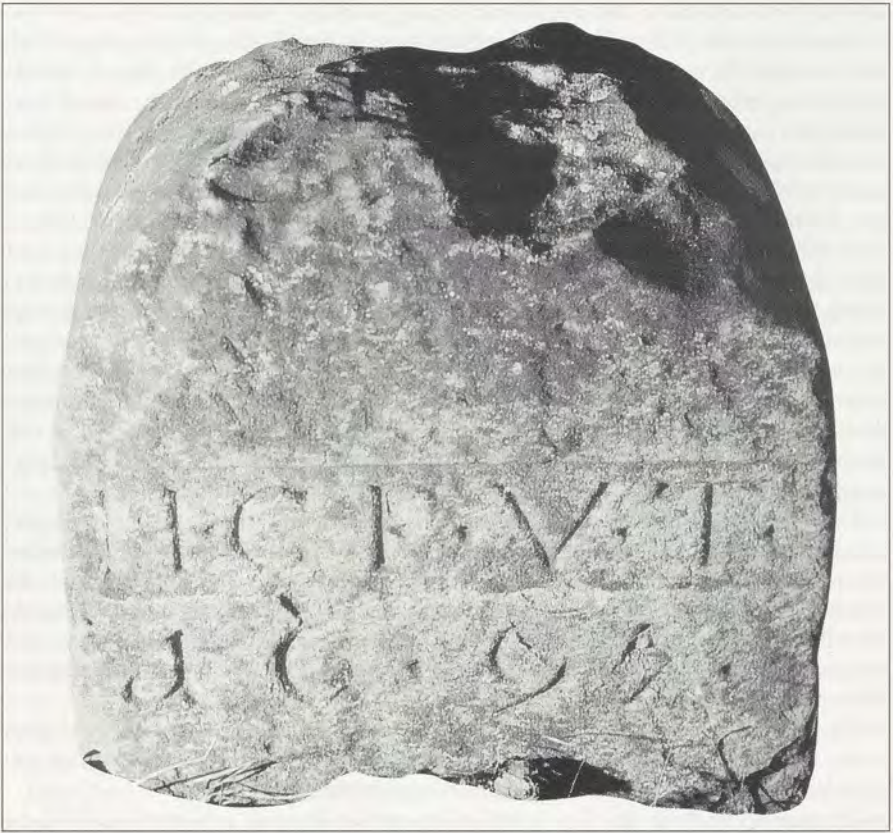
Als er in scharfen Verhören von Arrestanten diese über ihre teuflischen »pacta« reden hörte, habe er sich besonnen, und den Priestern viel Zeit gelassen, die Seelen zu retten. »Ich, so sagte er mir einstens, wann ers wissen will, hab mich da bekehrt, da ich schröcklich Ding hörte, daß ich meinem Gott, welcher das Gegenteil will, so mehr zu dienen mich befließigte.« Daß er bei all seinen Schlachten und Belagerungen noch am Leben war, wunderte ihn selbst: »sie haben mehmalen Miracul da gesehen, was Gott getan«.

Wöchentlich hat er 40 bis 50 Korrespondenzen geführt. Er aß zu Tisch, diskutierte, las, beantwortete Briefe. Auf die Richtigkeit dieser Angabe deuten die vielen schwer zu lesenden Briefe an seinen Vorgesetzten.

»Er war ohne Ruh, das war sein Leben, wo er war, so arbeitete er.« »Wann Thüngen bey Nennung seines Namens die Parole von sich gab, (So wahr ich Hans Carl heiße. Anm. d. Verf.) so galts so viel by Freund und Feinden.«

Er ließ in Mainz eine beträchtliche Sammlung von römischen Vasen, Statuen, Münzen, Lampen und Totenurnen zusammentragen. Ein Teil von ihnen wird sich zeitweise in Freudental befunden haben. Seine Sammlung wurde nach seinem Tod zersplittet.¹⁵

Von der Anwesenheit Thüngens in unserer Gegend zeugen aber auch Spuren, wo man sie nicht sogleich vermutet. Von Manfred Kurz aus Bietigheim-Bissingen erhielten wir einen Literaturhinweis auf einen Jagdstein mit der Inschrift »H·C·F·V·T·«: Hans Carl Freiherr von Thüngen.¹⁶ Solche Steine dienten der Abgrenzung der Jagdbezirke und dieser steht auf der Grenzlinie Bietigheim-Bissingen/Besigheim über dem Betzenloch, im nordöstlichen Teil des Waldstücks Rossert, kurz bevor die Grenzlinie aus dem Wald austritt. An der Westgrenze Freudentals, am Oberlauf des Steinbaches, oberhalb der ehemaligen Oberwaldseen¹⁷, fand Johann Michael Bruhn¹⁸ einen zweiten Stein und einen dritten nördlich des Freudentaler Judenfriedhofes im Waldknick. Andreas Kaiser entdeckte einen vierten Stein bei der Löchgauer Berghütte. Ein weiterer Stein wurde uns freundlicherweise vom Besigheimer Revierförster Bernd Renner am Zufahrtsweg zum Wasserhochbehälter über Walheim benannt, im Südosteck des Hartwaldes gelegen. Weitere gezielte Suche erhöhte die Zahl der Thüngenschen Jagdsteine auf



*Jagdstein beim Freudentaler Judenfriedhof, Jahreszahl 1697,
24 cm breit, 60 cm hoch*

elf. In den Kaufverträgen von 1692 und 1696 heißt es wegen der Jagd: »zue dem Guth Freudenthal gehörigen ohngefähr dreihundert und fünfzig Morgen, auch andern auf Löchgawer und Erligheimer Markung liegende Waldungen und Feldern.«¹⁹ Von uns befragte Jäger kannten zwar die uns bekannten Steine, leider aber keine weiteren. Wesentliche Hilfe kam von Heinrich Kling durch seine Abschrift von »Contract und Tausch Brief der Hohen Jagens-Gerechtigkeit zu Freudenthal« aus dem Freudentaler Gemeindearchiv. 1674 hatte der Herzog Wilhelm Ludwig von Württemberg mit seinem »Cammer Junckher und Lieben Getreuen Bernhardt Schafalitzkiy von Muckhendoll« einen Vertrag geschlossen, worin Jagdrechte getauscht wurden und Schaffalitzki die von seinen Eltern vererbten Kunstschatze und Raritäten an die herzogliche Kunstkammer abgab und dafür erweiterte Jagdrechte erhielt. Der Vertrag schloß Schaffalitzkis Erben und Nachfolger ausdrücklich ein. Nach dem Vertrag und den noch weiter aufgefundenen Jagdsteinen bestanden die Jagdgebiete aus der Freudentaler Markung samt dem Freudentaler Wald sowie dem Erligheimer Wald und einer Feldflur rund um Löchgau. Die Jagd



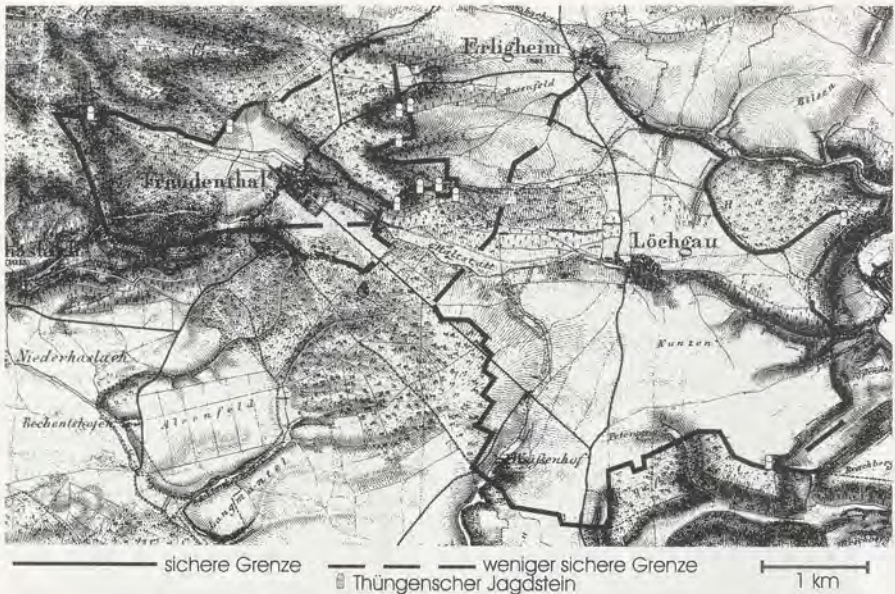
Jagdstein an der Löchgauer Berghütte, Jahreszahl 1697, 30 cm breit, 60 cm hoch

im Wald betraf das Hochwild; die Feldjagd war auf Fuchs, Hase und Federwild beschränkt.

Der Waldjagdbezirk ist durch Markungs- und Waldgrenzen noch heute ziemlich klar erkennbar. Wesentliche Veränderungen an der Waldfläche gab es nur auf der Gemarkung Freudental im Bereich Aufwiesen/Wüstes Feld und auf Erligheimer Markung auf der Fläche der heutigen Kirschenanlage. Reichsarbeitsdienst und Flurbereinigung dürften hier einen oder zwei Thüngensche Jagdsteine vergraben haben. Der Jagdgrenzverlauf nördlich des Vogelsangwaldes ist durch Thüngensche Jagdsteine nicht gesichert und nach dem Text des Jagdvertrages nicht eindeutig bestimmbar. In den alten Waldgrenzen würde dieser Bereich eine Fläche von etwa 380 Morgen ausmachen, also mehr als die in den Kaufverträgen genannten 350 Morgen. Zieht man die Gruben (heute Erddeponie Erligheim) wieder ab, so würden die Maße wieder stimmen.

Auch bei der Feldflur sind wohl nicht alle Steine erhalten geblieben. Beginnend am heutigen Segelfluggelände²⁰ ging es am Nordrand des Bruchwaldes entlang bis zur Waldecke gegenüber dem Weißenhof, dort der Markungsgrenze entlang nach Osten

bis zum Rossert, am Nordrand des Rosserts dann bis über die Schwalbenhalde. Hier steht der obengenannte, erstaufgefundene Jagdstein. Laut Vertrag ging es dann über die Schwalbenhalde und den Steinbach zum Hartwald über Walheim. Wegen Bebauung und Flurbereinigung sehen wir geringe Chancen, daß zwischen Betzenloch und Hartwald ein weiterer Jagdstein gefunden wird. Nach Ortsbesichtigung und Durchsicht alter Flurkarten sind wir aber überzeugt, daß der Jagdbezirk durch die damalige Markungsgrenze Löchgau-Besigheim bestimmt war. Nach den Vermessungen von 1832 gehörten die Weinberge über der Schwalbenhalde und die westlich liegende Hochfläche (Löchgauer Feld!) noch zu Löchgau. Die Grenze verlief damals nicht längs des Steinbaches, sondern querte ihn lediglich. Weiter ging der Jagdbezirk am Süd- und Westrand des Hartwaldes zum Baumbach und daran entlang auf Erligheim zu. Von Erligheim ging es dann über das Löchgauer Schießhaus und das Wiesental zum Ausgangspunkt. Durch weitere Steine läßt sich der Verlauf nicht präzisieren. Nach einer Karte²¹ von 1844 läuft ein Weg von Erligheim anfangs auf die Löchgauer Berghütte zu. Laut dem Jagdvertrag



Thüngens Jagdbezirke: Hochwildjagd im Freudentaler und Erligheimer Wald; Niederwildjagd auf der Flur um Löchgau. Der Verlauf der östlichen Begrenzung ist durch keine weiteren Steine gesichert. Es wurde die alte Markungsgrenze zwischen Besigheim und Löchgau als Jagdgrenze angenommen. Grundlage ist die Karte 9 vom topographischen Atlas des Königreiches Württemberg (die neue Markungsgrenze wurde entfernt).

von 1674 und nach der ein Jahrzehnt jüngeren Kieserkarte muß dort das Löchgauer Schützenhaus gestanden haben²². Der angrenzende Erligheimer Wald heißt heute noch »Schützenhäusleswald«²³. Ist das Schützenhaus gleich dem Schießhaus, so müßte besagter Weg die Jagdgrenze bezeichnen. Anfänglich machte uns ein derart ortsfernes Schützenhaus Verständnisprobleme. Da aber nur von hier aus knapp die Hälfte der Löchgauer Rebflur bewacht werden konnte, macht ein dortliegendes »Wengertschützenhaus« durchaus Sinn, war sogar notwendig. Sollte das Schießhaus nicht das Schützenhaus gewesen sein, so müßte es – den alten Wegen folgend – im Bereich des heutigen Löchgauer Schützenhauses gestanden haben. Die Jagdrechte beinhalteten nicht nur Rechte und Pflichten gegenüber dem Wild. Die Jagdaufseher hatten auch eine Ordnungsfunktion und der Jagdherr hatte Wilderei abzuurteilen und kassierte die verhängten Geld- oder Sachstrafen, das war eine ausbaubare Position.

Das nach dem Tod des Generalfeldzeugmeisters 1710 aufgenommene Inventar²⁴ der Einrichtungsgegenstände des Ehepaars in beiden Freudentaler Schlössern bringt interessante Einblicke in deren Wohlstand. Die große Menge Tafelsilbers überrascht, scheint als finanzielle Reserve aber üblich gewesen zu sein. Denkwürdig wird dies besonders, wenn man die Hinterlassenschaft einfacher Bürger dagegen vergleicht, wie sie Heinrich Kling für Freudental aus den Gemeindeakten gesammelt hat.²⁵

Wir möchten hier nur das interessante Verzeichnis der Weinkeller erwähnen. In den großen Kellern des Oberen Schlosses und des Unteren Schlosses wurde für 17 199 Gulden Wein gelagert. Zum Vergleich: Freudental wurde in dem Inventar inclusive aller Rechte mit 52 500 Gulden veranschlagt. Was früher Oberes Schloß genannt wurde, heißt heute Judenschlößle, da dort die Freudentaler Schutzjuden Wohnung fanden. Das Kreisaltenheim steht auf dem Grund des ehemaligen Unteren Schlosses. Während das Judenschlößle noch viel von seiner ursprünglichen Gestalt zeigt, blieben beim Unteren Schloß nach den Umbauten der Grävenitz und des Königs Friedrich nur noch die Keller erhalten.²⁶

Ob Maria Johanna einen einträglichen Weinhandel betrieben hat? Für den Eigenbedarf ist die Menge zu groß. Es fällt auf, daß hauptsächlich der Jahrgang 1706 eingelagert wurde, der laut Bietigheimer Weinregister als »ziemlich viel und gut« charakterisiert wurde.²⁷ Die Weine sind mit Jahrgang und Wert pro Eimer angegeben. Die Rangliste von damals wird bei manchem heutigen Liebhaber von Württemberger Weinen Kopfnicken hervorrufen. Die Preise beziehen sich alle auf den Jahrgang 1706 und pro Eimer: Roßwager 48 Gulden, Dürrenzimmerer, Hesseigheimer und Mundelsheimer je 45 Gulden, »Cläbronner«, (Hohen)Haßlacher und Lauffener je 40 Gulden, Horrheimer 30 Gulden und Freudentaler 28 Gulden.

Soweit die Spuren des Ehepaares in Freudental und Umgebung. Das Leben Hans Carls von Thüngen, und das heißt, die Kriegezeiten des Barock, sollen in den folgenden Abschnitten beleuchtet werden.

Biographische Grundlagen

Im Gegensatz zum anderen Freudentaler bedeutenden Soldaten, dem oben genannten Bernhard von Schaffalitzki von Muckodell, hat Hans Carl von Thüngen keinen eigenen Lebenslauf verfaßt oder verfassen lassen. Zur Leichenrede hat 1711 der Pfarrer zu Freudental, Johann Conrad Kauffmann, einen Lebenslauf zusammengestellt, aus dem oben bereits zitiert wurde. 1882 veröffentlichte der k. k. Rittmeister Gustav Ritter Amon von Treuenfest einen Lebenslauf von 23 Druckseiten.²⁸ Da er über zwei Dutzend Regimentsgeschichten veröffentlicht hat, dürfte er über eine gewisse militärgeschichtliche Sachkenntnis verfügt haben. Die Lebensgeschichte Thüngens hat er aber aus einem Lexikon²⁹ abgeschrieben. Dies ergibt ein Textvergleich, und er selbst hat keine Quellen angegeben.

Rudolf von Thüngen verfaßte eine Generation später eine Familiengeschichte³⁰ derer von Thüngen, deren bedeutendstes Mitglied Hans Carl war und immer noch ist. Er nutzte außer dem Familienarchiv weitere Quellen, so als besondere Literaturgattung »Gespräche in dem Reiche derer Todten zwischen Scipio Africanus und Graf von Thüngen«.³¹ Der nachfolgende Lebenslauf hält sich, wo nicht anders vermerkt, an die Darstellung Rudolf von Thüngens.

Kindheit und Jugend

Hans Carl von Thüngen wurde im letzten Jahr des Dreißigjährigen Krieges im Unterschloß von Gersfeld geboren, genauer am 5. Februar 1648 alten Stils.³² Die Familie Thüngen zählte zu den ältesten und reichbegütertesten Familien Frankens.



Hans Carl von Thüngen, Schabkunstblatt von Christoph Weigel

Wenn wir uns Leben, Denkart und die kriegerischen Fähigkeiten eines Götz von Berlichingen vor Augen führen, so können wir leicht auf die Vorväter von Hans Carl schließen. Insbesondere deshalb, weil die von Berlichingen in seinem Stammbaum auftauchen. Allerdings gab es unter den Thüngens vor Hans Carl auch einen Bischof und einen Doktor der Rechte.³³

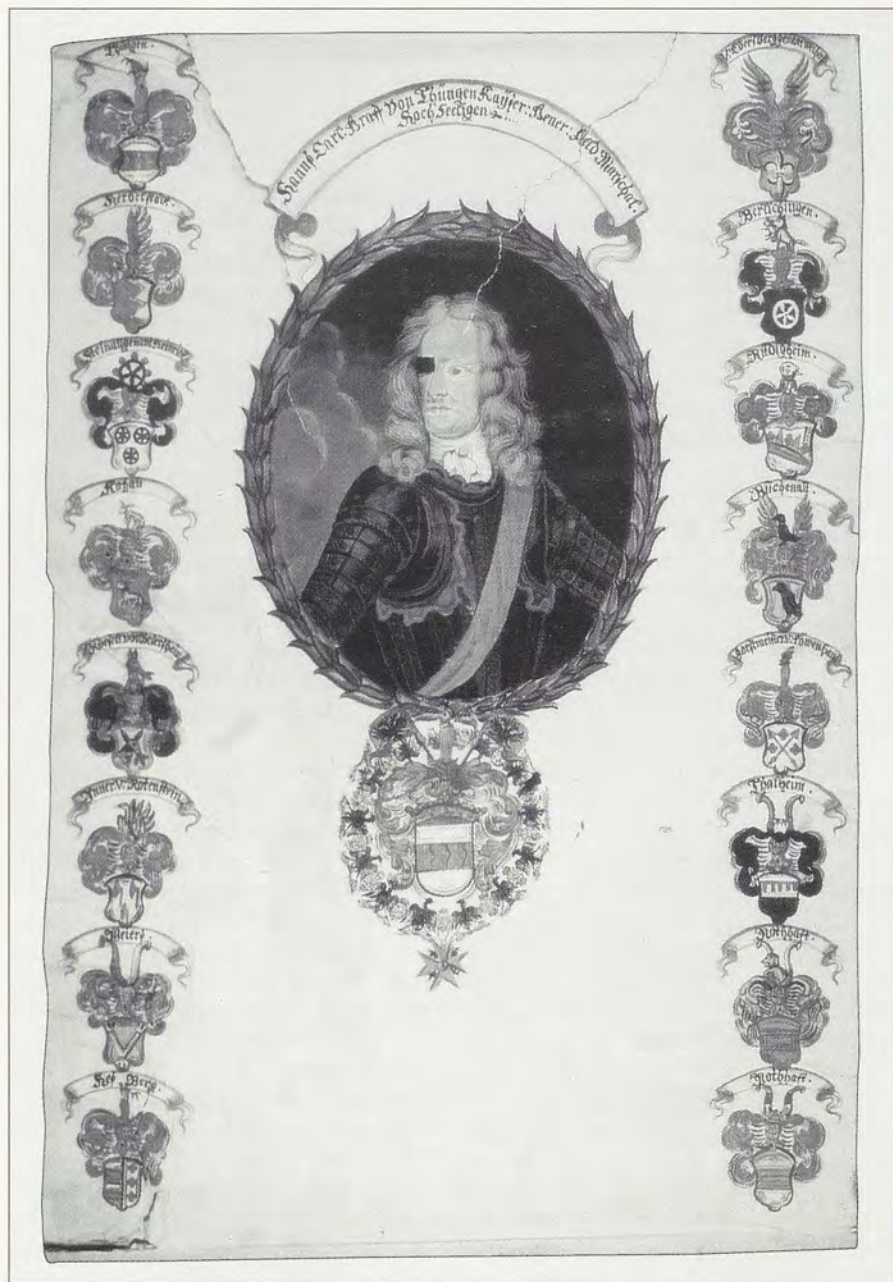
Sein Vater war Wolf Albrecht von Thüngen und seine Mutter Helene von Ebersberg, somit dürfte das Elternpaar auf dem Erbteil der Mutter gewohnt haben. Der Ort Gersfeld liegt am Oberlauf der Fulda und – je nach Blickrichtung – in der Rhön oder an deren Fuß, also an einem Übergang von lieblicher Tallage zu rauhem Mittelgebirge. Der Ort und die Durchgangsstraße hatten damals wie heute lange nicht die Bedeutung wie der nahe Bischofssitz Fulda und deren Verbindungen nach Kassel, Eisenach, Würzburg und Frankfurt. Strategisch gesehen beherrscht Gersfeld aber den Weg über die Rhön.

Hans Carl soll einige Tage vor seiner Geburt in Gegenwart mehrerer Zeugen im Mutterleibe vernehmlich geschrien haben und bereits mit zwei Zähnen zur Welt gekommen sein. Da er später ein besonderer Mann wurde, mag er auch Besonderheiten vor und bei der Geburt aufgewiesen haben. Andererseits sind derartige Beschreibungen Pflichtbestandteil von Helden- und Heiligenlegenden.

Die Taufe fand am 8. Februar 1648 in Gersfeld statt. Die damalige Kirche ist um 1800 durch einen Neubau ersetzt worden. Das Unterschloß dagegen steht noch und wird als Teil der dortigen Kurklinik genutzt. Der Hauptbau trägt ein Wappen mit der Jahreszahl 1560 und am Nebenbau findet sich die Jahreszahl 1605. Insgesamt macht der Gebäudekomplex aus heutiger Sicht eher den Eindruck eines großbäuerlichen Anwesens. Barocke Stilelemente und Dimensionen sind noch nicht zu erkennen.

Der Raum um Fulda hatte ähnlich hohe Bevölkerungsverluste im Dreißigjährigen Kriege durch Kampf, Brand, Hunger und Seuchen erlitten wie etwa der Raum Wimpfen–Ulm–Nördlingen, die Pfalz oder Mecklenburg, nämlich über zwei Drittel. Man darf also annehmen, daß die äußeren Umstände von Hans Carls Kindheit nicht sonderlich gut waren. Aber auch die häuslichen Umstände verschlechterten sich. 1652 starb Hans Carls Vater Wolf Albrecht und seine Frau folgt ihm bald nach. So kam Hans Carl mit seinem Bruder Hans Albrecht zu seinem Stiefschwager und Vormund Philipp Adam Voit von Salzburg und wurde zusammen mit dessen Sohn erzogen. Deren Schloß stand in Unter-Ebersbach an der fränkischen Saale, 25 km südöstlich von Gersfeld und knapp 10 km von Neustadt – und damit dem Stammsitz derer von Salzburg – entfernt. Vom Schloß in Unter-Ebersbach ist nichts mehr zu sehen. Geblieben ist ein Straßename und die Erinnerung, daß das Schloß im Bereich des heutigen Friedhofes oberhalb der Ortschaft gestanden haben soll, wo die heutige Friedhofskapelle einer kleinen Wehrkirche ähnelt.

Vorbereitet durch einen Hauslehrer ging Hans Carl dann in das einen Tagesmarsch im Süden gelegene Schweinfurt zur Schule. Nach weiterem Schulbesuch in Gotha kam er 1663 ins Gymnasium nach Coburg. Bei den damals weit bekannten Professoren Spindler und Wölffing erhielt er dort nicht nur Unterricht, sondern auch Kost, Logis und Aufsicht. Er soll »die Collegia mit gutem Ruhm« absolviert haben und besonders in der römischen Geschichte gut bewandert gewesen sein. Somit muß er sich auch mit den Kriegen und Schlachten des Altertums beschäftigt haben.



Hans Carl von Thüngen, Gedenktafel von 1710, Familienarchiv

Erste Kriegsdienste

Dies war wohl auch eines der Motive für seine Bitte an die Vormünder, an einem Kriegszug teilnehmen zu dürfen. Sie entsprachen seinen Bitten und empfahlen ihn dem Oberst von Königsmark, bei welchem er als Freiwilliger eine Art Praktikum oder Volontariat ableistete.

Ein Jahr später trat er als Sechzehnjähriger in lothringische Kriegsdienste. Dort wurde er bald nach seinem Eintritt Fähnrich und nach sechs Wochen Leutnant. Nach einem weiteren halben Jahr war er bereits Hauptmann, wobei er sich in dieser Stellung so auszeichnete, daß er nach drei Jahren die Stelle eines Obristwachtmeisters erhielt. Als solcher kämpfte er 1673 in der Freigrafschaft Burgund in spanischen Diensten einen Aufruhr des örtlichen Adels nieder. Bei den Kämpfen sollen 200 adelige Rebellen gefallen³⁴ sein. Sind wir im modernen Krieg weitaus höhere Verluste gewohnt, so war dies für die damalige Zeit zumindest unter dem Adel ein ungewöhnlich hoher Verlust. Da Thüngen nur ein kleines Truppenkorps führte und die Rebellen sich in befestigten Plätzen verschanzten, der Aufruhr aber in kürzester Zeit unterdrückt wurde, muß Thüngen seine Soldaten, und wohl vor allem seine Artillerie, äußerst wirkungsvoll eingesetzt haben.

1672 war das Heer des französischen Königs Ludwig XIV. in Holland eingefallen und hatte den »Holländischen Krieg« entfesselt, der 1678 mit dem Frieden von Nimwegen endete. Erst die von Louvois befohlene und durch Turenne ausgeführte Verwüstung der Pfalz brachte die Kriegsbemühungen des Deutschen Reiches merklich voran. Die zahllosen Grenzverletzungen hatten dies zuvor nicht erreicht, da der Kaiser sich durch ein Geheimabkommen zum Stillhalten gezwungen sah³⁵. Spanien war durch seine Niederländer am Krieg beteiligt und auch der Herzog von Lothringen trat 1673 auf der Seite des Reichs in den Krieg ein. Hans Carl reiste deshalb Ende 1673 auf seine Güter, warb dort ein Bataillon zu 5 Kompanien an und führte diese Soldaten dem neu ernannten spanischen Gouverneur Prinz Karl von Vaudemont zu. Bezogen auf die französische Truppenstärke erwiesen sich die spanischen Rüstungen in Burgund als unzureichend. Hans Carl wurde mit den spanischen Truppen in Besançon eingeschlossen, die im Mai 1674 kapitulierten. Nach kurzer Kriegsgefangenschaft³⁶ wurde er der Adjutant Vaudemonts. Der Chronist erklärt diesen Aufstieg damit, daß Hans Carl sich in Besançon tapfer und einsichtig gezeigt habe. Am 11. August 1674 kommandierte er die spanische Arrieregade³⁷ in der Schlacht bei Seneff³⁸, deren tapferer Widerstand die Voraussetzung für den späteren Sieg über die Franzosen war. Er suchte offiziell wegen häuslicher Angelegenheiten um seinen Abschied nach und erhielt diesen im Oktober 1674. Da er aber vor der Rückkehr nach Franken noch einige Reisen unternahm, wird ein anderer Grund glaubwürdig. So soll er ein Abenteuer mit einer Dame gehabt haben, die seinem Vorgesetzten Vaudemont nahestand, wie eingangs bereits berichtet.

Im Dienst des Fränkischen Kreises

Nur leicht verwirrend ist es, wenn man sich klarmacht, daß Hans Carl als Deutscher zuletzt seinen Abschied aus spanischen Diensten vom spanischen Gouverneur der Niederlande erhielt. Mit seiner Rückkehr nach Franken bekam er es nun

mit der deutschen Kleinstaaterei zu tun. Grob könnte man einmal Fürstentümer, Bistümer und die Reichsstädte unterscheiden. Diese waren von recht unterschiedlicher Größe und das Hoheitsgebiet keineswegs immer zusammenhängend. Dazwischen tummelten sich noch die Reichsritter. Rechte und Pflichten dieser Gebietskörperschaften waren in Krieg und Frieden unterschiedlich. Werbung, Unterhalt, Ausrüstung, Unterkunft und Durchzug von Truppen verursachten enorme Kosten und der Verteilungsschlüssel mußte oftmals neu ausgehandelt werden, da sich etwa durch Kriegseinwirkungen die wirtschaftlichen Voraussetzungen geändert hatten. Vieles war hier zwar allgemein geregelt, beispielsweise durch die Statuten des Fränkischen Reichskreises³⁹, aber im Einzelfall – und das galt nun speziell für den Dienst Hans Carls – konnte es doch noch Streitigkeiten zwischen dem Bischof von Bamberg, dem Fürsten von Brandenburg-Bayreuth, der freien Reichsstadt Nürnberg und dem Fränkischen Ritterkreis geben – und das sind noch nicht alle Beteiligten. Im Bedarfsfall wurde auch einfach genommen, was da war.

Heimgekehrt wurde Hans Carl von Thüngen Oberstleutnant des Fränkischen Reichskreises und der Bischof von Bamberg und Würzburg ernannte ihn zum Kommandanten von Würzburg und am 2. März 1676 zum Oberst über ein kaiserliches Allianzregiment. Anschließend kämpft er vor Philippsburg, in Burgund und im Elsaß. 1678 wurde unter seiner Führung die Besetzung von Straßburg durch die Franzosen verhindert. Wo Hans Carl bei der französischen Besetzung von Straßburg im Jahr 1681 war, verschweigt der Chronist.

Kurz vor seinem dreißigsten Geburtstag heiratete der evangelische Hans Carl von Thüngen am 15. Januar 1678 in Würzburg die katholische Maria Johanna Faust von Stromberg.

Im Türkenkrieg

Seine Stellung als Würzburger Kommandant behielt er auch nach dem Frieden von Nimwegen im Jahr 1679. Nach dem Tod des Bischofs wurde Hans Carl von dessen Nachfolgern, also dem Bischof von Würzburg und dem Bischof von Bamberg, am 23. Juni 1683 zum Generalwachtmeister (Generalmajor) ernannt. Zwar stand in dem Patent, dies geschehe, »weil er in dem spanischen und französischen Kriege seine Pflicht ganz treu ohne alles Privatinteresse tapfer und stattlich erwiesen«, Anlaß war aber klar der Aufmarsch der Türken vor Wien. Erst einen Monat später erhielt er die Bestätigung für diese Stellung durch die kreisausschreibenden Fürsten des Fränkischen Kreises, also durch den oben genannten Bischof von Bamberg (Marquard Sebastian Schenk von Stauffenberg) und den Markgrafen Christian Ernst von Brandenburg-Bayreuth. Endlich konnte er sein Regiment und die fränkischen Kreistruppen zum Einsatz nach Wien führen.

Der Großwesir Kara Mustapha Pascha stand mit 200 000 Mann vor Wien, dem Verteidiger Rüdiger von Starhemberg standen 20 000 Soldaten zur Verfügung. Dieses Verhältnis 1:10 reicht noch aus, um einen befestigten Platz einige Zeit halten zu können. Die verbliebenen Einwohner von Wien und Flüchtlinge waren bei der Pflege der Verwundeten, bei Schanz- und Aufräumarbeiten wohl hilfreich, aber 11 000 weitere Mäuler ließen die Vorräte schnell schrumpfen. Die Polen unter ihrem König Jan III. Sobieski, Kaiserliche, Sachsen und Bayern sowie fränkische

und schwäbische Reichstruppen kamen so ziemlich im letzten Moment vor Wien an. Ein, höchstens zwei Tage später hätten türkische Minen Breschen in die Mauern geschlagen. Wien wäre gefallen und Süddeutschland offen dagelegen.

Was Hans Carl bei der Befreiung von Wien genau leistete, ist nicht überliefert. Aus der Leichenrede kann man schließen, daß er mit dem fränkischen Kontingent vom Hermannskogel aus angriff. Nach Treuenfests Darstellung rückte er bei Tagesgrauen unter Herzog Karl von Lothringen über den Kahlenberg zum Angriff gegen Nußdorf vor und von dort verfolgte er die flüchtenden Türken bis Heiligenstadt. Nach neuerer und mehr Einzelheiten berücksichtigender Literatur⁴⁰ kämpften in diesem Bereich aber die Österreicher. Die schwäbischen und fränkischen Kreistruppen standen unter dem Kommando des Fürsten von Waldeck und griffen aus dem Bereich Vogelsang-Hermannskogel-Kobenzl an, um nach Weinhaus vorzudringen. Hier wird der General von der Leyen als Regimentskommandeur in einem sächsischen Bericht genannt und später wird Hans Carl zusammen mit von der Leyen genannt. Treuenfests Angabe ist damit nur in Einklang zu bringen, wenn Hans Carls Regiment den linken Flügel der Waldeckschen Truppen bildete, also der rechte Nachbar der Österreicher unter dem Herzog von Lothringen war.

Der Sieg über die Türken war keineswegs von vornherein sicher. Man hatte den türkischen Soldaten gesagt, es kämen zum Entsatz Wiens keine richtigen Soldaten, sondern »verloffene Studenten, zusammen geraffte Leute«. ⁴¹ Als die Türken dann massiv und geordnet angegriffen wurden, bekamen sie wohl wirklich den Eindruck: »Nicht mueglich ist es, die gantze Christenheit ist wider uns auf!« Die Verfolgung der fliehenden Türken verzögerte sich aber. Der eben noch rechtzeitige Entsatz von Wien war mit Gewaltmärschen und teilweise erheblichen Entbehrungen erkaufte worden. Was nach Marsch und Schlacht noch kampffähig gewesen wäre, wurde in erheblichem Maße durch eine Ruhrepidemie an weiteren Aktionen gehindert. Hans Carl mußte die Hälfte seines Regiments krank melden: von 1490 Soldaten waren 9 verstorben und 711 kampfunfähig krank. Von 8000 Bayern waren gar 5000 krank. ⁴² Die fränkischen Hilfstruppen marschierten wieder in die Heimat, die sie im Dezember erreichten. Sie waren für den Einsatz am Rhein gegen die Franzosen vorgesehen.

Hans Carl war im Januar 1684 in Würzburg und führte im Frühjahr fränkische Truppen nach Ungarn. Das Jahr brachte den Kaiserlichen keine besonderen Erfolge. Hans Carl wurde im Oktober zum kaiserlichen Generalmajor ernannt, nachdem er im Sommer bei Waitzen (Vác, am Donauknick vor Budapest), in der Schlacht bei Hanszobeck (etwa 20 km südsüdwestlich von Budapest) und bei der ersten Belagerung von Ofen (heute der Teil von Budapest am rechten Donauufer) gefochten hatte.

Im Frühjahr 1685 befand er sich wieder in Franken, wo Truppen für den Ungarnfeldzug zusammengestellt wurden. Seine Anwesenheit in Würzburg und Bamberg ist belegt, ebenso sein Aufenthalt im Juni in Ansbach, wo er Familienangelegenheiten regelte. Im Juli kämpfte er bei der Belagerung von Neuhäusel (N. Zámky, östlich von Bratislava, südlich von Nitra) und im August beim Entsatz von Gran (Esztergom), welcher 140 Jahre Türkenherrschaft beendete. Da er dort verwundet wurde, wird er im Bericht des Herzogs von Lothringen an den Kaiser ausdrücklich genannt: »Der Generalwachtmeister von Thüngen hat mit seinen Bataillons am kleinen Berg diesseits des Morasts die ihn anfallenden Türken mit tapferem Heldenmuthe auf die Flucht gebracht, wiewohl er darüber in die

rechte Schulter einen Schuß bekam.« Bereits vier Tage später ist er bei der Einnahme von Neuhausel dabei. Verwundet werden und weiter kämpfen brachte bei Vorgesetzten, Offizierskameraden und unterstellten Soldaten oftmals mehr Ansehen ein, als mancher glanzvolle Sieg. Im Oktober 1685 ernannte ihn Kaiser Leopold zum kaiserlichen Generalfeldwachtmeister und hob in dem Patentschreiben seine Tapferkeit, Erfahrung und Geschicklichkeit hervor sowie das besondere Vertrauen in ihn. Im November erhielt er den Befehl, sein aus wenigen Kompanien bestehendes Regiment auf 2500 Mann aufzurüsten.

Mitte Juni 1686 war Hans Carl mit seinem Regiment unter dem Herzog von Lothringen bei der Belagerung von Alt-Ofen. Nachdem die Laufgräben eröffnet waren, hatte er hier jeden zweiten Tag das Kommando. Am 20. Juli wurde er dort verletzt und mußte an diesem Tage vom Markgrafen von Baden-Durlach vertreten werden. Bereits am 22. Juli leistete er wieder in vorderster Linie Dienst, gerade rechtzeitig zu einem heftigen Ausfall der Türken. Sie drangen zu den bayrischen Laufgräben vor und vernagelten⁴³ dort einige Mörser. Die Bayern warfen die Türken wieder aus den Stellungen und im weiteren Angriff wurde durch den Wurf einer Karkasse⁴⁴ das türkische Hauptpulvermagazin zur Explosion gebracht, was eine 100 Schritt breite Lücke in die Mauer riß. Durch diese Bresche ließ der Herzog von Lothringen am 27. Juli einen Sturmangriff führen, der gelang, wobei aber eine Granate Hans Carl verletzte. Beim Generalsturm und der Einnahme am 2. September war er aber wieder dabei und führte noch einige Tage mit dem General Souches im Wechsel das Kommando.

Im November 1686 wurde Fünfkirchen (Pécs) genommen und Hans Carl wurde hier Festungskommandant. Er beschränkte sich nicht auf den Wiederaufbau der Festung, sondern überfiel im Dezember 1686 Szigeth (Szigetvár) und verbrannte türkische Vorräte und Teile der Vorstadt. Dies wiederholte sich drei Monate später in größerem Maße. Er hatte im Februar 1687 die Nachricht erhalten, daß der Sohn des Tartar-Chans mit einigen tausend Türken und Tartaren dabei sei, die Brücke von Esseg (Osijek am Unterlauf der Drau/Drava) zu überschreiten. Das türkische Unternehmen diene wohl eher einem Truppen- und Warenaustausch und weniger einem Angriff auf kaiserliche Stellungen. Nachdem die Vorstadt von Szigeth wieder brannte und mit ihr die dort gelagerten Futtermittel, wurde noch das Schlachtvieh weggetrieben, verjagt oder mitverbrannt. Dieser Angriff muß geschickt, schnell und hart durchgeführt worden sein, denn die eigenen Verluste sollen recht gering gewesen sein. Sodann wendete er sich gegen den anrückenden Feind und erbeutete dessen Proviant, Munition und Schlachtvieh.

Im August 1687 machten sich die Anstrengungen und seine Verletzungen derart bemerkbar, daß er sich in die Steiermark nach Marburg an der Drau zur Kur begeben mußte. Tat ihm dies auch körperlich gut, so handelte er sich damit anderweitigen Ärger ein. Noch während seiner Kur trafen in Wien Briefe ein, welche ihn unerlaubter Vorteilsnahme bei der Wein- und Fleischverteilung bezichtigten. Ferner sollte er den Bauern Geld für sich selbst abgepreßt haben. Nach der Kur versetzte man Hans Carl nach Possega (Pozega), der Hauptstadt des kurz zuvor wieder eroberten Slavonien. Ob dies militärische Notwendigkeit oder eine Strafversetzung war, ist nicht mehr festzustellen. Da ihn die Versetzungsverfügung und das Anschuldigungsschreiben praktisch zusammen mit für den Kommandanten von Fünfkirchen bestimmten Schreiben erreichten, muß in der Hofkammer oder im Hofkriegsrat oder zwischen beiden etwas schiefgelaufen sein. Am 29. Dezem-

ber 1687 nahm Hans Carl von Possega aus Stellung zu den Vorwürfen und wies sie entschieden zurück. Er verlangt eine Untersuchung und als die zunächst nicht zustande kommt, Genugtuung. Da sein Regiment noch in Fünfkirchen war, gab es hier weiteren Ärger wegen der Zuständigkeiten und der Verantwortung. Der Hofkriegsrat erweist sich hier in seiner höchstgelegenen Zuständigkeit als ahnungslos, beauftragt aber einen seiner Räte mit der Untersuchung gegen Thüngen. Hofkriegsrat von Schallenberg machte sich ans Werk und schickte Thüngens Bericht wegen des weiteren Vorgehens an die Hofkammer. Dort wird der Vorgang ohne weitere Maßnahmen zu den Akten gelegt. Eine schriftliche Klärung oder gar Genugtuung erfolgt nicht. Will man dieses Vorgehen bewerten, muß man sich klar machen, daß die Ehre ungleich höher bewertet wurde als heute und dies besonders bei einem Offizier und Adligen.

Noch ein drittes Mal ließ Hans Carl Szigeth heimsuchen, da zwei Mühlen und einige Häuser stehengeblieben waren. Deshalb, oder trotzdem, versuchte im Dezember 1687 ein türkisches Korps über Esseg einen Provianttransport nach Szigeth zu bringen. Hans Carl rückte den Türken entgegen und griff sie eine halbe Stunde vor Szigeth an. Bald darauf wiederholte sich dies, wie aus nachfolgendem, zeitgenössischem Bericht anschaulich hervorgeht: »Es hatte die Verwegenheit diese leichtfüßige Menschenräuber über die bei Esseg geschlagene Schiffbrücke geführt, davon alsobald die Fama Herrn General=Major von Thüngen benachrichtigt, der mit 4000 Pferden und einigen Kroaten auf Kundschaft ausgerückt und zu Schlod benachrichtigt wurde, daß 800 Janitscharen⁴⁵ und 200 Spahis⁴⁶ die Schanz an der Donau anfallen, mit Handgranaten bedrängten, und von denen in der Besatzung bereits 30 erlagen. Dieser Bericht entfeuerte alsobald Herrn Generalen und brachte aus ihm den heldenmütigen Entschluß, in diese verwegene Feinde herzhaft einzustürmen und sie dem Widerkommen auf ewig zu benehmen. Gesagt, getan. Er überrannte als ein Donnerkeil die unversehene Feinde, deren 600 zu Boden gestürzt, ehe sie noch das Siegeswerk, so sie vollbringen, erkannt; die übrigen erwählten das unbewohnte Wasserelement zu ihrem Aufenthalte, konnten aber so geschwind selbiges nicht betreten, daß nicht zuvor 40 gefangen und nebst 100 abgehauenen Türkenköpfen, unter welchen zwei gebliebene Aga⁴⁷ und ein Beg und Aly=Beg⁴⁸ noch erkenntlich waren, als in einem Triumph zu Fünfkirchen eingebracht wurden.«

Auch das Jahr 1688 blieb kriegerisch. In der Armee des Markgrafen Ludwig Wilhelm von Baden (»Türkenlouis«) drang Thüngen mit einem Streifkorps in ein Gebiet vor, das man dem heutigen Zeitgenossen am einfachsten als das Dreieck Zagreb–Bihac–Banja Luka beschreibt. Zagreb liegt an der Sau/Sawe/Save und 50 km flußabwärts liegt Sisseck/Sisak an der Einmündung der Kupa. Hier überschritt Hans Carl die Save und am 12. August erfocht er mit seinem Regiment bei Kostajnica den Übergang über die Unna/Una. An der Eroberung von Kostajnica am 15. August war er ebenso beteiligt, wie an der Schlacht von Dervent, wo am 5. September das Korps des Pascha von Bosnien vernichtet wurde. Wieder wurde er verwundet und wieder liegt eine Beschreibung seiner Heldentaten vor. Was der Freudentaler Pfarrer Kauffmann dazu berichtet, dürfte von Thüngen selbst oder einem beteiligten Offizier stammen. Er schreibt, daß Thüngen »mit einem Kayserl. Detachement⁴⁹, . . . über den Sau-Fluß sehr weit nach Bosnien eingedrungen und man daselbst mit nicht mehr 3000 Pferden auf ein ungleich überlegenes und dazu auf einer Höhe vorteilhaftig postiertes formidables türkisches Corps von

15 000 Mann stark gestoßen: Sind des Herrn Generals Exzellenz, bey dem fast inaccessiblen Angriff, durch die rechte Schulter und Arm zwar hart verwundet worden: Es haben aber diesselbe den Mut so wenig mit dem Blut verlohren, daß sie vielmehr von dem Pferd hertzhafftig abgestiegen und zu Fuß mit dem Degen in der linken Hand biß zu Ende der über den Feind erstrittenen blutigen Niederlage großmütig gefochten, und also mit Ruhm und Recht nicht eines geringen Theils dieses unvergleichlichen Sieges sich anzumassen haben.«⁵⁰ Bei Rudolf von Thüngen ist noch überliefert, daß bei diesem Kampf bereits entwaffnete Türken wie wild mit bloßen Händen weiterkämpften und daß die Erschlagenen haufenweise herumlagen⁵¹.

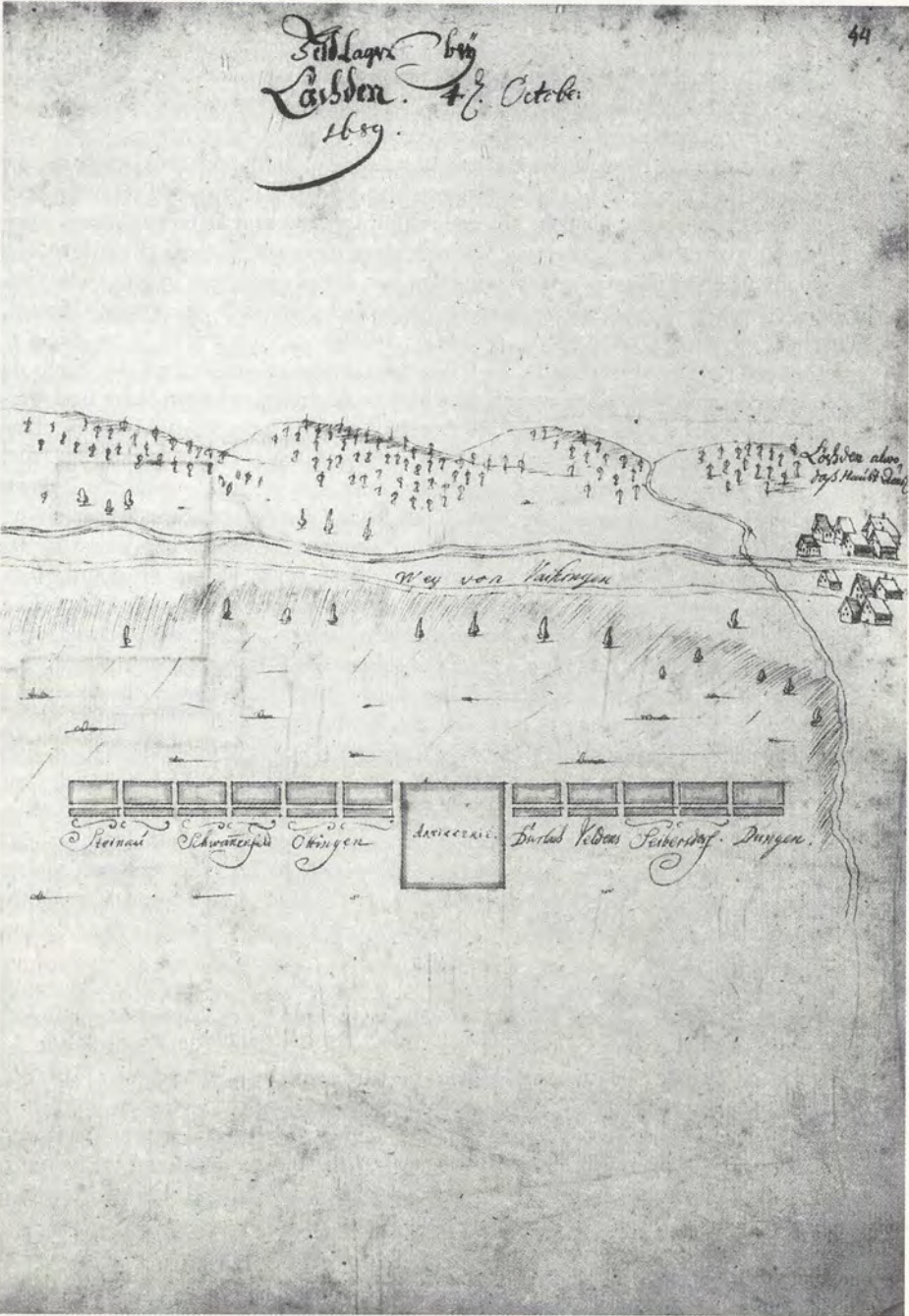
Wurden die Türken auch bei Wien als Armee zurückgedrängt, so machten sich ihre Einflüsse doch anschließend in ganz Europa bemerkbar. Die Janitscharen waren mit einem mehrere Dutzend Mann starken Musikkorps ins Gefecht gezogen, wobei die Schlaginstrumente überwogen. Der metallische Klang der Becken und Triangeln klang befremdlich und einschüchternd. Hier wurde einiges übernommen. Das Wahrzeichen europäischer Regimentskapellen, was mancher für urdeutsch oder urpreußisch hält, kommt aus dem Osmanenreich: der Schellenbaum. In der Musik wurden immer wieder Anleihen bei der Janitscharenmusik genommen (Haydn: Militärsinfonie; Mozart: Rondo alla turka; Beethoven: Türkischer Marsch)⁵². Erbeutete Waffen, Zelte, Möbel, Kleidung und Ziergegenstände zeigten den hohen Standard der türkischen Kunsthandwerker und blieben nicht ohne Wirkungen auf die europäische Kunst⁵³. So ließen z. B. sich deutsche Fürsten als türkische Feldherren porträtieren.

Wieder Krieg am Rhein

Inzwischen hatte Thüngen das Schwabenalter erreicht und der Kaiser verlieh ihm im Oktober 1688 das »Feldmarschall=Lieutenant=Patent«, »in Ansehung seiner dazu tauglichen Capazität und bei dem Türkenkriege, insonderheit bei Attaque und glücklicher Eroberung Neuheussel und Ofen, und sodann bei letzter Campaigne gegen den Feind in Bosnien prästirten gute Kriegsdienste und erwiesenen thapferen Muth«.

Zur gleichen Zeit wurde deutlich, daß es auch im Westen wieder Krieg geben würde. König Ludwig XIV. hatte seit dem Frieden von Nimwegen Frankreich zu Lasten der deutschen Grenzgebiete ausgedehnt, wobei der Krieg auf dem Balkan Frankreich recht nützlich gewesen war. Einer dieser fragwürdigen Ansprüche ließ ihn den Pfälzischen Erbfolgekrieg beginnen, indem er 1688 Teile des Erzbistums Köln, die Städte Worms, Speyer, Heidelberg, Frankental, Mainz, Mannheim, Koblenz und Philippsburg durch sein Militär besetzen ließ. Französisches Militär drang dabei auch weiter nach Schwaben und Franken vor. Die kaiserlichen Truppen waren noch auf dem Balkan, so daß rasche Hilfe am Rhein nicht möglich war. Da Frankreich auch gegen England, die Niederlande und Spanien stand und die Osmanen ein Friedensangebot machten, gab der Kaiser nicht nach. Auf dem Balkan wurde aber weiter gekämpft und in England gab es einen Regentenwechsel, so verzögerte sich der Gegenangriff. Trotzdem konnten die Franzosen bis zum Winter an den Rhein zurückgedrängt werden.

Traurige Berühmtheit erlangte hier der französische Feldherr Mélac. Auf



Feldlager bei Löchgau 1689, Thüngens (Dungen) Regiment am Ostrand

königlichen Befehl sollte er Frankreich und die deutschen Länder durch einen Verwüstungsstreifen trennen. Der Streifen sollte von Köln bis Basel gehen und teilweise über 100 km breit sein. Im Süden war der Verlauf unter Einschluß folgender Orte vorgesehen: Heidelberg, Sinsheim, Maulbronn, Pforzheim, Hirsau und Freiburg. Im Westen des heutigen Landkreises Ludwigsburg hätte folglich die Wüste begonnen und am Rhein erst geendet. Als Feldherr hätte Mélac wohl von seinen positiven Anlagen her eine raschere Karriere gemacht, wenn da nicht sein choleraisches Temperament, sein Mangel an Diplomatie und seine zahllosen, aber in Paris unerwünschten Verbesserungsvorschläge gewesen wären⁵⁴. Er führte den königlichen Befehl prompter und radikaler aus, als es manchem in Paris lieb war. Seine »Leistungen« sind teilweise noch heute sichtbar (z. B. Esslinger Gegend, Marbach, Schorndorf, Mannheim und Heidelberg).

Thüngens Regiment blieb auf dem Balkan, nachdem er auf Wunsch des Bischofs von Bamberg und Würzburg vom Kaiser seinen Abschied erhalten hatte und wieder in bischöfliche Dienste trat, um den Feind am Rhein zu bekämpfen. Der Bischof verlieh ihm am 18. Februar 1689 ein neues Allianz-Regiment zu Fuß. Auf den Sommer kam die Kriegsmaschinerie in Gang und im Juli begann die Belagerung von Mainz. Im August war Hans Carl in den Laufgräben vor Mainz eingesetzt und am 9. September 1689 war Mainz eingenommen. Es gab keine Ruhe, denn die Truppen rückten danach unmittelbar nach Bonn weiter. Hier soll Hans Carl besonders viel geleistet haben, aber er zahlte dafür einen hohen Preis. Eine Stückkugel schlug in seiner Nähe auf einen Stein, dessen Splitter sein rechtes Auge verletzte. Er erblindete und trug seither ein schwarzes Pflaster auf dem Auge, was sich zu einem Markenzeichen entwickelte: Seine Soldaten rühmten die vermehrte Scharfsicht des verbliebenen Auges und der Sonnenkönig soll sich halb bewundernd und halb verärgert gegenüber dem König von England geäußert haben, daß er dieses eine Auge nicht mit seinem Gold blenden konnte. (Wenn möglich, hat Ludwig XIV. sich einen Erfolg eher erkaufte als erkämpft, wie wir bei der Eroberung der Stollhofener Linien noch sehen werden.) Nunmehr bekam Thüngen das Kommando in Mainz, das er bis zu seinem Tode behielt. Der Kurfürst von Mainz ernannte ihn am 12. Januar 1690 zum General-Feldzeugmeister und Oberkommandanten der Truppen zu Roß und zu Fuß. Damit hatte er drei Herren: Kaiser, Kurfürst und Bischof.

1690 näherte sich eine französische Armee Mainz, fand es aber für die Verteidigung derart gut vorbereitet, daß sie wieder umkehrte. Auch die Schnapphähne⁵⁵ machten den Franzosen Probleme. Vom Krieg entwurzelte Bauern, Deserteure oder einfach kriminelle Elemente taten sich zusammen und überfielen französischen Nachschub und Kleinstützpunkte. Ihre Kampfweise entsprach dem, was man später als »Guerilla« bezeichnete. Hans Carl soll diese Gruppen um den Donnersberg herum mit Beratern und militärischen Führern unterstützt haben⁵⁶. Durchaus glaubhaft, wenn man bedenkt, daß diese Taktik bereits in den Türkenkriegen von Husaren in Ungarn entwickelt worden war.

Im Jahr darauf versuchte der bestochene kaiserliche Kriegskommissar Konsbruch, Soldaten eines französischen Kommandounternehmens in die Stadt zu bringen. Die Wache entdeckte aber die einschleichenden französischen Soldaten und setzte sie gefangen. Als Konsbruch von den Gefangenen Briefe übernehmen wollte, wurde er als Verräter entlarvt.⁵⁷ Ein Kriegsgericht verurteilte ihn darauf zu Tode. Thüngen soll am Hinrichtungstage ein kaiserliches Begnadigungsschreiben

erhalten, es aber erst nach der Hinrichtung Konsbruchs geöffnet haben. Die Akten geben dafür keinen Anhalt. In einem anderen Fall ist aktenmäßig belegt, daß Thüngen für verurteilte Deserteure um Gnade bat und sie auch erhielt.

Im Mai 1692 ernannte ihn der Kaiser zum kaiserlichen General-Feldzeugmeister, dem zweithöchsten Rang in der Reichsarmee. Im Herbst unterstützte er den Landgrafen von Hessen bei der erfolglosen Belagerung des Schlosses Ebernburg.

Nach seinen dienstlichen Briefen hielt sich Hans Carl meist in Mainz auf. Im April 1693 schrieb er aus Heilbronn, wo er Schanze und Ravelin vor dem Brückentor und ein Hornwerk vor dem Fleiner Tor anlegen ließ. Viele Bäume wurden gefällt. Anschließend reiste er über Darmstadt und Frankfurt wieder nach Mainz.

Als Ersatz für sein in Ungarn verbliebenes Regiment erhielt er im Juli 1694 ein in Mainz stationiertes Regiment. Im Juli und August schrieb er aus »Closter Diefenthal«, wo er je eine Woche gewesen sein muß. Es ist dies das zur Gemeinde Eltville gehörende, heute noch bestehende Kloster Tiefental. Er pflegte wohl im nahegelegenen Schlangenbad seine im Kriegsdienst erworbenen Leiden. Es werden nicht nur die alten Wunden geschmerzt haben. Nässe, Kälte, sonstige Entbehrungen und die vielen Stunden zu Pferde können kaum spurlos an ihm vorbeigegangen sein. In diesem Jahr wurde Hans Carl von Thüngen als reichsunmittelbarer Freiherr bestätigt.

Ausweislich seiner Briefe ist Hans Carl im Jahr 1695 zumeist in Mainz. Auch aus Schwalbach und Frankfurt schrieb er und meldete sich im Juli kurzzeitig nach Wetzlar ab. Bereits im April schrieb er aus »Embs« (Bad Ems an der Lahn). Dort ließ er 1696 die »Carlsburg« errichten. Das Gebäude sollte ihm und vornehmen Badegästen als angemessene Unterkunft dienen; zuvor waren die Badegäste in Zelten untergebracht gewesen. Das Gebäude steht heute noch und ist eines der Schmuckstücke der Stadt, wobei es heute als »Vier Türme« bekannt ist. Da auch der Erwerb Freudentals in dieses Jahr fällt, hatte Hans Carl finanzielle Aufwendungen, die aus dem Ertrag seiner Güter schwerlich erbracht werden konnten. Insbesondere deshalb nicht, weil in diese Zeit der Streit um den Besitz des Dorfes Thüngen fällt, was auch beträchtliche Kosten verursachte. Welche Einnahmen Hans Carl aus der Türkenbeute hatte und was ihm der Krieg am Rhein an Beute und Lösegeldern einbrachte, ist nicht überliefert. »Thüngen (wurde auch) während seiner Anwesenheit in Mainz allmählich eher zu einem Vertreter mainzischer, denn kaiserlicher Interessen. Besonders das Domkapitel war ihm außerordentlich gewogen.«⁵⁸ Wie werden die Herren Domkapitulare wohl ihre Gewogenheit gezeigt haben?

Am 2. Januar 1696 ernannte der Kurfürst von Mainz Hans Carl zum Generalfeldmarschall, was der Kaiser im Sommer bestätigte. Im März 1696 war der Markgraf Ludwig Wilhelm von Baden in Wien und wurde vom Herzogadministrator Friedrich Karl von Württemberg von Kirchheim/Teck aus vertreten, einem Vorbesitzer von Freudental. Bemerkenswert ist, daß der Herzog häufiger als der Markgraf schreibt und Thüngen dem Herzog seltener, als er sonst dem Markgrafen schreibt. Der Zeitraum ist aber zu kurz, um einen Zufall auszuschließen.

Vom Mai ist ein Brief von Thüngens Frau an den Markgrafen Ludwig Wilhelm von Baden erhalten: »Durchleuchtigster Fürst /⁵⁹ Gnädigster Fürst und Herr!!! Euer Hochfürstl. Dhl. berichte aus großer Bestürzung unterthänigst, daß in dem Moment die üble Zeitung vernehme, wie daß mein Herr von einer feindlichen Parthie auff seiner Herunterreise solle gefangen worden seyn. Wie nun in diesem mir

dadurch zugestoßenen Betrübniß mein einziges Vertrauen zu Eurer Hochfl. Dhl. hoher Gnad setze, als ersuche dieselbe hiermitt, durch ihro hohe mediation die Sach so helffen zu vermitteltn, daß mein Herr doch so bald als immer möglich möge reklamiert(?) werde. Diese hohe Gnad wird sowohl mein Herr, als ich zeit-lebens mit unterthänigster . . . und ich verharre / Eur Hochfürstl. Dhl. / Meyntz, d 29. May 1696/// . . . gehorsame / Dienerin / Maria Johana Freyfrawe von / Thüngen, geborne Faustin / von Stromberg.« Hans Carl war nach einer Bespre-chung mit dem Markgrafen allein nach Mainz zurückgekehrt, dabei von einer französischen Streife gefangengenommen und nach Philippsburg gebracht wor-den. Von dort schrieb er am 9. Juni an den Markgrafen. Gegen eine Ranzion⁶⁰ von 5000 Gulden⁶¹ war er bald wieder frei und am 12. Juni in Mainz. Am 15. Juni ließ er einen Aufruf drucken und verbreiten, in dem er Maßnahmen gegen Husaren einleitet, welche »wegen verübenden Geld=Pressuren/Plünderen/rauben und Morden« der Bevölkerung und der Landesverteidigung schaden.

1697 wurde die Mainzer Garnison auf die von Thüngen verfaßten 61 Kriegsarti-kel eingeschworen. Die Mehrzahl davon betrifft Vergehen und die dazugehörigen harten Strafen. Es wird aber auch geregelt, daß eine zu verteidigende Stellung nach dreimaligem Sturm verlassen werden darf, wenn der nächste Sturm wegen man-gelndem Entsatz den Ruin der Besatzung bringt. Möglicherweise hat Hans Carl dies den Janitscharen abgeschaut, denn diese mußten nicht beliebig oft angreifen.

Im August und September schreibt er elfmal aus dem »Feltlager bey alten wiß-loch«. Im Oktober folgen Briefe aus »Schenckenzell«, »Nordorff«, »Dirmentz« und dem Hauptquartier »zu Steppach«.

In Freudental

Am 21. Februar 1697 schrieb Thüngen das erste Mal aus Freudental, das er mit Ver-trag vom 15. November 1696 gekauft hatte. In den Tagen zuvor war er in Stuttgart, Kirchheim/Teck, Maulbronn und Dürrmenz (heute Teil von Mühlacker) gewesen. Bereits im März ist er als Pate im Freudentaler Taufregister genannt. Dienstliche Post an ihn ist in diesen Tagen nach Freudental adressiert und er lädt hohe Offi-ziere zu Dienstbesprechungen nach Freudental ein. Demnach müssen Räumlich-keiten in entsprechendem Umfang und Zustand vorhanden gewesen sein. Da 1693 in der Umgebung von Freudental von der französischen Armee etliche Brände gelegt wurden und in Freudental zumindest die Kirchenbücher verlustig gingen, so dürfte es auch in Freudental gebrannt haben. Diese Schäden waren entweder nicht so umfassend oder sie waren bis 1697 weitgehend beseitigt.

Herzog Eberhard Ludwig von Württemberg verfügt am 23. Februar 1697 an das Konsistorium und den »Special zu Biettingheim«: »Ihr sollt dem jetzmaligen vica-rio in dem benachbarten Bau Erb Hoff . . . Orth Erlickheimb Mr.⁶² Johann Cun-rad Kauffmann bedeuten, daß er sich förderlichst nacher Frewdenthal verfügen, und auff allda bey dem General Feldmarschall von Thüngen zu ablegung einer probpredig, gebührend . . . [melden] solle.«⁶³ Ebenso soll sich der Vikar zu Besen-feld Mr. Christoph Mayer melden. Im März schrieb Hans Carl an den Geheimrat Culpis, den er von Frankfurt her kannte, daß er die beiden vorgeschlagenen Vikare gerne sehen würde, da der Pfarrer von Hohenhaslach durch Dienst in wei-teren Kirchfilialen den Dienst in Freudental nicht gänzlich versehen kann. »Ich

auch selbst befunden daß es beßer vor mich und meine unterthanen wehre, wan ich einen aigenen Pfarrer in Loco hätte«, schreibt Hans Carl weiter. Durch die geringe Untertanenzahl seien die Bezüge gering, so daß er selbst so viel zulegen würde, daß die Pfarrer ein genügendes Auskommen hätten.⁶⁴

Kauffmann meldete sich bei Hans Carl, möchte seine Vikarstelle in Erligheim nicht verlassen, wäre aber gerne bereit, den Gottesdienst in Freudental am Sonntag um acht Uhr zu halten, wobei den Erligheimern dadurch kein Mangel entstehen würde.⁶⁵ Auch den Herzog Eberhard Ludwig selbst bittet Hans Carl schriftlich noch um Zustimmung für diese Lösung und vor Mitte März wurde der Bitte stattgegeben. Daß seine Stipendiaten untergebracht und der Pfarrdienst in Freudental durch einen Württemberger versehen wurde, scheint dem Herzog sehr am Herzen gelegen zu haben. Auch Hans Carl hat sich unverzüglich darum bemüht, daß der Pfarrdienst in Freudental ordentlich versehen wurde.

Kommandant in Philippsburg

Durch den Ryswiker Frieden mußten die Franzosen Philippsburg räumen und am 8. Januar 1698 erhielt Thüngen auch die dortige Kommandantenstelle. Einen Nachweis seines dortigen Aufenthalts haben wir aber erst vom August 1698. Wir finden ihn im Januar in Bamberg, im Februar in Ansbach, dann in Freudental, im April im Kloster Tiefental, Anfang Mai in Mainz und dann bis Ende Juni in Bad Ems. Bei der Wiederherstellung der Festungswerke wartete Thüngen wegen der aktuellen Kriegslage nicht auf kaiserliche oder andere Gelder, sondern schoß eigenes Geld vor, das er nie wieder bekam. Auch in seinen Zeiten als Kommandant des Reichsheeres erhielt er kein Gehalt. Als er es ausdrücklich beantragte, wurde es ihm erst nach sieben Jahren zugesagt, aber nicht einmal zu einem Zehntel ausbezahlt. Dann hielt er sich hauptsächlich in Philippsburg auf, den September 1699 in Bad Ems und immer wieder in Freudental.

Ende 1700 starb König Karl II. von Spanien und die schon lange anhaltenden Streitigkeiten führten zu Rüstungen für den Spanischen Erbfolgekrieg. Aus älteren deutschen Quellen erfährt man oft nur, daß die Ansprüche Ludwigs XIV. völlig unberechtigt waren, weil die Infantin Maria Theresia auf ihre Erbrechte gänzlich verzichtet habe. Sie sollte dafür ein Entgelt von drei Millionen Dukaten erhalten, welche von Spanien aber nie bezahlt wurden⁶⁶. Thüngen, als einer der ältesten Generale, war eifrig mit der Aufrüstung beschäftigt. Ohne seine zahlreichen Festungskompanien standen dem französischen König zu Beginn des Holländischen Krieges 128 000 Mann zur Verfügung, dem Kaiser nur 23 500, wenn man die 12 000 Mann an der ungarischen Grenze nicht berücksichtigt⁶⁷. Nunmehr waren die Verhältnisse für das Reich auch keineswegs besser und Truppen mußten neu aufgestellt werden. Das erste Kriegsjahr brachte Kämpfe in Oberitalien unter Prinz Eugen von Savoyen. Erst im Mai 1702 wurde im Reich als erste Unternehmung die französisch besetzte Festung Landau eingeschlossen. Aber erst sechs Wochen später kamen erfahrene Geschützmannschaften aus Böhmen. In einer Nacht schlich sich der französische Geniedirektor⁶⁸ Roome mit einem Unteroffizier auf Kundschaft vor die Festung, wurde aber von der Wache entdeckt und gefangengenommen. Beim Unteroffizier mußte Hans Carl selbst noch Hand anlegen, weil der vergeblich zu flüchten versuchte. Als der römische König und spä-

tere Kaiser Joseph am 24. Juli im Lager eintraf, waren die Laufgräben bis auf 15 Schritt an die Glacis – das deckungslose Vorgelände der Festung – vorgetrieben und der König ließ es sich nicht nehmen, mit Thüngen die Laufgräben zu besichtigen.

Als General Mélac erfahren hatte, daß König Joseph eingetroffen war, ließ er in allem Ernst aus Landau anfragen, wo der König wohne, auf daß nicht französische Kanonen aus Versehen dorthin schießen würden. Die Belagerer bedankten sich artig und gaben ihm Bescheid, er solle nur seine soldatische Pflicht tun. Der König war mit Gemahlin und einem über 400 Personen starken Troß angereist. Er war zur rechten Zeit gekommen, denn unter seinem Oberbefehl kapitulierte Mélac schließlich, allerdings unter der Bedingung eines ehrenvollen Abzug mit allen Ehren. Man darf zumindest annehmen, daß unter Thüngens Befehl nach wenigen Tagen weiteren Kampfes eine bedingungslose Kapitulation erreicht worden wäre. So mußte Thüngen mit ansehen, wie Mélac und seine Soldaten mit einer beträchtlichen Anzahl von Kanonen aus Landau abzogen. Die Kaiserlichen stellten für den Abzug der Franzosen noch 400 vierspännige Wagen zur Verfügung. Am Ende eines Krieges wäre eine solche Regelung soldatisch und menschlich richtig gewesen, der Krieg sollte aber noch zwölf Jahre dauern. Der König, der Markgraf von Baden und Thüngen standen beieinander, als Mélac an ihnen vorbeizog. Der französische General salutierte mit seinem Degen, stieg vom Pferd und küßte die Stiefel des Königs, »wobei er eine zierliche Anrede hielt«. So berichtet es zumindest Rudolf von Thüngen. Nach Heuser⁶⁹ »machte Mélac seine Verbeugung vor dem Sieger, worauf er auf einen Augenblick vom König empfangen ward«.

Der König ließ sich als Sieger von Landau feiern und Medaillen wurden zur Erinnerung geprägt. Joseph erkannte aber klar den Wert Thüngens und schlug ihn als Generalissimus⁷⁰ der Reichsarmee vor. Hatten seither schon Grafen unter dem Freiherrn gedient, so wären dann noch etliche Fürsten im Generalsrang dazu gekommen. Um dies zu verhindern, wurden zwei Reichsgeneralfeldmarschallsstellen geschaffen, an regierende Herren vergeben und Thüngen wurde als Reichsgeneral-Feldzeugmeister diesen unmittelbar untergeordnet.

Den Feldzug 1703 begannen die Franzosen bereits in April und Marschall Tallard traf mit 15 Bataillonen und 30 Eskadronen bei den Stollhofener Linien auf Thüngen, der hier den rechten Flügel der Reichsarmee führte. Die rechtzeitig unter Ausnutzung des vorhandenen Geländes angelegten Verschanzungen und Verhaue ließen die französische Übermacht aber mit hohen Verlusten scheitern. Ganz wichtig war dabei, daß durch sorgfältige Überwachung an den Linien und durch Spähtrupps vor den Linien eine rechtzeitige Alarmierung möglich war und der Feind die Linien bei einem Angriff jeweils ausreichend besetzt fand. Eine dauerhafte Gesamtbelegung der Linien in voller Gefechtsstärke wäre nicht möglich gewesen. Durch die Befestigungen war aber auch überlegener Feind hinzuhalten, bis Verstärkung eintraf. Auch den Angriffen Villars am anderen Flügel hielten die kaiserlichen Truppen stand.

Der Fall Arco

Mitte Juni kam Tallard wieder über den Rhein, griff aber trotz doppelter Überlegenheit die 13 000 Mann starke Truppe von Hans Carl hinter den Stollhofener Linien nicht an, sondern wendete sich nach Süden und schloß am 15. August die

Festung Breisach ein. Bereits am 6. September übergab der Feldmarschalleutnant Graf Arco nach schwacher Gegenwehr die Festung an die Franzosen, obgleich der Markgraf Ludwig Wilhelm von Baden befohlen hatte, »sich bis auf alle erdenkliche Extremitäten zu wehren«⁷¹, also zumindest erst nach einem erfolgten Hauptsturm zu übergeben. Der Kaiser verschärfte dies noch in einem Durchhaltebefehl: »Daß du auf erfolgten Angriff dich bis auf den letzten Mann und Blutstropfen wehren und halten, den dir anvertrauten Posto vertädigen und behaupten, darbei



*Thüngen in der Berichterstattung seiner Zeit,
Druck aus Theatrum Europaeum von 1703*

alles und jedes, was ein tapfer, rechtschaffner und ehrlicher Kommandant zu beobachten und vorzukehren hat, tun, vorkehren und beobachten sollest.«⁷² Ein Schrei der Empörung ging nach der Kapitulation durch das Reich und der Markgraf begehrte die Berufung eines Kriegsgerichts, was der Kaiser dann auch genehmigte. Unter dem Vorsitz von Hans Carl von Thüngen trat es in Bregenz zusammen und sprach am 4. Februar 1704 das Urteil: Tod durch das Schwert für Graf Arco. Es gab dafür wirklich starke Gründe: Die Festung war eine der wichtigsten

im Reich; die Besatzung war über 3000 Mann stark; Pulver, Munition und Lebensmittel gab es reichlich; die Franzosen hatten noch keinen Sturm versucht; Arco hatte gegen einen speziellen Befehl und die Kriegsartikel allgemein verstoßen; das Beispiel Arcos könnte Schule machen. Weiter war der Verdacht eines Verrats nicht gänzlich zu beseitigen, da ein Arco in der französischen Armee als Heerführer diente, andere Arcos in schwerem Verdacht standen.

Schaut man genauer hin, so wird die Sache wesentlich schwieriger. Prinz Eugen von Savoyen hat das Problem wohl erkannt, denn in einem Brief an Hans Carl fordert er alle Härte, ohne Ansehen des Standes der Angeklagten, aber ihre Ehre sollte uneingeschränkt erhalten bleiben, wenn sie ihre Schuldigkeit getan hätten. Was sprach nun für die Angeklagten? Man hatte Graf Arco den militärisch gleichrangigen Grafen Marsigli als Stellvertreter zugeordnet, welcher auf Festungsbau spezialisiert und im Türkenkrieg erfolgreich eingesetzt war.

Er hatte Mathematik, Naturwissenschaften und Medizin in Genua, Rom und Neapel studiert, seine Ingenieurleistungen in den Türkenkriegen bewiesen und wurde später Mitglied der französischen und dann auch der Londoner Akademie. 1726 erschien sein sechsbändiges Werk über die Donau, eine Beschreibung ihrer Uferländer, Altertümer, der Geologie, Botanik und Zoologie. Graf Marsigli war weit überdurchschnittlich. Nach Prinz Eugen war beim Grafen Arco aber bereits die militärische Eignung fragwürdig⁷³. Die Grafen Arco und Marsigli konnten nicht miteinander, so daß die von Marsigli zu Recht beanstandeten Mängel der Befestigungsanlagen nicht oder nur schleppend behoben wurden. Kanonen waren zwar ausreichend vorhanden, aber es fehlte an funktionsfähigen Lafetten⁷⁴; auch an fahrbaren Lafetten, um wechselnde Stellungen zu beziehen und vor allem an erfahrenen Kanonieren und Geschützführern. Die 1698 angesetzten Zahlen für Besatzung und Bewaffnung der Festung Breisach wurden nur etwa zur Hälfte erreicht. Marsigli wollte Soldaten für Schanz- und Befestigungsarbeiten einsetzen, Arco untersagte dies. Diese Arbeit verrichteten normalerweise Bauern und Handwerker und Arco wollte seine Soldaten mit unwürdiger Arbeit nicht ermüden. Als Marsigli nicht nachließ, setzte Arco ihn in Arrest. Erst als die Belagerung begonnen hatte, stellte man fest, daß Feuersteine für die Gewehre fehlten. Thüngen dürfte unter ähnlichen Mängeln zu leiden gehabt haben, er scheint dies aber weit aus besser in den Griff bekommen zu haben. Der oben zitierte Durchhaltebefehl erreichte Arco erst nach der Kapitulation.

Wird die Schuld des Grafen Arco damit auch wesentlich geringer, so hatte er doch einige Fehler zu verantworten. Die Richter mußten auch die Außenwirkung ihres Urteils bedenken, es wurde ein Exempel statuiert. Ein Todesurteil für einen Grafen und Feldmarschalleutnant war überaus selten. Das Ansehen von Hans Carl hat dies eher gefördert, denn er setzte dabei die Kriegsartikel über Standesdenken.

Daß nach dem Urteil des Kriegsgerichts der Scharfrichter dem Grafen Marsigli den Degen zerbrach und ihn ihm vor die Füße warf, bedeutete den höchst schimpflichen Abgang aus kaiserlichen Diensten. Vielleicht hat sich später mancher ein weiteres Todesurteil gewünscht, denn Graf Marsigli verfaßte ein umfangreiches Rechtfertigungsschreiben und dabei kam trotz einer gewissen Rechthaberei heraus, daß viele der festgestellten Mängel beim Hofkriegsrat und den Zuständen im Reich lagen. Wieder tauchte das Gerücht auf, daß Hans Carl bei der Hinrichtung eine Begnadigung im verschlossenen Umschlag ungelesen in der Tasche

gehabt habe und wieder kann man dies anhand der Akten widerlegen. Briefe an den Markgrafen Ludwig Wilhelm von Baden hat Hans Carl von Bregenz aus am 4. Januar und 19. Februar 1704 geschrieben.

Letzte Kämpfe

Das Jahr 1704 brachte weitere Schlachten. Thüngen war mit 10 000 Mann zwischen Bodensee und Schwarzwald eingesetzt, zog sich Mitte Mai aber vor anrückendem Feind nach Rottweil zurück. Anfang Juli kämpfte er dann am Schellenberg bei Donauwörth, drang als erster in die bayrischen Schanzen ein und wurde am linken Arm verwundet. Während Hans Carl Ingolstadt belagerte, schlug am 13. August 1704 der Herzog von Marlborough zusammen mit Prinz Eugen von Savoyen die Bayern und Franzosen bei Höchstädt. 10 000 Mann blieben vor Ingolstadt, während Thüngen mit 20 000 Mann vor Ulm zog und am 22. August mit der Belagerung begann. Bereits am 12. September ritt er in die befreite Stadt ein, nachdem Bayern und Franzosen kapituliert hatten und nach Straßburg abgezogen waren. Zur Verherrlichung dieses Sieges wurden Silber- und Goldmünzen mit dem Brustbild des Feldherrn geprägt.

Bereits am 26. September stand er mit seinen Soldaten wieder vor Landau, welches 1702 wieder verlorengegangen war. Erst am 24. November wehte die weiße Fahne auf den Wällen und die französische Besatzung zog nach Westen ab.

Im Januar 1705 wurde Thüngen vom Kaiser nach Berlin geschickt, »in einer gewissen sehr importanten und geheimen Expedition«. Dort erledigte er seinen Auftrag und erhielt am 19. Januar aus der Hand des preußischen Königs Friedrich I. den Schwarzen Adlerorden, den höchsten Orden Preußens. Ebenfalls 1705 bittet der Löchgauer Bürger Johannes Geiß um die Erlaubnis, achteinhalb Morgen Wiese an den »Ausländer«⁷⁵ General von Thüngen verkaufen zu dürfen.

Im Dezember 1704 und wieder im März 1705 ist seine Anwesenheit in Freudental durch sieben Briefe belegt. Ende März schrieb er aus Hockenheim und dann von Philippsburg. Dann schritt er Anfang Mai über den Rhein und bezog ein Lager bei Lauterburg. Er rückte in die Hagenauer Linien ein und besetzte die Festung Hagenau. Es wird berichtet, daß sich die französische Garnison durch Unaufmerksamkeit der Kaiserlichen hätte davonschleichen können. Richtig ist, daß dies während der Kapitulationsverhandlungen geschah, also grob gegen Kriegsbrauch verstieß. Hans Carl schickte seine Kavallerie nach, wobei sich wie oftmals zeigte, daß eine flüchtende Truppe mehr Verluste erhält, als eine kämpfende.

Im Jahre 1706 führte Hans Carl die Reichsarmee, da der bereits kränkelnde Markgraf von Baden abwesend war. Im August ging er mit 15 000 Mann bei Philippsburg über den Rhein, konnte aber gegen die Franzosen in ihren befestigten Stellungen wenig ausrichten.

Am 4. Januar 1707 starb Markgraf Ludwig Wilhelm von Baden nach 27 Feldzügen, 57 Schlachten und Gefechten⁷⁶ sowie zahlreichen Belagerungen siech und gram im Bett. Der alte, schon kranke Markgraf Christian Ernst von Brandenburg-Bayreuth erhielt das Kommando über die Reichsarmee. Am 22. Mai 1707 griff Marschall Villars die für seither uneinnehmbar gehaltenen Stollhofener Linien an und nahm sie in einem Tag ohne eigene Verluste. Erklärbar wird dies wohl nur,



Thüngen mit Brustpanzer und der Ehrenkette des Schwarzen Adlerordens

wenn man neben anderen ungünstigen Faktoren jenen Quellen Glauben schenkt, welche davon berichten, daß die Franzosen durch Verrat genaue Pläne und die aktuelle Belegung der Linien erhalten hatten⁷⁷. Die französische Armee besetzte Rastatt, Durlach, Pforzheim, Heidelberg und Mannheim, nahm am 8. Juni Hauptquartier in Stuttgart und drang bis Ulm, Nürnberg und Würzburg vor.

Der Kurfürst von Hannover übernahm nun das Oberkommando, übergab es aber bei nächst passender Gelegenheit an Hans Carl von Thüngen, da mit der schlecht ausgestatteten Armee kein Lorbeer zu gewinnen war. So blieb es auch im Jahr 1708. Am 23. November 1708 wurde Hans Carl von Kaiser Joseph in den Reichsgrafenstand erhoben. So ehrenvoll dies auch sein mochte, letztlich war es ein durchaus billiger Ersatz für nicht bezahlten Sold. Auch bei der Besetzung der obersten Kommandostellen war er mehrfach übergangen worden, wenn man Verdienst und Fachkenntnis bedenkt und die Herkunft außer acht läßt. Die Ehrung machte ihn nicht jünger oder gesünder und er mußte sich im Jahr 1709 nach Ems zur Kur begeben, da ihn des öfteren die Podagra (Fußgicht) quälte. Im Herbst hatte er wieder vom Kurfürsten von Hannover das Kommando übernommen, als ihn am 8. Oktober 1709 um 9 Uhr ein Gehirnschlag mitten in den dienstlichen Geschäften niederwarf. Rudolf von Thüngen beschreibt dies nach dem vom Freudentaler Pfarrer Johann Conrad Kauffmann verfaßten Lebenslauf:

»Noch am 7. September kommandierte er im Lager bei Speyer persönlich das fränkische Regiment ›Erffa‹ im kriegsmäßigen Exerzieren im Feuer und hatte dann mittags die Generalität bei sich zur Tafel. Im Laufe eines Gespräches mit dem Erbprinzen zu Brandenburg=Kulmbach tat er an diesem Tag auch die Äußerung: ›Wir Alte müssen bald sterben und die Jungen können bald sterben‹, ohne aber eine Ahnung zu haben, daß dieses ›bald‹ schon ›morgen‹ sein werde. Anderen morgens nach wohlverbrachter Nacht besuchte er seine an heftigem Fieber erkrankte Gattin und erledigte dann in seinem Zimmer die laufenden Schreibgeschäfte. Ein um 9 Uhr früh eingetretenes heftiges Unwohlsein veranlaßte ihn, seine Nichte Zobel, die zur Pflege seiner Gattin anwesend war, herbeirufen zu lassen. Deren Umschläge konnten aber die zunehmende Lähmung nicht mehr aufhalten. Seine nächste Sorge galt nun seiner Frau: Als er die Verschlimmerung seines Zustandes bemerkte, ordnete er noch an, daß man sie nicht mit der Nachricht seines Zustands erschrecke. Sehr bald machte er sich mit dem Gedanken an sein nahes Ende vertraut und sagte, es werde ihm noch so gehen, wie dem General Börner. (Der Generalfeldzeugmeister Freiherr von Börner war kurz zuvor ebenfalls einem Schlagfluß erlegen.) Da selbstverständlich die Bemühungen seiner Nichte um ihn nicht nachließen, sagte er endlich, man solle ihn nun gehen lassen, er habe an etwas anderes zu denken. Dann lag er ruhig unter zunehmender Schwäche und sprachlos, bis ein sanfter Tod um 2 Uhr nachmittags des 8. Oktobers 1709 unter den Gebeten und Klagen der Umstehenden dem Leben des Helden ein Ende machte.«

Die Leiche wurde auf einem Paradebett einige Tage in Speyer ausgestellt, damit sich auch einfache Soldaten von ihrem Feldherrn verabschieden konnten. Mit dumpfem, dreimaligem Kanonenknall verabschiedete sich der Trauerzug von Speyer und wurde in Philippsburg ebenso empfangen, unterwegs begleitet von einer überaus großen Anzahl von Offizieren. In der Gruft in der Freudentaler Kirche wurde er seinem Willen gemäß beigesetzt⁷⁸. Warum dies erst am 21. Januar 1710 geschah, ist nicht überliefert.

Die Familie ließ zwischen Kanzel und Altar ein pompöses Grabmal errichten: Thüngen steht fast in Lebensgröße⁷⁹ in Alabaster gehauen in Pose und im Ornat eines Feldmarschalls bei der Siegesparade auf einem Sockel, der ein Basrelief mit einer Schlachtendarstellung trägt, umrahmt von weinenden Engeln; über ihm ein Baldachin und darüber ein Rundbogen, auf dem die Siegesgöttin thront, in ihrer Hand den Lorbeerkranz. Hier oben lagen lange Jahre die Regimentsfahnen Thüngens. Bis in die 1820er Jahre soll die Gruft noch offen gewesen sein.⁸⁰

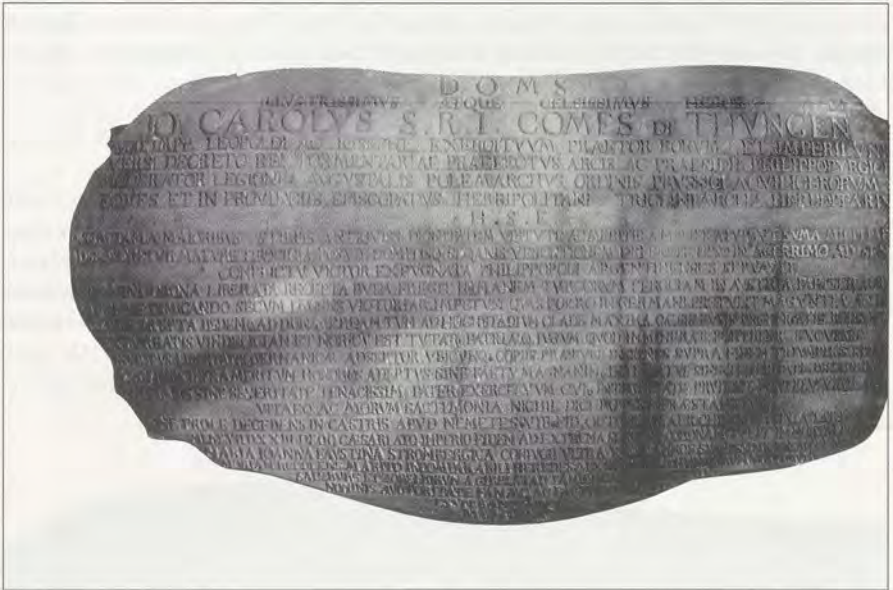
Das Kruzifix über dem Altar erscheint heute, bezogen auf die Kirchengröße, verhältnismäßig groß. Solange das Grabmal Thüngens noch in Freudental stand, mag dies angemessener erschienen sein. Vor über einem Jahrhundert wurde die Kirche renoviert und das Grabdenkmal entfernt. Dabei mag die damalige Rückbesinnung auf Martin Luther und die geforderte Schlichtheit der Kirchenräume eine Rolle gespielt haben.

Die Entfernung des Monuments blieb der Familie Thüngen nicht verborgen: »Im vorigen Jahr erhielt ich von meinem Schwager Brauchenstein die Mittheilung, daß ich das Monument des Feldmarschalls erwerben könnte, nachdem dasselbe bei Gelegenheit einer Renovierung der Kirche quasi hinausgeworfen wurde. Der Amtspfarrer rettete diesselbe vor einem völligen Untergang, indem er die Figur und die übrigen Marmorstücke in Verwahrung nahm.«⁸¹ Die Familie einigte sich darauf, daß das Grabmal in Franken wieder aufzustellen sei. Wegen der sterblichen Überreste fragte man vorsichtshalber noch einmal in Freudental an. Von deren Überführung hatte der Freudentaler Pfarrer Arthur Barwasser schon in einem Brief vom 9. März 1884 eher abgeraten:

»Hochverehrter Herr Baron! / Mit der [Übersendung] der sterblichen Überreste des Feldmarschalls von Thüngen wird es seine große Schwierigkeiten haben, . . . Das Hindernis ist vielmehr folgendes: Vor etwa 4 Jahren wurde bei einer Reparatur des Steinplattenbodens in der Kirche auch das Grab bloß gelegt (und) auch der Leichnam besichtigt. Da ergab sich dies, . . . der ganze Körper ist . . . so fein wie Mehl und sonderlich ganz mürbe. / An den Füßen waren noch . . . stiefeln . . . goldene Sporen fehlten, ebenso die Knöpfe. Der Sarg ist vollständig zerfallen. Wie die Gestalt jetzt daliegt, hat sie noch ganz derselben Umriss. Die Gestalt [wird] aber aufhören eine Gestalt zu sein. Bei dieser Beschaffenheit der Überreste werden Sie, Herr Baron, wohl darauf verzichten wollen, . . . dieselben nach . . . bach überführen zu lassen. / Mit vorzüglichster Hochachtung / Ihr ganz ergebener / Arthur Barwasser / Pfarrer.« Auch in der Thüngenfamilie wurden diese Bedenken geteilt: »Was die Transferierung der Gebeine des berühmten Ahnen betrifft, so schließe ich mich dem Wunsche der Majorität an, bezweifle aber indessen, daß solche ausführbar ist. / Würzburg, 10. April 1884, C. v. Cro.«

Den Plan hat man aber noch nicht gleich wieder verworfen, denn am 22. April 1884 wurde die Kirchenverwaltung in Zeitlofs⁸² nicht nur ersucht, die Aufstellung des Grabmonumentes zu genehmigen, sondern am Schluß geht es auch um » . . . das freundliche Ersuchen, die Zustimmung hiezu erteilen zu wollen, eventuell auch zur Beisetzung der in einen Metallsarg kommenden Gebeine.« Die Kirchenverwaltung erteilt bereits am 27. April 1884 einen grundsätzlich positiven Bescheid. Es wird über die Aufstellung des Monuments, seine Originalform, notwendige oder mögliche Veränderungen verhandelt. In einem Schreiben vom 6. Mai 1884 beabsichtigt einer der Freiherren von Thüngen, bei einem Besuch Kontakt mit dem zuständigen Ministerium in Stuttgart aufzunehmen, um eine

Überführung zu erwirken oder wenigstens die Überreste von Hans Carl von Thüngen sicher zu verwahren. Wohl die gleiche Person berichtet in einem Schreiben vom 18. Mai 1884 von einem Besuch in Freudental. Pfarrer Barwasser sei »äußerst entgegen kommend«, der Bürgermeister ebenso bereitwillig. Weiter unten in dem Schreiben wird von Meinungsverschiedenheiten innerhalb der verschiedenen Familienzweige berichtet: »...da der Feldmarschall vom kath. Glauben abgefallen sei, so bestehe kein Grund für sein Grab etwas zu thun.« Am 7. Juni 1884 lieferte Pfarrer Barwasser eine Abschrift der lateinischen Inschrift des Monuments und am 28. Juli schrieb er, daß unter der Woche kein Gottesdienst sei, so daß sich Gottesdienst und Abbauarbeiten des Monuments unter der Woche nicht gegenseitig behindern würden. Das Monument muß folglich in der Nähe der Kirche gelagert worden sein.



Gedenktafel im Chor der Freudentaler Kirche

Im August 1884 wurde wegen eines Gipsabdrucks und dem Guß einer Zinkplatte von der Monumentstafel bei Emil Roddo, Stuttgart, Hauptstätter Straße 77, angefragt. Diese Platte ist uns geblieben. Der historisch bestimmte Platz wäre an der Wand zwischen Altar und Kanzel. Dies steht aber dem gottesdienstlichen Zweck des Kirchenraumes und der Andacht der Gottesdienstbesucher teilweise entgegen. So fand die Tafel nach Beratung mit Orts-termin und Beschlußfassung im Kirchengemeinderat ihren Platz im Chor der Kirche, rechts neben der Türe zur Sakristei. Da dies der ältere Teil der Kirche ist, also Bestandteil des Vorgängerbaus, hängt die Tafel nun möglicherweise über den falschen Gebeinen.

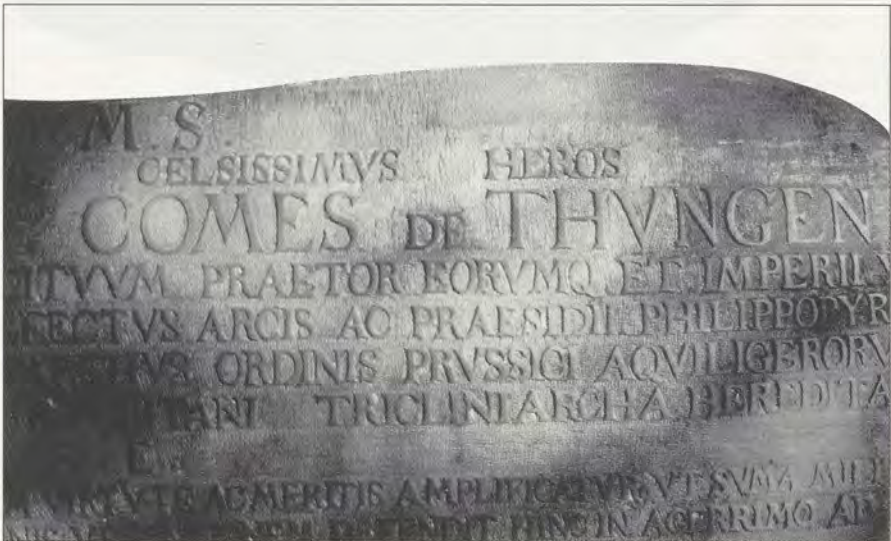
Vergessen oder Erinnern?

Weil der lateinische Text dieser Tafel durch viele Abkürzungen und barocke Ausdrucksformen gewisse Verständnisprobleme bereitet, wird hier auf seine Wiedergabe im Original verzichtet. Nicht verzichten wollen wir auf die von Pfarrer Schulz in Weinsberg verfaßte Übersetzung. Ist es ihm doch nicht nur gelungen, wortgetreu zu übersetzen, sondern auch barocken Stil und Lesbarkeit zu vereinbaren. Dafür danken wir und sind sicher, daß auch der Leser diese Zusammenfassung des Lebens eines bedeutenden Mannes dankbar zur Kenntnis nimmt.

Vor anderthalb Jahrhunderten schrieb der nachmalige Generalfeldmarschall Helmuth Graf von Moltke, daß die vaterländische Geschichte den General Thüngen undankbar vergessen habe.⁸³ Heute scheint es nicht zeitgemäß, einen »Türkenschlächter« und »Franzosenhasser« als deutschen Helden vorzustellen. So gesehen, hätten wir uns nicht bemühen müssen, das Vergessen aufzuhalten. Wenn es uns aber gelungen ist, den Menschen Hans Carl von Thüngen in seiner Zeit zu zeigen, so wird der Leser sich eher wie wir entscheiden: Es lohnt, sich solcher Menschen zu erinnern.

Gedenktafel (Übersetzung)

*»Dem besten und höchsten Gott geweiht. Der erlauchteste und erhabenste Held, Johann Carl, des Heiligen Römischen Reiches Graf von Thüngen, der Kaiser Leopold und Joseph Heerführer, auf ihrer und des ganzen Reiches Beschluß Generalfeldzeugmeister, Kommandant der Burg und Besatzung von Philippsburg, kaiserlicher Generalfeldmarschall, Ritter des preussischen Adlerordens und in den Gebieten des Bistums Würzburg Ertruchseß, liegt hier begraben.
Er, der die von den Vorfahren ererbte Würde des uralten Geschlechts durch Tapfer-*



Ausschnitt aus der Gedenktafel in der Freundentaler Kirche

keit und Verdienste vermehrte, so daß er die höchsten militärischen Würden erreichte, schlug früh die militärische Laufbahn ein und, nachdem die Burgunder gezähmt waren, verteidigte Besançon, dann, als Sieger in der schweren Schlacht bei Senef, als Philippsburg eingenommen war, rettete er die Straßburger und, nachdem Wien befreit und Ofen eingenommen war, brach er die schreckliche Wildheit der Türken in Österreich wie in Ungarn; durch eifriges Kämpfen hat er die Wucht der Siege dann nach Deutschland getragen, und, nachdem Mainz und Bonn den Franzosen entrissen und dieselben bei Donauwörth und Höchstädt in einer großen Schlacht geschlagen, vertrieben und aufgegeben waren und er die Bayern aus Ulm vertrieben hatte, schützte er Augsburg und Nürnberg und hat so das Joch, das dem Vaterland drohte, mannhaft zerschmettert, und als unbesiegter Bewahrer der deutschen Freiheit kommandierte er überall Truppen, trug überaus große Triumphe davon und kam zu höchsten, seine Verdienste gleichwohl nicht aufwiegenden Ehren. Er war unermüdetlich, großherzig, unerschütterlich, ließ in der militärischen Disziplin nicht nach, war ohne Strenge ein äußerst hartnäckiger Vater der Heere, von dessen Redlichkeit, Klugheit, Tapferkeit, Wachsamkeit, Heiligkeit des Lebens und der Sitten nichts Vortrefflicheres gesagt werden kann.

Er starb kinderlos im Heerlager bei Speyer am 8. Tag vor den Iden des Oktober im Jahr der Zeitrechnung Christi 1709 im Alter von 61 Jahren, 7 Monaten und 23 Tagen, bewahrte Gott, Kaiser und Reich Treue bis zum Ende und erhielt die Krone der Unsterblichkeit, Maria Johanna Faust von Stromberg – im Gedenken an die über 31 Jahre glücklich währende Ehe dem unvergleichlichen Gatten – und die schriftlich festgesetzten Erben aus den verwandten Familien derer von Thüngen, der Voit von Salzburg und der Zobel von Giebelstadt, haben dem an Würde des Namens und an Herrlichkeit des Ruhmes und der Taten ausgezeichneten Onkel dieses Denkmal setzen lassen.«

Anmerkungen

- 1 Schulte schreibt in seinem Werk über den Markgrafen Ludwig Wilhelm von Baden (Türkenlouis): »Oder wie ist das Leben eines Mannes zu nennen, das den Jüngling zur Sonnenhöhe emporführte, Sieg und Glück ihm verschwenderisch auf den Weg streute, um ihm später allen Ruhm wieder dadurch zu entziehen, dass er an der Aufgabe scheiterte, sein Vaterland wenigstens in militärischen Dingen zu einigen und zum Siege zu führen. Dem 51jährigen Markgrafen hat seine Zeit kaum eine Träne nachgesendet.« Hans Carl und der Markgraf teilten militärische Erfolge und Niederlagen. Aloys Schulte: Markgraf Ludwig Wilhelm von Baden und der Reichskrieg gegen Frankreich 1693–1697, Band I, Heidelberg, 1901, Vorwort.
- 2 Sofort gab die Gruft diese Information nicht preis, da das Medaillon etwas verdreht war und verkehrt herum lag: OIUC MUU?
- 3 Der württembergische Hofmarschall Heinrich Friedrich Forstner von Dambenoy ist 1687 hier bestattet worden. Besagten Orden gibt es aber erst seit 1701.
- 4 H. Bleckwenn (Herausgeber): Das Altpreuussische Heer, Erscheinungsbild und Wesen 1713–1807, Teil IV, Band 5, Orden und Ehrenzeichen, Abteilung A, Osnabrück, 1979.
- 5 Theodor Bolay: Freudental, Nachdruck aus der Zeitschrift des Zabergäu-Vereins 1963, Heft 3, S. 8.
- 6 Friedrich P. Kahlenberg: Kurmainzische Verteidigungseinrichtungen und Baugeschichte der Festung Mainz im 17. und 18. Jahrhundert, Beiträge zur Geschichte der Stadt Mainz, Band 19, S. 151.

- 7 Das Bild vom Feldlager bei Hohenhaslach am 1. September 1689 zeigt eine hübsche Ansicht des Dörfchens auf dem Berg: Badisches Generallandesarchiv Karlsruhe, HfK, Bd. XIX, fol 44, 32.
- 8 Militärische Korrespondenz des Markgrafen Ludwig Wilhelm von Baden, Generallandesarchiv Karlsruhe, Bestand 46:
 21. Februar bis 15. Mai 1697 (Büschel 3792 -Blatt 55/60/63, Bü 3793-24/31, Bü 3795-13/58/61/69/85/95
 29. August 1697: 46-3798-134
 4. Oktober 1697: 46-3800-12
 20. bis 30. Oktober 1697: 46-3800-64/76/78/86/103/106/107
 1. bis 18. Dezember 1697: 46-3802 - 2/23/42/54/73/86
 5. Februar bis 6. April 1698: 46-3808 - 6/13/16/30/42 und 46-3809 - 1/6
 29. August 1698: 46-3813 - 18
 3. Mai 1699: 46-3819 - 8
 2. Oktober bis 13. Dezember 1699: 46-3822-276 und 46-3822-1/3/6/7/17/21/23 sowie 46-3823-4/5/7
 11. April bis 2. Juni 1700: 46-3824-28/35/43/44
 3. November bis 29. Dezember 1700: 46-3825-23/34/35
 5. Dezember 1704 bis 30. März 1705: Briefe an Carl Wilhelm von Baden-Durlach, 46-6573/ohne Nummern.
- 9 S. Hänle: Württembergische Lustschlösser, 2. Abteilung, Würzburg 1847, S. 5.
- 10 Adolf Reinle: Italienische und deutsche Architekturzeichnungen im 16. und 17. Jahrh., Basel, 1994, S. 169 ff.
- 11 Hänle, Lustschlösser, S. 5 f.
- 12 Evangelische Pfarrer und Lehrer in Westungarn wurden zur gleichen Zeit zur Auswanderung gezwungen.
- 13 Pfarrer Johann Conrad Kauffmann, Hans Karl von Thüngen, Hildburghausen, 1711, Familienarchiv Thüngen, als Repositorium im Staatsarchiv Würzburg.
- 14 Christian von Stramberg: Das Rheinufer von Coblenz bis zur Mündung der Nahe, Koblenz, 1853, S. 90 ff.
- 15 Franz Werner: Der Dom von Mainz und seine Denkmäler, Mainz 1827, Bd. 1, S. XV.
- 16 Karl Erwin Fuchs: Grenzsteine – ein unscheinbares Stück Bietigheimer Vergangenheit: mit den Markungen Bissingen, Metterzimmern, Untermberg, Bietigheim-Bissingen, 1992, S. 36.
- 17 Bei den Oberwaldseen steht eine Informationstafel der Stadt Bönnigheim, wonach diese Seen unter dem ersten württembergischen König Friedrich angelegt worden seien. »Wieder angelegt« wäre wohl besser, denn nach »Grundrisse der Markung Freudenthal 1686« bestanden diese Seen schon in der Zeit vor Thüngen und nach einem Lagerbucheintrag entstanden sie bereits 1634.
- 18 Bei Einzelleistungen ist bei einem Autorenduo das »ich« oder »wir« nicht eindeutig.
- 19 Hauptstaatsarchiv Stuttgart, Bestand A 396, Urkunde 92 und 93.
- 20 Der Fahrweg östlich der Halle war bis zum Steinbach früher die Waldgrenze.
- 21 Topographischer Atlas des Königreiches Württemberg 1:50 000, Blatt 9. Reproduktion nach einem Original der Württembergischen Landesbibliothek, Graphische Sammlungen, Landesvermessungsamt Baden-Württemberg, Stuttgart, 1983.
- 22 Es wird ein enger räumlicher Zusammenhang zwischen dem Schützenhaus und dem Grenzpunkt Freudental/Löchgau/Erligheim gemacht.
- 23 400 Meter von der Lochgäuer Berghütte auf Freudental zu stand 1686 ein zweieinhalbstöckiges Türmchen, welches dem Weinberg seinen damaligen Namen gab: »Herrschaftlicher Heußlins Weinberg«. Auch dieses Türmchen könnte für den Wald namensgebend gewesen sein.
- 24 Staatsarchiv Würzburg, Thüngenarchiv – Akten, Bestand 353.
- 25 Heinrich Kling: Freudental, Ein schwäbisches Dorf, Erdmannhausen, 1991.
- 26 Staatsarchiv Ludwigsburg, Bestand G 135, Band 19, S. 4 und 6.
- 27 Laut Auskunft von Manfred Kurz, Bietigheim-Bissingen.
- 28 Gustav Ritter Amon von Treuenfest: Hans Carl Reichsgraf von Thüngen; in: Streffleurs Österreichische Militärische Zeitschrift, XXIII. Jahrgang, 4. Band, Wien, 1882, S. 373.

- 29 Johann Heinrich Zedler: Grosses vollständiges Universal-Lexikon, Graz, 1962, Band 43 (von 64), Spalte 1816 bis 1840; Nachdruck der Originalausgabe, Leipzig und Halle, 1745.
- 30 Rudolf Freiherr von Thüngen: Das reichsritterschaftliche Geschlecht der Freiherren von Thüngen, Würzburg 1926, Band II, S. 140 bis 189.
- 31 David Fassmann: Gespräche in dem Reiche derer Todten . . . zwischen dem edlen und tapffern Römer Scipione, Der Africaner zugenannt, Und Dem Kayserl. General und Feldmarschall, Grafen von Thüngen, Leipzig, 1732. – S. 326–392.
- 32 Seit 1582 galt zwar der Gregorianische Kalender, in protestantischen Gebieten wurde er aber nur zögerlich übernommen. So gab es lange Jahre ein Doppeldatum. Da die Daten verschiedenen Quellen entnommen sind, welche den verwendeten Kalender nicht ausdrücklich benennen, kann es zu geringfügigen Unstimmigkeiten kommen.
- 33 Zedlers Universallexikon, Band 43, S. 1817.
- 34 Schläge und Schnittwunden konnte die damalige Medizin einigermaßen heilen. Stich- und Schußwunden führten aber durch Infektion oder innere Blutungen oft zum Tode.
- 35 Gerhard Taddey (Herausgeber): Lexikon der deutschen Geschichte, Stuttgart, 1977, S. 552
- 36 Zu jener Zeit kam man durch Lösegeldzahlung aus der Gefangenschaft; hier könnte die Freilassung auch aufgrund einer großzügigen Haltung der Sieger gegenüber Vaudemont erfolgt sein.
- 37 Nachhut; das Gegenteil der Avantgarde; schützte vor rückwärtigen Angriffen, sicherte die »Bagage« (den Troß) und hielt Deserteure der eigenen Armee auf.
- 38 Südlich von Brüssel bei Nivelles.
- 39 Dieser stimmte in etwa mit den Grenzen des alten Stammherzogtums überein.
- 40 Jan Wimmer: Der Entsatz von Wien; in: Peter Broucek u. a.: Der Sieg, Wien und Warszawa, 1983; Helmut Schnitter: Die Türken vor Wien, Zum 300. Jahrestag der Schlacht am Kahlenberg; in: Militärgeschichte, 22. Jahrgang, Berlin, 1983.
- 41 Kauffmann, S. 27.
- 42 Kauffmann, S. 82.
- 43 Man trieb einen Metallstift fest in das Zündloch ein.
- 44 Brandgeschloß, bestehend aus einem schmiedeeisernem Gerippe, den Brandsatz enthaltend und umhüllender Leinwand; wurde vom 16. bis 19. Jh. aus glatten Geschützrohren verschossen.
- 45 Mit Blank- und Feuerwaffen ausgerüstete, gut ausgebildete und disziplinierte Infanterie aus Berufskriegern. Ursprünglich rekrutiert aus den Angehörigen unterworfenen, christlicher Völker, welche die Knaben als Tribut zu stellen hatten.
- 46 Auch Sipahis; von persisch: Wehrmänner; Kerntrope der Reiterei; mit Sturmhaube, Schutzschild, Lanze oder Krummschwert sowie Feuerwaffen bewaffnet; wie die Dragoner konnten sie zu Pferde und abgesessen kämpfen.
- 47 Allgemein Herr oder Meister, hier General der Janitscharen.
- 48 Allgemein türkische Würdenträger oder Beamte.
- 49 Abteilung gemischter Truppen zur Lösung einer selbständigen Aufgabe aus einem größeren Verband herausgelöst.
- 50 Kauffmann, Akt 40, S. 12.
- 51 Waffenlose galten als wehrlos und wurden zumeist nicht weiter bekämpft; nur ein lebendiger Gefangener brachte Lösegeld. Wenn die Türken den Kampf waffenlos wieder aufnehmen, so mußte sie entweder jemand im Gefechtseifer angegriffen haben, sie wollten fliehen oder sie glaubten, daß ihr Einsatz und Opfer den Schlachtsieg bringe.
- 52 Deutsche Militärmusik in fünf Jahrhunderten, Die Entwicklung von der Feldmusik zur modernen Militärmusik, S. 16 bis 24 und; Christine Wesseley (Redaktion): Die Türken – und was von ihnen blieb, Wien, 1978, S. 78 ff.
- 53 Im Lichte des Halbmondes (Ausstellungskatalog), Leipzig, 1995.
- 54 Michel Martin: Ezechiël du Mas, Comte de Mélac (1630–1704), Eine biografische Skizze, in: Deutsches Historisches Institut Paris: Francia, Forschungen zur westeuropäischen Geschichte, Band 20/2, Sigmaringen, 1993.
- 55 Klaus Peter Decker: Die Schnapphähne am Donnersberg im Jahre 1690, Ein Versuch mili-

- tärischen Widerstandes gegen die Verbrennungspolitik Ludwigs XIV.; in: Mitteilungen des historischen Vereins der Pfalz, 79. Band, Speyer, 1981.
- 56 Decker, a. o. a. O., S. 311.
- 57 In Zedlers Universallexikon (siehe oben, Spalte 1828 f.) ist dies genauer, aber umfangreicher beschrieben.
- 58 Friedrich P. Kahlenberg: Kurmainzische Verteidigungseinrichtungen und Baugeschichte der Festung Mainz im 17. und 18. Jahrhundert, Mainz, 1963, S. 70.
- 59 Der Schrägstrich gehört nicht zum Originaltext, sondern steht hier für eine neue Zeile.
- 60 Lösegeld.
- 61 Das waren mehrere Jahresgehälter. Ganz Freudental kaufte er in diesem Jahr um 30 000 Gulden.
- 62 Magister.
- 63 Landeskirchliches Archiv Stuttgart, Bestand A29, Ortsakten, Nr. 1317 Freudental, Besetzung 1574 bis 1830, Blatt 19.
- 64 Landeskirchliches Archiv, wie oben, Blatt 20.
- 65 »Schreiben H Generalfeldmarschal von Thüing/An H Geheimrath Kulpiß/Frewdenthal den 11. Mart. 97« Landeskirchliches Archiv, wie oben, Blatt 22.
- 66 Jean Bérenger: Ludwig XIV. und Frankreichs Streben nach der Vormachtstellung in Europa, S. 40; in: Historisches Museum der Stadt Wien unter der Leitung von Robert Waissenberg, Die Türken vor Wien, Europa und die Entscheidung an der Donau 1683, Salzburg und Wien, 1982.
- 67 Bérenger, a. o. a. O., S. 42.
- 68 Chef der Pioniere.
- 69 Emil Heuser (Hauptmann a. D.): Die Belagerungen von Landau 1702, 1703, 1704 und 1713, Mit Festungs- und Belagerungsplänen, 2., verbesserte Aufl., Landau, 1913.
- 70 selbständiger Oberbefehlshaber.
- 71 Chronik der Grafen des heiligen römischen Reiches von und zu Arco genannt Bogen, Graz, 1886, S. 179.
- 72 Fridrich Pfaff: Die Übergabe Breisachs an die Franzosen im Jahr 1703 und der Graf Marsigli, S. 96, in: Alemania, Band 43, Freiburg im Breisgau, 1916.
- 73 Pfaff, S. 104.
- 74 Traggestell des Kanonenrohrs, ermöglicht erst zielgerichteten Beschuß.
- 75 Hauptstaatsarchiv Stuttgart, Bestand A206 Oberrat, Büschel 784.
- 76 Andere Autoren zählen anders.
- 77 Hans Hübner: Verrat und Fall der Stollhofener Linien, Ein unbekanntes Kapitel der badi-schen Geschichte, in: Mein Heimatland, Freiburg im Breisgau, Heft 1/1938.
- 78 In der Freudentaler Kirche liegt noch ein weiterer Thüngen begraben: Adam Hermann Heinrich von Thüngen (1662 bis 1723). Zusammen mit Hans Carl hatte er sich um den Erhalt des Besitzes der Familie bemüht, später beim Streit darüber innerhalb der Familie stand er gegen ihn. Nach dem Tode Hans Carls wurde Adam Hermann Heinrich Familienältester. Er war württembergischer Kammerpräsident gewesen und soll dabei mit der Grävenitz zusammengearbeitet haben.
- 79 Nach der Größe seines Oberschenkelknochens mußte Hans Carl 1,80 m groß gewesen sein.
- 80 Hänle, S. 10.
- 81 Schreiben vom April 1884, Familienarchiv von Thüngen, Staatsarchiv Würzburg.
- 82 Zur jetzigen Gestalt des Grabdenkmals: Leonhard Rugel: Zeitlofs Dreifaltigkeitskirche, München, 1990, (Schnell, Kunstführer Nr. 1830).
- 83 Helmuth von Moltke: Gesammelte Schriften und Denkwürdigkeiten, 2. Band, Vermischte Schriften, Die westliche Grenzfrage, Berlin, 1892, S. 196.

Herzogin Elisabeth Sophia Friederike von Württemberg und andere Frauen am Hofe Herzog Carl Eugens

von Elfriede Krüger

»Nach Beendigung der Tafel wurde eine Art Ball veranstaltet, bei dem die Kinder zusehen durften. Als der dreizehnjährige Carl Eugen dabei einige Worte mit der gerade neunjährigen Elisabeth Sophia Friederike wechselte, als beide lachten und kicherten, blinzelten sich Markgraf und Markgräfin sowie einige andere Hofleute bedeutungsvoll zu . . .«¹ Mit diesen Worten beschreibt Jürgen Walter das erste Kennenlernen dieses herrschaftlichen, zukünftigen Paares und diese Beziehung, die hier fast wie im Märchen beginnt, mündet in ein prächtiges Hochzeitsfest sieben Jahre später. Doch auch ohne diese erste zarte Zuneigung der beiden Kinder wäre diese Beziehung zustande gekommen, denn dahinter stand die Politik der Herrschaftshäuser. So war auch der Werdegang von Elisabeth Sophia Friederike als Markgrafentochter im 18. Jahrhundert weitgehend vorbestimmt und den Regeln am Hof unterworfen. Ihr Leben war darin eingebunden und doch fällt Elisabeth Sophia Friederike als Frau gerade dadurch auf, daß sie einen eigenständigen, nicht gerade den Vorstellungen der höfischen Zeitgenossen und der Staatsräson entsprechenden Weg für ihr Leben suchte.

Doch nun zunächst zu Carl Eugen. Nach dem Tode von Herzog Carl Alexander 1737 kam die Herzoginwitwe, Maria Augusta, mit den württembergischen Landständen überein, die drei Söhne Carl Eugen, Ludwig Eugen und Friedrich Eugen am Hofe Friedrichs II. von Preußen erziehen zu lassen. Und da auch Friedrich II. sich davon politische Vorteile versprach, wollte er die Prinzen in Berlin wie seine eigenen ansehen. So ging die Fahrt nach Berlin im Dezember 1741 auch über Bayreuth, die Residenz des Markgrafen Friedrich von Brandenburg-Bayreuth, der mit der Liebblingsschwester Friedrichs II. Wilhelmine verheiratet war. Beim festlichen Empfang der württembergischen Gäste kam es zu anfangs erwähnter Begegnung zwischen Carl Eugen und Elisabeth Sophia Friederike.

Während Carl Eugen nun, in Berlin eingetroffen, einen strengen Erziehungsplan (aufgestellt vom Geheimen Rat Johann Bernhard Bilfinger – berühmter Mathematiker und Aufklärungsphilosoph) einhalten sollte, von dem er jedoch allzuhäufig durch Hoffeste abgehalten wurde, reiste seine Mutter nach Berlin nach und schmiedete Heiratspläne für ihren ältesten Sohn. Ihre Wahl fiel zunächst auf die jüngere Schwester des preußischen Königs Prinzessin Anna Amalia, die Maria Augusta als politisch vorteilhafte Verbindung ansah. Doch die preußische Königinmutter Sophie Dorothea hatte Einwände. Carl Eugen wäre vier Jahre jünger als die schon achtzehnjährige Prinzessin und für sie hatte man bereits politisch vorteilhaftere Ehepartner ausgespäht. So empfahl die allseits bemühte Heiratsvermittlerin eine Ehe mit ihrer Enkelin Elisabeth Sophia Friederike aus Bayreuth. Auch diese Verbindung erschien der württembergischen Herzogin-Witwe von Vorteil und sie stimmte erfreut zu.

Prinzessin Elisabeth Sophia Friederike in Bayreuth hatte den Besuch der drei Prinzen schon vergessen. Doch schon bald unterbreitete ihr Onkel Friedrich II. von Preußen seiner Schwester Wilhelmine, der bayreuthischen Markgräfin, den Plan, den württembergischen Thronfolger mit Prinzessin Elisabeth Sophia Friederike zu verheiraten. Da ihm wohl viel an dieser Verbindung lag, versprach er, der etwas weniger bemittelten Verwandtschaft die Kosten für die Mitgift und die Hochzeitsfeier der Braut zu tragen. Sogleich kam die Zustimmung aus Bayreuth, lediglich das jugendliche Alter der Braut wurde von der Markgräfin als Beden-



*Herzogin Elisabeth Sophia Friederike von Brandenburg-Bayreuth.
Erste Gemahlin von Herzog Carl Eugen von Württemberg.*

ken genannt, doch solche Einwände hatten kein politisches Gewicht. Und damit war die Sache eigentlich beschlossen. Die württembergischen Landstände wurden im April 1742 davon unterrichtet und reagierten erfreut über die evangelische Heiratsverbindung mit Preußen. Nachdem die Mutter Carl Eugens und König Friedrich II. sich beim Kaiser dafür einsetzten, Carl Eugen mündig spre-

chen zu lassen, vollzog Kaiser Karl VII. am 11. Januar 1744 die Mündigsprechung.

Die Rückreise von Berlin nach Württemberg führte wieder über den Bayreuther Hof. Dort wurde Karneval gefeiert und am 11. Februar auch der 16. Geburtstag von Carl Eugen.

Auch seine Mutter Maria Augusta war nachgereist und am 21. Februar fand im Schloß Erlangen die Verlobung der noch elfjährigen Elisabeth Sophia Friederike mit Carl Eugen statt. Schon zuvor hatten sich die beiden Briefchen und Gedichte zukommen lassen, die sie unter Anleitung ihrer Lehrer verfaßt hatten. Auch ver-



Herzog Carl Eugen von Württemberg

brachte Elisabeth Sophia Friederike den Sommer 1742 bereits in Berlin, um Carl Eugen etwas näherzukommen. Zur Verlobung erhielt Elisabeth Sophia Friederike von Carl Eugen einen Diamantring im Wert von 20 000 Gulden. Zur allgemeinen Verwirrung der Hofetikette kam es, als er Elisabeth Sophia Friederike an einem Kleid zwei hinten angenähte Bänder als Zeichen der damaligen Kinderkleidung,

das sogenannte Gängelband, mit den Worten, er habe kein Kind zur Braut, abriß. Die Markgräfin Wilhelmine beobachtete den zukünftigen Gatten ihrer einzigen Tochter sehr genau. Die Verliebtheit, die er seiner Braut gegenüber zeigte, erschien ihr widersprüchlich und bloß gespielt. Aber sie hoffte, wie sie ihrem Bruder nach Berlin schrieb, daß sich die wohl vorhandenen guten Eigenschaften weiterentwickeln und ausprägen würden.²

Nach den Feierlichkeiten wurde damit begonnen, eine Art Ehevertrag zwischen den Fürstenhäusern zu entwerfen. Die unterschiedliche Konfession der zukünftigen Ehegatten war wohl der schwierigste Punkt dabei. Die freie Ausübung ihrer protestantischen Religion am württembergischen Hof wurde der zukünftigen Herzogin vertraglich zugesichert. Nur die Frage, welcher Konfession die erhofften Kinder angehören sollten, wurde zum Streitpunkt. Gegen den Wunsch der württembergischen Bevollmächtigten lehnte der katholische Carl Eugen eine protestantische Kindererziehung strikt ab. Hier trat Montmartin, damals als Bevollmächtigter des Brandenburg-Bayreuther Hofes, erstmals sehr geschickt für die Interessen seines zukünftigen Herrn Carl Eugen ein. So überzeugte er die markgräfliche Seite von der Notwendigkeit einer Geheimklausel, welche Carl Eugen die Kindererziehung praktisch freistellte. Nachdem die württembergischen Landstände von der förmlichen Verlobung des Herzogs informiert worden waren, überbrachte der Landschaftskonsulent Stockmayer in Erlangen dem Herzog ein größeres und seiner Mutter und Elisabeth Sophia Friederike, als der zukünftigen Herzogin je ein kleineres Geldgeschenk. Carl Eugen reiste anschließend nach Württemberg, um seine Stelle als regierender Herzog einzunehmen. In Bayreuth hörte man erfreut, daß ein neuer Schloßbau – das Neue Schloß in Stuttgart – in Angriff genommen werden sollte und die Landschaft zugestimmt habe.

Doch allmählich wurden auch die zahlreichen Amouren des jungen Herzogs in Bayreuth bekannt. Eigentlich hatte man nichts dagegen, daß der junge Schwiegersohn Erfahrungen sammelte, nur das, was man jetzt hörte, war wohl doch des Guten zuviel und führte zur Besorgnis der Brauteltern, die sich Gedanken machten, was dagegen zu unternehmen sei. Doch dieser Hoffnung entgegnete Friedrich II. in einem Brief an die Markgräfin vom 19. März 1747: »Ich mache mir keine Hoffnung, daß er meiner Nichte die Treue halten wird. Sein Charakter ist mir zur Genüge bekannt. Ich hatte gehofft, er würde sich vielleicht noch ändern, aber er ist in einem Alter wo gerade die Erziehung der Jugend beginnt, sein eigener Herr geworden. Er hat einen ganzen Hof von Schmeichlern und gefälligen Leuten gefunden, »gefährlichen Verführern«, die auch Herzen verderben können, die tugendfester sind als das seine sein mag. Kurz, alle Umstände haben zu seinen Verirrungen beigetragen . . .«² In Stuttgart wollte man dem Herzog zu Diensten sein und seine Gunst erwerben. Um die eigene Stellung in der Hierarchie des Hofes zu verbessern, fand man Gelegenheiten für den Herzog oder stellte selbst als Frau seine Reize zur Schau. Gefühle spielten eine völlig untergeordnete Rolle. Ob adelige Hofdame, Tänzerin, Sängerin, die soziale Stellung spielte für Carl Eugen keine Rolle. Für ihn waren die Frauen wohl nach kurzer Zeit nur in zwei Gruppen zu unterscheiden: in Frauen, die seinen Wünschen entsprachen und andere, die es nicht taten.

Später verdeutlichte er dies auch der Hofgesellschaft, indem jede Frau, die seinen Wünschen schon einmal entsprochen hatte, bei offiziellen Anlässen Schuhe

aus blauem Atlas trug. Dies erregte weite Kreise, weit über die Hofgesellschaft hinaus. Trotz allem besuchte er regelmäßig den Bayreuther Hof. So hielt er sich in den Jahren 1744–47 meist im Februar zu seinem Geburtstag und zum Karneval und im Herbst zur Jagd dort auf. Dabei verhielt er sich wohl den offiziellen Erwartungen entsprechend. Er umwarb sehnsüchtig seine Braut und tat sehr verliebt und so, daß auch die intelligente Markgräfin Wilhelmine nicht zwischen Spiel und Wahrheit zu unterscheiden wußte. So schreibt sie am 31. 3. 1747 wieder an ihren Bruder nach Berlin: »Der Herzog ist so verstellt, daß man ihm nicht trauen kann«, und weiter »Ich glaube, in der Aufführung des Herzogs steckt viel Jugendtorheit; dazu ist er in zu schlechten Händen, die von diesen Torheiten zu profitieren suchen. Hoffentlich wird er sich ändern, sobald er verheiratet ist. Er besitzt Verstand und zeigt, daß er Gefühl hat, und das halte ich für die Hauptsache.«² Was Elisabeth Sophia Friederike über ihren zukünftigen Gatten dachte, erfahren wir nicht! Am Palmsonntag 1748 wurde Elisabeth Sophia Friederike öffentlich konfirmiert, am 30. August feierte sie in Bayreuth ihren 16. Geburtstag. Die Vorbereitungen für das große Ereignis der Hochzeit liefen auf Hochtouren. Allein für das Hochzeitsfest hatte die württembergische Landschaft 45 000 Gulden zugesagt – das war mehr als das Doppelte, was jemals für eine Fürstenhochzeit vom Land Württemberg bereitgestellt wurde. Für eine goldene Staatskarosse, mit der das Brautpaar nach der eigentlichen Hochzeit in Bayreuth, in Stuttgart einfahren sollte, wurden nochmals 24 000 Gulden ausgegeben. Neue prächtige Livreen für die gesamte Hofdienerschaft und neue Monturen für das Militär wurden angeschafft. Reich besetzte Uniformen und bordierte Galakleider mußten sich die höhergestellten Mitglieder des Hofes auf eigene Kosten beschaffen. Die Häuser der Stuttgarter Hauptstraßen mußten von den Anwohnern repariert und in guten Zustand versetzt werden.

Carl Eugen brach am 16. September 1748 von Stuttgart zu Pferde auf. Begleitet wurde er nur von seinen Hofkavalieren, sein Gefolge von 52 Personen war schon vorausgereist. Am 18. September abends um 5 Uhr traf er in Bayreuth ein. Mit einem entgegengesandten mit sechs Schimmeln bespannten Staatswagen zog er unter dem dreimaligen Abfeuern von 24 Kanonen in die Hauptstadt der Markgrafschaft ein. Vor dem Schloß wurde er von der markgräflichen Familie und den Prinzen Heinrich und Ferdinand von Preußen begrüßt. König Friedrich II. hatte seinen zunächst versprochenen Besuch abgesagt. Maria Augusta, die Mutter Carl Eugens, traf am nächsten Tag ein.

Schon vor der eigentlichen Hochzeitsfeier begannen die Feste. Am 23. September wurde das neue Opernhaus mit einer von der Markgräfin selbst inszenierten Aufführung der Oper »Il Trionfo d'Ezio« des damals gefeierten Komponisten Hasse feierlich eingeweiht. Carl Eugen war begeistert und tief beeindruckt. In dieser, verglichen mit Württemberg, verhältnismäßig kleinen Residenz verstand es die Markgräfin, berühmte Künstler und Virtuosen nach Bayreuth zu ziehen und trotz beschränkter Mittel eines der prächtigsten, wenn nicht das prächtigste Opernhaus dieser Zeit in Europa zu führen. Seine kurz zuvor durchgeführte Reise nach Paris hatte ihn schon entzückt, aber diese Aufführung durch meist italienische Solisten der damaligen Weltklasse in der Eleganz dieses Opernhauses weckten offensichtlich die Leidenschaft, die Carl Eugen dann später für die große italienische Oper, für das gesamte Theaterleben empfand. Eine Faszination, von der auch seine Braut Elisabeth Sophia Friederike ergriffen war.

Am 26. September abends um acht Uhr war die feierliche Vermählung. Im Schein von unzähligen Kerzen und Fackeln versprühten die kostbaren Roben des Brautpaares ihren Glanz, gold- und silberbestickt, mit Perlen und Brillanten reich besetzt. Am anschließenden Festmahl nahmen an fünf Tafeln 116 Personen rangmäßig streng geordnet teil. Die Brauttafel blieb neben dem Brautpaar den Brauteltern Markgraf Friedrich und Markgräfin Wilhelmine, der württembergischen Herzogin Witwe Maria Augusta sowie den zwei preußischen Prinzen vorbehalten.



Markgräfin Wilhelmine von Brandenburg-Bayreuth

Trotz der Trinksprüche auf das Wohl des jungen Paares bei den Hochzeitsfeierlichkeiten wußte jeder, daß es hier nur vordergründig um das persönliche Glück zweier junger Menschen, sondern eigentlich um die vertragliche Bindung zweier Staaten ging. So wurden vor der Trauung am 26. September 1748 die Eheverträge unterzeichnet, in denen Rechts-, Vermögens- und Erbschaftsangelegenheiten genau geregelt waren. Auch die Ausstattung der Braut war schriftlich festgehalten. Ihr Onkel, Friedrich II. schenkte ihr ca. 11 500 Gulden, die Mitgift vom Vater betrug 25 000 Gulden und auch die Markgrafschaft Bayreuth steuerte noch ein zu

fünf Prozent verzinsliches Kapital von 30 000 Gulden bei.¹ Andere Quellen geben insgesamt eine deutlich kleinere Summe an. Dazu kam ein goldenes Besteck, als Geschenk der preußischen Großmutter, Sophie Dorothea, ein weiteres goldenes Besteck, weitere silberne Bestecke und Toilettensachen, Gold- und Silbergeschirr, mehrere größere Brillanten, eine goldene Repetieruhr mit 162 Brillanten besetzt, eine mit 550 Brillanten besetzte Equipage, eine Reihe von kostbaren Tabatièren, Ringe, Perlen, ferner Bettzeug, fünf festliche Roben und eine Menge anderer Kleider, zwei garnierte Negligés mit Brabanter Spitze, Bücher und ein Reisewagen mit blauem Plüsch und goldenen Tressen. Elisabeth Sophia Friederike erhielt die Garantie, ihren evangelischen Glauben unbehindert ausüben zu können; nur die Religionszugehörigkeit der Kinder wurde weiterhin nicht geklärt.

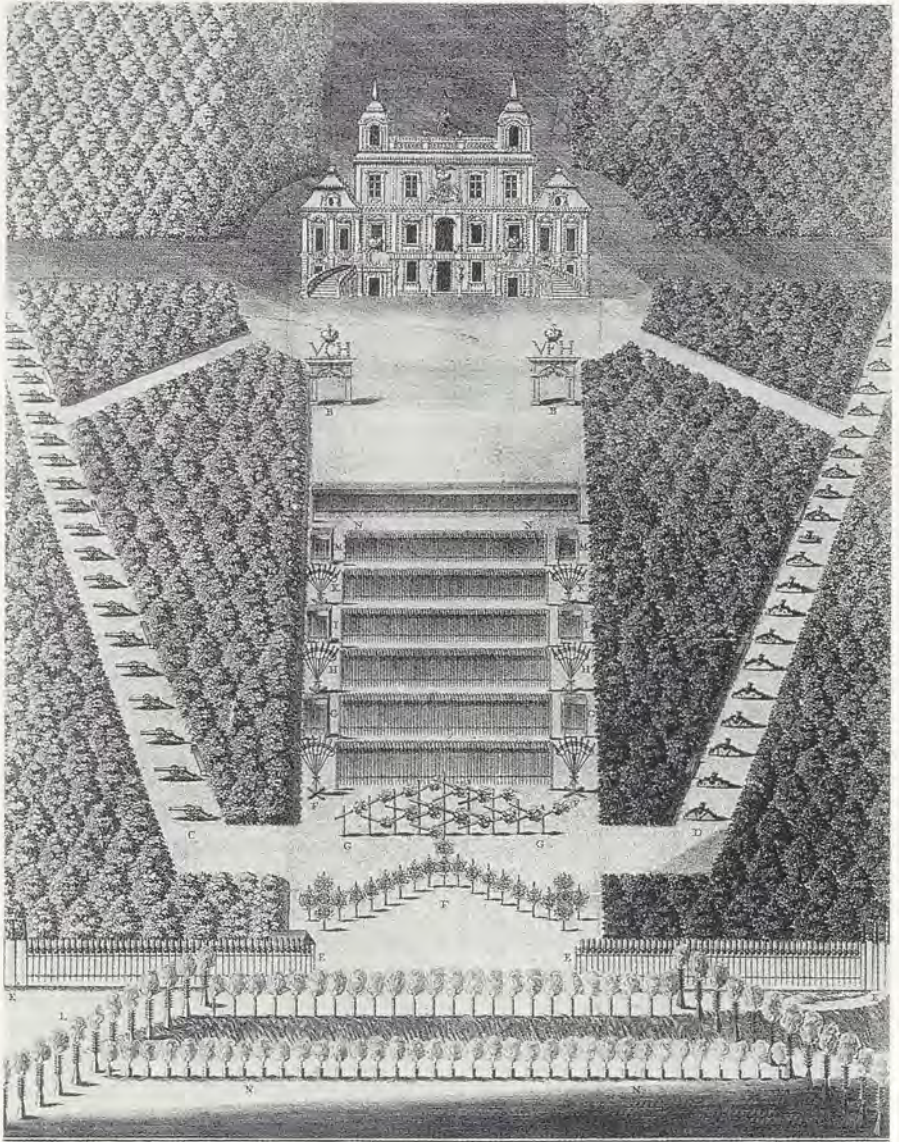
Carl Eugen hingegen hatte Elisabeth Sophia Friederike als Morgengabe 7500 Gulden sowie ein konvenables, fürstenmäßiges Kleinod am ersten Morgen nach dem Beilager zu übergeben. Dazuhin bekam die neue Herzogin ein »Hand-, Spiel- und Kleidergeld« zu »eigenem Schalten und Walten« von 10 000 Gulden. Auch ihr eventueller Stand als Witwe war geregelt: Sie sollte ein Witwenschloß und 24 000 Gulden jährlich bekommen. Ihr künftiger Hofstaat wurde ebenfalls genau festgelegt: Ein Hofmeister und ein Kammerjunker, die vom Herzog ernannt wurden; eine Oberhofmeisterin, drei Hofdamen, zwei Pagen, zwei Kammerdiener, zwei Kammerfrauen, ein Kammermädchen, fünf Lakaien, schließlich noch zwei Läufer, zwei Heiducken, eine Leibwäscherin und ein Garderobemädchen. Diese Auswahl konnte die Herzogin selbst treffen, der Herzog mußte sie jedoch zum Teil billigen.

Mit dem eigentlichen Hochzeitsfest waren die Feierlichkeiten aber noch nicht beendet. Weitere Festessen, eine französische Komödie, die Illumination des Opernhauses, eine Maskerade im Redoutensaal und nochmals italienische Oper gehörten zu den durchaus anstrengenden offiziellen Repräsentationen. Bei all diesen Feierlichkeiten zu Ehren des Brautpaares erschien die Braut unnahbar und stolz und auch ihrem Mann gegenüber sehr verschlossen. Die bevorstehende Abreise in das unbekanntes Stuttgart erfüllte sie wohl kaum mit Freude. Auch die Markgräfin begegnete dem Schwiegersohn eher mißtrauisch. Am Morgen des 30. September reisten die Neuvermählten in einem Zug von vierzehn prächtigen Wagen ab. Elisabeth Sophia Friederike saß zunächst heftig weinend und dann teilnahmslos zurückblickend im Wagen. In Erlangen und Ansbach wurden sie feierlich empfangen und an der württembergischen Staatsgrenze beim Kloster Lorch wurde das Paar am 4. Oktober mit Ehrenpforten, Trompetenklang und feierlichen Reden begrüßt. Eine über zehn Meter hohe, prächtig mit Emblemen und Sprüchen geschmückte Ehrenpforte empfing das Herzogspaar am 5. Oktober in Ludwigsburg. Nachdem sie durch ein anschließendes Spalier geschritten waren, begrüßten sie der Magistrat und die Geistlichkeit der Stadt. Daran schloß sich eine festliche Illumination der Türme der Stadtkirche und ein Festessen im Marmorsaal an. Damit begann eine weitere Woche prächtigster Feierlichkeiten. Am 6. Oktober, einem Sonntag, wurde die neue evangelische Schloßkapelle – die heutige Ordenskapelle im Schloß – zu Ehren der Herzogin durch den Oberhofprediger Fischer eingeweiht. Die Einrichtung dieser evangelischen Schloßkapelle war notwendig geworden, da Herzog Carl Eugen, die ursprünglich evangelische Schloßkirche für seinen katholischen Gottesdienst nutzte. Im Ludwigsburger Schloß folgte abends eine sogenannte »figurierte Tafel«. Auf einer Tafel mit 48 Gedecken

erhob sich ein riesiger Tafelaufsatz, der eine illuminierte Landschaft darstellte. Tags darauf spielte man französische Komödie und anschließend war Ball. Das Urteil der Markgräfin Wilhelmine über diese Vorführung, die hölzern und steif verlaufen sei, wie sie ihrem Bruder Friedrich schrieb, war für Carl Eugen nicht gerade schmeichelhaft. Am 8. Oktober wurde für die Herren ein Brunft- und Hatzjagen in der Wasserhalde bei Leonberg veranstaltet. Den Damen gestattete man einen Tag Ruhe. Abends war wieder figurierte Tafel mit 54 Gedecken, an der 64 Speisen und 28 Desserts und Konfekt serviert wurden. Eine Parade der Haustruppe nach preußischem Exerzierreglement wurde am 9. Oktober absolviert und abends schloß sich im Fasanenpark des Schloßchens eine Illumination mit Feuerwerk an, bei dem aus zwanzig Kanonen nach allen Seiten geschossen und zum Schluß ein Satz von 1200 Raketen auf einmal abgefeuert wurde. Am 10. Oktober war dann noch einmal französische Komödie und anschließend Ball – vermutlich im Festinbau des Schlosses. Kein offizielles Programm gab es am folgenden Tag, da man sich auf den festlichen Einzug in Stuttgart vorbereitete. Am 12. Oktober gegen zwei Uhr mittags zog das Herzogspaar durch das Büchsentor in Stuttgart ein. Es ging vorbei am Landschaftsgebäude, durch die Hauptstätter Straße über den Markt ins Schloß. Zwei Ehrenpforten wurden durchschritten, Kinderpaare streuten Blumen, eine Kompanie Stadtgrenadiere und zwei Stadtkompanien zu Fuß in blauen Uniformen standen Spalier. Die Stadtreiterkompanie zu Pferde, die Metzgerzunft, hundert Mann zu Pferde, 1000 Mann Bürgerschaft zu Fuß mit Gewehr waren angetreten. Man bereitete dem Brautpaar einen prunkvollen, freudigen Empfang – nicht zuletzt deshalb, weil die Residenz wieder von Ludwigsburg nach Stuttgart verlegt worden war.

Das Volk jubelte und Carl Eugen strahlte und winkte. Nur Elisabeth Sophia Friederike saß unbewegt mit steinerner Miene in ihrem Wagen. Vor dem Schloß sprangen ihnen nach alter Sitte Winzerinnen in Stuttgarter Tracht unter Vivat- und Jubelrufen der Volksmengen entgegen. Als sie dem Wagen der Herzogin näher kamen, soll Friederike ihre Hofmeisterin gefragt haben: »Was will das Geschmeiß?« Ob sie es ängstlich oder verachtungsvoll geäußert habe, darüber gingen die Meinungen auseinander; jedoch verbreitete sich dieser Ausspruch in Windeseile und ließ die junge Herzogin den Stuttgartern nicht unbedingt sympathisch erscheinen. So sehr die Schönheit der jungen Herzogin bewundert wurde, galt sie bald als hochmütig und kalt und verhielt sich sehr abweisend. So erlaubte sie den Hofdamen nicht, sie wie üblich mit Handkuß zu begrüßen, sondern sie verlangte als devote Geste, ihr den Rocksäum zu küssen. Den Gegebenheiten einer neuen Situation wollte oder konnte sie sich nicht anpassen und reagierte häufig mit störrischem Eigensinn. Sie witterte überall Verrat und war von der Idee besessen, man wolle sie auf irgendeine Weise katholisch machen. Doch zunächst standen bis zum 17. Oktober nochmals verschiedenste Feierlichkeiten auf dem Programm.

Danach wurde es zwar wieder etwas ruhiger, doch prunkvolle Feste, immer neue Vergnügungen prägten das Hofleben. Eine neue Leidenschaft Carl Eugens, in der das junge Ehepaar ein erstes und fast alleiniges gemeinsames Interesse fand, war die Errichtung einer Oper. So begannen sie zunächst damit, selbst Theater zu spielen. So führten sie in Stuttgart und bei Besuchen in Bayreuth französische Stücke auf. Doch das genügte Carl Eugen nicht, er wollte sich mit anderen europäischen Höfen messen. So gelang es ihm im Mai 1749, die in Deutschland, Italien und London gefeierte Sopranistin Marianne Pirker zu verpflichten. Sie trat fast



Ein STÄUBERWERK VOR DEM SCHLOSSE FAVORITE
 DEN 9. OCTOBR 1748 GEM. ERSTEN WERDEN

Hochzeitsfeuerwerk 1748 vor dem Schloß Favorite

tächlich als Kirchen- und Kammervirtuosin auf und begeisterte den württembergischen Hof. So wurde sie, zusammen mit ihrem Mann, dem Geigenvirtuosen Franz Pirker, für die nächsten Jahre fest angestellt.

Im Jahr 1749 wurde Elisabeth Sophia Friederike schwanger und Carl Eugen freute sich wohl schon auf einen Thronerben und ließ für diesen Fall schon eine Donation des Schloß und Flecken Höpfigheim an sie vorbereiten. Auch für die Ankunft des erwarteten Prinzen wurden Vorbereitungen getroffen. Durch Dekret vom 22. Dezember 1749 wird Johanna Ulrika Keller als Kindsmädlein in Dienste aufgenommen. Professorin Mequillet wird ebenfalls durch Dekret desselben Tages zur Kindsfrau bestellt.³ Daß man dieser bevorstehenden Geburt besondere Bedeutung zumaß, sieht man vielleicht auch daran, daß zur Entbindung der Fürstin extra eine Hebamme aus Berlin, Louise Charlotte Schmiedmayer, verschrieben worden war. Sie erhielt für ihre Dienste, samt den Reisekosten von 300 Gulden, in Summa den stattlichen Betrag von 1200 Gulden. Zum Vergleich: Der Beichtvater Herlighofer bekam 300, die vier Leibmedici und Leibchirurgen je 200 Gulden.

Das Kind kam am 19. Februar 1750 zur Welt. Doch es war nur ein Mädchen. Carl Eugen war darüber sehr enttäuscht und ließ es sich auch anmerken. Die Prinzessin wurde auf die Namen Friederike Wilhelmine Auguste Luise Charlotte getauft. Die Herzogin stillte ihr Kind, wie damals üblich, nicht selbst, sondern überließ dies einer Saugamme, Juliana Barbara Schulfinck. Durch Dekret vom 7. November 1750 wird sie entschädigt und erhält ab Juni 1756 bis zu ihrem Tod 1803 eine Pension. Ob sie diese Pension aufgrund ihrer Tätigkeit als Saugamme oder als Nachlaß ihres verstorbenen Mannes erhält, läßt sich nicht nachweisen. Prinzessin Friederike war jedoch ein schwächliches Kind und starb bereits knapp einjährig am 12. März 1751.

Wohl schon bald nach der Hochzeit hatte Carl Eugen sein erotisches Abenteuerleben wieder aufgenommen. Elisabeth Sophia Friederike scheint hingegen, wie es Gerhard Storz ausdrückt »ohne Neigung, ohne Begabung für die Freuden des Ehestandes« gewesen zu sein. »Dafür spricht«, seiner Meinung nach, »nicht nur das Ausbleiben von Kindern, nach dem sehr frühen Tod des ersten, sondern mehr noch Elisabeth Sophia Friederikes offenbar ganz und gar zölibatäres Verhalten in den langen Jahren nach der Trennung von Carl Eugen.«⁴ Vielleicht gerade deshalb reagierte sie sehr empfindsam, als sie zunehmend von den amourösen Abenteuern ihres Gatten erfuhr. Sie bot ihm heftige Szenen, die der Gatte alsbald erwiderte. Fast nur die Begeisterung für die Oper war beiden gemeinsam. Eine erste Opernaufführung mit dem neuen Ensemble von Marianne Pirker wollte man zum 18. Geburtstag der Herzogin am 30. August 1750 wagen. Man besaß aber kein Opernhaus. So beschloß man, den großen Saal des Stuttgarter Lusthauses umzubauen. In fieberhafter Eile und mit einem Aufgebot von über 600 Arbeitern glückte der Ausbau und am 30. August 1750 wurde die Oper »Artasese« von Pietro Metastasio aufgeführt, weitere Opern folgten.

Politische Streitigkeiten belasteten zunehmend das Verhältnis zwischen dem Herzog und den Landständen. Und auch die Beziehung zwischen Carl Eugen und Elisabeth Sophia Friederike war sehr angegriffen. So wurde völlig überraschend am Nachmittag des 28. Februar 1753 eine Italienreise (Venedig) angetreten. Ohne großes Zeremoniell verließ gegen drei Uhr eine Wagenkolonne das Stuttgarter Schloß. Der Minister Friedrich August von Hardenberg reiste mit und schrieb Tagebuch. Er gibt an, daß in der ersten Berline das herzogliche Paar, Frau Oberhofmeisterin

von Schöning und Oberstallmeister von Uexküll saßen. Dann folgt die Aufzählung von weiteren 14 begleitenden Personen. Der Herzog reiste Inkognito, wie Hardenberg notiert: »unter dem Namen eines Grafen von Häuchelberg und unter Geleit Gottes.«⁵ Dieses Inkognito entband den Herzog von der Pflicht, lästige und zeitraubende Pflichtbesuche in passierten Städten und Fürstentümern zu absolvieren. Hardenberg und andere Minister waren aus finanzpolitischen Gründen zunächst gegen diese Reise; verteidigten sie dann aber als staatspolitische Notwendigkeit. Man hoffte, daß sich das Herzogspaar aussöhnen und Gemeinsamkeiten finden würde. Zum andern konnten die innenpolitischen Auseinandersetzungen zunächst einmal ruhen. Da der Landschaftsausschuß Herzogin Elisabeth Sophia Friederike, ohne Wissen des Herzogs, Silbergerät im Wert von 841 Gulden geschenkt hatte, hofften sie darauf, sie könne Carl Eugens Verschwendungswut eindämmen und ihn im Sinne der Landschaft beeinflussen. Für das junge Paar galt es, Italien, das Land der großen Vorbilder und Ideale, kennenzulernen und zu erleben, um diese Pracht und die mannigfache Kultur in der Selbstdarstellung der Rokokogesellschaft in Stuttgart und Ludwigsburg wieder erglänzen zu lassen.

Am 8. März traf man nach einer anstrengenden Reise über den winterlichen Brenner in Venedig ein. In der Stadt wurden sie von einem bunten Maskentreiben, Musik und Gesang empfangen – dem Karneval in Venedig. Carl Eugen war fasziniert von dem vielfältigen Treiben in der Stadt und den Antrittsbesuchen, die mit denen in deutschen Fürstenhöfen nicht zu vergleichen waren.

Nach dem offiziellen Staatsempfang am 13. März und dem darauffolgenden Austausch von Geschenken konnte man sich wieder der Besichtigung widmen. Tief beeindruckt und deshalb recht ungern verließ der Herzog Venedig, um weiter nach Ferrara und Rom zu reisen. Elisabeth Sophia Friederike hingegen schien weniger begeistert zu sein. Die Stadt und ihre kulturellen Schätze und die ihr entgegengebrachten Huldigungen gefielen ihr schon. Doch vieles war ungewohnt und fremd und sie war häufig schwer zufriedenzustellen. Auch klagte sie meist über die Beschwerlichkeit der Reise – häufig zu Recht. In Rom kam man am 25. März an, wo zunächst die Antrittsbesuche bei den Kardinälen getätigt werden mußten. Der katholische Herzog von Württemberg wurde überall höflich und ehrerbietig begrüßt. Den protestantischen Hofstaat versuchte man möglichst zu ignorieren. Da die Vertreter Württembergs sich dagegen häufig provokativ auffallend verhielten, kam es sogar zu Protokollschwierigkeiten. Ein Höhepunkt sollte die Audienz beim Papst sein. Kardinal Albani besprach Form und Zeremoniell der Audienz mit Carl Eugen. Doch Serenissimus weigerte sich entschieden, dem Zeremoniell entsprechend, dem Papst die Füße zu küssen. Er lehnte diese Geste persönlich ab und konnte sie auch als Oberhaupt eines protestantischen Landes nicht ausführen. Damit hätte er gegen die von ihm beschworenen Religionsversalien verstoßen. Der Vatikan war empört und Papst Benedikt XIV. wollte weitere Begegnungen mit dem Herzog von Württemberg vermeiden. So zog sich auch der gesamte römische Adel von Carl Eugen zurück. Genau dies aber traf Carl Eugen und auch Elisabeth Sophia Friederike schwer. Mißmutig und verärgert besichtigten sie noch die Hauptsehenswürdigkeiten und reisten am 4. April weiter nach Neapel. Auch dort standen vielfältige Besichtigungen auf dem Programm. Ein besonderes Erlebnis war die Besteigung des Vesuv, genau betrachtet ließ man sich in Säften hinauftragen. Besonders bemerkenswert fanden die Zeitgenossen, daß eine Frau, Herzogin Elisabeth Sophia Friederike, an dieser Unternehmung teil-

nahm. So wurde nach der glücklichen Heimkehr des Herrscherpaares in einer Begrüßungsschrift der Universität Tübingen der Mut der Herzogin bei dieser Ersteigung gerühmt. Am 13. April reiste man nach Rom zurück und sogleich begannen wiederum Verhandlungen in der Frage des Fußkusses. Doch Carl Eugen ließ sich nicht umstimmen.

»Am Grünen Donnerstag«, so können wir in Hardenbergs Aufzeichnungen lesen, »nachdem die päpstliche Kapelle geendigt und der Papst zur Adorierung in die Paulinische Kapelle gegangen . . . so hatte es sich gefügt, daß Serenissimus auch nebenher gegangen, folglich vom Papst ganz in der Nähe gesehen werden können . . .«⁵ Dieses geschickte Arrangement sollte Carl Eugen dazu provozieren, dem Papst doch noch spontan zu Füßen zu sinken. Doch Carl Eugen blieb stehen. Elisabeth Sophia Friederikes schon bestehende Abneigung gegen den Katholizismus wurde durch das Verhalten des Vatikans noch verstärkt. Vielleicht hat aber auch die Herzogin Carl Eugen in seinem Entschluß unterstützt. So führt Vely ein Aktenstück vom 23. Mai 1753, das aber nur noch als Abschrift erhalten ist, an: »Schreiben des Geh. Raths v. Hardenberg an den Prälat Tafinger als damaligen E. Ausschusses Verwandten, worin er ihm von den Streitigkeiten des Herzogs Karls mit dem Römischen Hof wegen des verweigerten Fußküssens Nachricht gibt und zugleich darauf anträgt, daß der Herzogin, welche zu dieser Verweigerung Vieles beigetragen habe, von Seiten der Landschaft ein Präsent gemacht werden möchte.«⁶

Obwohl man nun wirklich vom ganzen Adel gemieden wurde, genoß man die Osterfeierlichkeiten wie als Betrachter einer Oper. Im Mai erfolgte die Rückreise über Siena und Florenz. In Piemont sollte in der Hauptstadt Turin noch ein Besuch des Königs Karl Emanuel III. erfolgen. Viele Einzelheiten mußten in langen Verhandlungen vorher geklärt werden, und obwohl das Herzogspaar bereits im Schloß war, wäre der Empfang bei Hofe fast doch noch an der nicht entsprechenden Kleidung der Herzogin gescheitert. Der eigentliche Grund war aber wohl die protestantische Konfession. Doch plötzlich kam der König, völlig gegen das Zeremoniell, durch eine Seitentür in das Nebenzimmer, in dem das Herzogspaar wartete und begrüßte sie freundlich. Auch von der Königin und den Prinzessinnen wurde Elisabeth Sophia Friederike freundlich empfangen. So entwickelte sich hieraus ein recht freundschaftlicher Kontakt der beiden Höfe. Zurück nach Stuttgart fuhr man wieder über den Brenner und nicht durch die Schweiz, um vor allem Elisabeth Sophia Friederike diesen beschwerlichen und nicht ungefährlichen Alpenübergang zu ersparen.

Wieder in Württemberg sprühte der Herzog vor Ideen. In die Oper flossen noch mehr Gelder, als bereits zuvor. Auch seine anderen Ideen verschlangen enorme Summen. Die bereits zuvor bestehenden Probleme mit den Landständen hatten sich in seiner Abwesenheit nicht gelöst und neue kamen hinzu. Der Herzog trat den Landständen gegenüber zunehmend fordernd und drohend auf und versuchte auf verschiedenen Wegen ihre Macht einzuschränken. Ein großer Einschnitt im Juni 1755 war die Entlassung des verdienten Geheimrats und Kammerpräsidenten Friedrich August von Hardenberg in ungnädigster Weise und ohne die zugesicherte Pension. Auch Herzogin Elisabeth Sophia Friederike war über die Handlung des Herzogs entsetzt, wobei sie wohl mehr die persönliche Seite sah. Ein Billett von Elisabeth Sophia Friederike mit dem fürstlichen Doppelwappen der Herzogin, jedoch ohne Unterschrift, an Frau von Hardenberg fand sich später

im Nachlaß der Familie Hardenberg, darin steht: »Ich kann nicht glauben, daß der Herzog so böse und undankbar sein kann; ich schmeichle mir, daß es nur eine seiner gewöhnlichen Rodomontaden sein wird. Wollen Sie wohl die Güte haben, mir zu schreiben, was an der Sache wahr ist? Ich hoffe, Sie entschuldigen, daß ich Sie so spät inkommodiere. Aber da ich Ihre Güte kenne, so bin ich überzeugt, daß Sie uns durch ein einziges Wort aus der Unruhe und Besorgnis reißen werden.«⁵ Dieser Brief zeigt deutlich, daß Elisabeth Sophia Friederike hinter dem Rücken ihres



Herzogin Elisabeth Sophia Friederike von Brandenburg-Bayreuth

Mannes zu Informationen gelangen wollte, die sie von ihm selbst nicht erhielt.

Die Italienreise hatte das Verhältnis des Herzogpaares anscheinend nicht verbessert. Ständig neue Damen im Kreis der Adligen und Künstler am Hof boten auch dem Herzog immerzu neue erotische Abenteuer. Elisabeth Sophia Friederike wollte und konnte diese Liebschaften nicht übersehen. Sie machte ihrem Gatten wiederholt erregte Szenen. Doch dies galt in der höfischen Welt als unfein und unklug. Herzog Carl Eugen wollte sich auch hier nicht mehr in alte Zwänge bin-

den lassen. So traf er die standesbewußte und stolze Elisabeth Sophia Friederike an einer empfindlichen Stelle, als er sie auch in Dingen der Etikette und des Zeremoniells zunehmend kaum beachtete. Sie befürchtete, die ständig wechselnden, dadurch aber unbedeutenden Liebhaberinnen könnten durch eine offizielle Mätresse, die Rechte und Anerkennung in der Rangfolge des Hofes erhielt, ersetzt werden. König Friedrich II. von Preußen, wiederum in einem Brief an seine Schwester Wilhelmine, äußert sich zu den württembergischen Verhältnissen so: »Offen gesagt, Deine Tochter wird gut tun, nicht eifersüchtig zu sein. Ist diese Leidenschaft des Herzogs vorüber, so wird eine andere folgen und dann noch eine. Somit muß sie sich in eine Sache finden, die sie nicht ändern kann, und nur darauf sehen, sich die Freundschaft und das Vertrauen des Herzogs zu erhalten. Beide haben zu jung geheiratet; der Herzog liebte sie mehr wie ein eifersüchtiger Liebhaber als wie ein Gatte; er hat sein Feuer auf einmal verpufft. Das sind die Folgen des Genusses, erst Übersättigung, dann Widerwille. . . Vielleicht findet er für kurze Zeit zu ihr zurück, aber ein flatterhaftes Herz gibt die Gewohnheit der Unbeständigkeit nicht auf.«² Doch die Ehepartner hatten sich wohl schon zu weit voneinander entfernt.

Mitte September 1756 nahm Carl Eugen an den üblichen Jagden in Bayreuth teil. Am 19. September ließ er Elisabeth Sophia Friederike 1000 Gulden Reisegeld per Expresß anweisen und bat sie, ihm zu folgen. So reiste sie am 20. September von Ludwigsburg ab. In ihrer Begleitung befanden sich ihr Oberhofmeister, Geheimrat von Kettenburg, zwei Hofdamen, sowie die übliche Dienerschaft. Auffallend war nur, daß noch eine Garderobenchaise mit ungewöhnlich viel Gepäck mitfuhr. Am 27. September traf sie in Bayreuth bei ihren Eltern und ihrem Gatten ein. Schon wenige Tage später reiste Carl Eugen allein nach Württemberg zurück, kam in der zweiten Oktoberwoche aber wieder nach Bayreuth, um es kurz darauf alleine zu verlassen. Elisabeth Sophia Friederike blieb in Bayreuth zurück und sie hat württembergischen Boden nie mehr betreten.

Was war der Anlaß für ihr, für die damalige Welt, ungewöhnliches Verhalten? Vielleicht war es das plötzliche Verschwinden ihrer Vertrauten, der Sängerin und Kammervirtuosin Marianne Pirker. Tiefere Ursachen waren eher die zu verschiedenen Charaktere des Paares, nicht nur die sexuelle Untreue des Herzogs, sondern vielleicht eine tiefe Kränkung der Herzogin durch ihren Gatten. Der ihr seit früherer Jugend nachgesagte Stolz und unbeugsame Eigensinn verhinderte wohl eine spätere Rückkehr. Doch für eine Fürstin, die sich so der Staatsräson entzog, war dieser Schritt sehr ungewöhnlich und von den Höfen nicht zu billigen. So meldete sich auch der Ehestifter Friedrich II. zu Wort und rügte in einem Brief an seine Schwester, sie habe »so viele Torheiten begangen« und sich »in ihrer natürlichen Lebhaftigkeit gehen lassen« und »die Intrige unnötig auf das Äußerste getrieben«.² Gegen Carl Eugen wurden keine Vorwürfe erhoben. Auch Elisabeth Sophia Friederikes Mutter riet aus Gründen der Staatsräson zur Wiederversöhnung und dachte, sie könne dazubeitragen. Doch Carl Eugen schien auch diese neue Freiheit zu gefallen und Elisabeth Sophia Friederike weigerte sich hartnäckig. Statt dessen zog sie es vor, erst vierundzwanzigjährig, nach nur 8 Jahren Ehe, zurückgezogen vom glänzenden Hof, in einem ihr zugewiesenen Schloß im bayreuthischen Neustadt an der Aisch zu leben. Häufig hielt sie sich aber auch im Schloß Fantaisie in Bayreuth auf.

Nach einer Konvention von 1759 erhielt sie jährlich 50 000 Gulden von Carl

Eugen und 4000 Gulden von der württembergischen Landschaft für ihre Hofhaltung. Damit konnte sie, trotz teilweise unpünktlicher Zahlung, einen Hofstaat von über fünfzig, zeitweise achtzig Personen erhalten. Zusätzliche Finanzen erhielt sie durch die Erbschaft von ihrem Vater, der 1763 verstarb. Ihre Mutter war bereits 1758 gestorben. Sie unternahm einige Reisen und hielt sich im Winter 1766/67 auf Einladung ihres Onkels längere Zeit am Hofe in Berlin auf. Im September 1777 besuchte sie während eines Krankenaufenthaltes in der Schweiz auch den Philosophen Voltaire in Ferney, mit dem sie, wie zuvor schon ihre Mutter, in Briefwechsel stand. Als 1769 auch der Nachfolger ihres Vaters starb, vertrat sie bis zur Übernahme Bayreuths durch die Markgrafschaft Ansbach das Bayreuther Regentenhaus. Dabei soll sie sich stolz als Herzogin den Vorrang und Vortritt vor der Markgrafen-Witwe, der zweiten Frau ihres Vaters, erstritten haben.

Am 6. April 1780 starb Elisabeth Sophia Friederike in Bayreuth und wurde in der Schloßkirche zu Bayreuth beigesetzt. In Württemberg, dem Land, dessen Herzogin sie bis zu ihrem Tod war, wurde sie kaum vermißt.

Mit dem Leben der Herzogin Elisabeth Sophia Friederike verknüpft war teilweise das Leben der Bediensteten ihres Hofstaates. So erfahren wir aus dem Neuen Württembergischen Dienerbuch, daß Frau von Schöning mit Dekret vom 4. November 1748 Oberhofmeisterin bei der Herzogin wurde und diese Position bis Jakobi 1753 innehatte.³ Danach erhielt sie eine Pension außer Landes. Als Oberhofmeisterin hatte sie die wichtigste Stelle als Frau im Hofstaat der Herzogin inne, und begleitete sie, wie erwähnt, auf der Reise nach Italien. Frau von Schöning war schon Gast bei den Hochzeitsfeierlichkeiten in Bayreuth, wohl deshalb, weil sie bereits in Kindertagen Elisabeth Sophia Friederikes Oberhofmeisterin in Berlin war.

Für manche führte der Dienst bei der Herzogin auch zu einer persönlichen Bindung – ob sie nun aus Liebe heirateten oder verheiratet wurden – sei dahingestellt. Susanne Elisabeth Hofmann war ab Mai 1754 Laufmagd bei den Hofdamen und ab November 1755 wurde sie Garderobenmagd der Herzogin.³ Auch im Jahr 1754 wurde Johann Leonhard Hauser zunächst Dameslakai und später Lakai der Oberhofmeisterin. Und ab August 1759 stand er in Diensten der Herzogin. Die Vermählung zwischen ihm und Susanne Elisabeth Hofmann fand in Neustadt an der Aisch statt, so daß zu vermuten ist, daß sich beide noch im Hofstaat der Herzogin befanden.³

Ein tragisches Schicksal an der Seite der Herzogin erlitt die erwähnte Sängerin und Kammervirtuosin Marianne Pirker. Sie wurde am 27. Januar 1717 als Tochter des Adelsgeschlechts Geyereck aus der Steiermark geboren. 1737 heiratete sie den Violinvirtuosen Franz Pirker aus Salzburg und führte eine glückliche Ehe mit ihm. Sie feierte in Venedig, Neapel, London und Kopenhagen glänzendste Triumphe. Ab Frühjahr 1750 wurde sie festangestelltes Mitglied des württembergischen Hoftheaters. Mit ihrer herrlichen Stimme und ihrer ausgezeichneten Technik sang sie fortan die ersten Sopranpartien in Werken von Graun, Jommelli u. a. und zusammen mit großer Darstellungskunst gewann sie die Bewunderung des gesamten Hofstaates. Die kühle Herzogin gewann zu Marianne Pirker Vertrauen und so entwickelte sich zu ihr die einzige persönliche Freundschaft der Herzogin in Württemberg. Am 16. September 1756, vier Tage vor Elisabeth Sophia Friederikes Abreise, wurden Marianne Pirker, ihr Mann Franz und ihr gemeinsamer Friseur, namens Reich, heimlich verhaftet und auf die Festung Hohentwiel, später auf den Hohen-

asperg gebracht. Ohne Verhör, Untersuchung und Urteil wurden sie acht Jahre lang festgehalten. Die Gründe dafür lassen sich bis heute nur vermuten. Vertrauliche Gespräche Marianne Pirkers mit der Herzogin über die Liebesabenteuer von Herzog Carl Eugen wurden ihr vermutlich zum Verhängnis. Nach einer nicht sehr zuverlässigen französischen Quelle habe sich die Herzogin nach dem Verschwinden dieser Personen zur üblichen Audienzzeit beim Herzog eingefunden und wie eine gewöhnliche Bittstellerin aus dem Volk um die Freilassung Marianne Pirkers gebeten. Dieser Schritt, der die Entfremdung des Herzogpaares öffentlich machte und gänzlich gegen die Hofetikette war, habe den Herzog so erzürnt, daß es zu lauten Auseinandersetzungen kam. Der Herzog habe die Bitte abgelehnt und Elisabeth Sophia Friederike war daraufhin sehr gekränkt. Einige Fakten sprechen zwar gegen diese Version, doch äußert sich der italienische Abenteurer Casanova in seinen Memoiren in ähnlicher Richtung: »Nicht Unwille oder die Untreue des Herzogs im allgemeinen, sondern ein einzelner kränkender Schimpf, den ihr dieser angetan, habe Elisabeth Sophia Friederikes Entfernung aus Württemberg veranlaßt.«¹ Für einen Zusammenhang zwischen dem Verschwinden von Marianne Pirker und dem Weggang von Elisabeth Sophia Friederike spricht auch, daß sich Marianne und Franz Pirker bei ihrer Entlassung verpflichtet mußten, absolutes Stillschweigen über ihre Haft zu bewahren und jeglichen Kontakt zur Herzogin zu unterlassen. Aus Marianne Pirker war in diesen Jahren der Haft eine gebrochene Frau geworden. Die gefeierte Primadonna hatte ihre zauberhafte Stimme verloren und befand sich am Rande des Wahnsinns. Zusammen mit ihrem Mann lebte sie die letzten Jahre in Heilbronn und auf Gut Eschenau bei Weinsberg. Ihren Lebensunterhalt verdienten sich die einst gefeierten Virtuosen mit Privatkonzerten und Musikunterricht.

Aus der Vielzahl der Mätressen seien hier nun noch zwei Damen erwähnt. Die Vorliebe des Herzogs galt jungen, schlanken Frauen mit knabenhafter Figur, die problemlos und ständig gut gelaunt sein sollten. Eine der ersten bereits seit 3. Juni 1757 fest engagierten Tänzerinnen am Hof war die anmutige Luisa Toscani. Ihr gelang es sehr bald, zu den stolzen Trägerinnen der blauen Schuhe und im Leben des Herzogs für etwa zehn Jahre zu den offiziellen Mätressen zu gehören. Zeitweise gehörten diesem Kreis sechs Damen gleichzeitig an. Obwohl die Gehälter der Tänzerinnen vergleichsweise niedrig blieben, stieg ihr Gehalt allmählich auf 5000 Gulden und großzügige Geschenke erhöhten noch diesen Betrag. Der Herzog hatte ständig Damen an seiner Seite, die ihn auch auf seinen Reisen begleiteten. So gehören die Mätressen Toscani und Bonafini zum mitreisenden Hofstaat des Herzogs auf seiner Italienreise 1766/67. Trotz allem blieben diese Damen Bedienstete des Hofes und die Etikette wurde gewahrt. Kinder aus diesen Verbindungen erkannte der Herzog an und kümmerte sich bei seinen Favoritinnen auch um deren Erziehung. So können wir im Tagebuch des Freiherrn von Buwinghamusen-Wallmerode am 21. Mai 1768 nachlesen: »War der junge Baron von Ostheim (so nunmehr ins achte Jahr gehet und ein natürlicher Sohn von dem Herzog und der Mademoiselle Toscani ist) mit seinem Gouverneur, dem Oberstleutnant von Löwenstern, hier, um dem Herzog seine Aufwartung zu machen.«⁷ Im Inventar von 1767 läßt sich nachweisen, daß dieser junge Herr, zusammen mit dem älteren Baron von Ostheim, wohl seinem Adoptivvater, die südlich gelegenen Zimmer im Erdgeschoß des Riesenbaus im Schloß Ludwigsburg bewohnte, die von Colomba und Frisoni zur Bauzeit recht prunkvoll ausgestattet worden waren. Den Herzog

störte auch nicht, daß die anfangs noch recht jugendlichen Damen, 15- und 16jährig, noch von ihren Müttern begleitet wurden. Nur ihre Eifersucht gegen ihre Mitbewerberinnen mußten sie in Zügeln halten.

Ein neuer, länger in der Gunst des Herzogs stehender Stern war Mademoiselle Katharina Bonafini, eine der vier Sängerinnen, die bei Einrichtung einer ständigen opera buffa 1766 angestellt wurden. Schubart beurteilt die bedeutendste unter diesen Sängerinnen so: »Sängerin im großen Stile. Ihre Skala war nicht weitreichend, aber die Sprossen dieser Skala waren desto goldener. Die Läufer glückten ihr nie ganz, aber desto mehr die stehenden und schwellenden Töne. Genie war sie nicht, aber geistreiche Nachahmerin.« Sie wurde für einige Jahre eine der intimsten Freundinnen des Herzogs. In Ludwigsburg bewohnte sie in der Marstallstraße das Gebäude Nummer 11, nach anderen Quellen Gebäude Nummer 5, das ehemalige Grävenitzpalais. Durch Dekret vom 6. August 1771 bekam sie vom Herzog, zur Bezeugung seiner Zufriedenheit mit ihrem Benehmen, den unentgeltlichen Genuß des herrschaftlichen Schloßgutes Hohenheim und eines Jagdbezirkes eingeräumt, so lange er sie bei sich zu behalten für gut finden werde. In den Jahren 1767 bis 1771 hatte Ihre Gnaden die Sängerin fast täglich um sich. Nur Proben und Aufführungen hatten strikten Vorrang. Sie begleitete ihn auf Jagden und Besichtigungsreisen und ritt häufig in Mannskleidern an seiner Seite oder fuhr verkleidet als Kammerherr in seiner Kutsche. Der Herzog zeigte sich auch besorgt um seine Favoritin, am 9. Juni 1768 fuhr er mit ihr von der Solitude nach Ludwigsburg, um sie nunmehr drunten zu lassen um ihre Niederkunft zu erwarten. In den folgenden Tagen wurden mehrere kurze und längere Aufenthalte des Herzogs bei Mslle Bonafini notiert. Am 1. Juli 1768 schreibt Buwinghamausen auf der Solitude: »Nachmittags gegen 3 Uhr kam ein Feldjäger en Courier mit der Nachricht, dass die Mslle Bonafini niederkommen wollte, deswegen der Herzog . . . dahin ritten. Sie kamen auch nicht zur Nachttafel, sondern blieben die ganze Nacht in Ludwigsburg.«⁷ Erst am nächsten Tag gegen 1/2 5 Uhr traf der Herzog, mit der Nachricht, dass die Bonafini mit einem Sohn niedergekommen sei, wieder auf der Solitude ein. Am 3. Juli wurde in Anwesenheit des Herzogs im Metz'schen Haus in Ludwigsburg der gemeinsame Sohn getauft, dabei erhielt er auch den Namen Carl. Etwa ein halbes Jahr später ist es für Bonafini selbstverständlich, den Herzog zu begleiten, als er die Mademoiselle Kurtzin, ebenfalls eine Mätresse, im Kindbett besucht. Auch in schweren Zeiten, wie auf der Rückfahrt von der Italienreise 1767 fand sich Katharina Bonafini an der Seite des Herzogs. Und dennoch waren ihre Tage gezählt.

Die neue Frau an Serenissimus Seite, Franziska, die spätere Gräfin von Hohenheim, war dagegen ganz anders, sie stellte Forderungen. Nach einer Fahrt von Kirchheim nach Schorndorf im Oktober 1771, bei der Carl Eugen und Franziska allein in der Kutsche saßen, ritt der Herzog am 1. und 3. November allein zurück nach Kirchheim, wo Katharina Bonafini zurückgeblieben war. Was dort geregelt wurde, erfuhr die Hofgesellschaft am 15. Dezember. Es heißt kurz: »Sie wurden in Hofen copuliert und retournierten dann nach Ludwigsburg zurück.«⁷

So heiratete Katharina Bonafini völlig überraschend den Rittmeister und Kammerherrn von Poeltzig. Damit hatte der Herzog eine durchaus übliche, elegante Lösung für seine Mätresse gefunden. Künstlerischen Ruhm erwarb sie sich später noch in Italien, Polen und St. Petersburg. Zuletzt wirkte sie in Modena, wo sie 1826 starb. Aus seinem privaten Leben verschwand sie damit. Auf der Theater-

bühne Carl Eugen konnte man sie noch kurze Zeit bewundern. Schloß Hohenheim, ausdrücklich ein Geschenk auf Widerruf, fiel von Katharina Bonafini an Herzog Carl Eugen zurück und wurde später zum beliebten Aufenthaltsort seiner langjährigen Mätresse und späteren Gattin Franziska von Hohenheim.

Nur wenige Jahre später hatte Carl Eugen mit Franziska eine Frau an seiner Seite, die in vielem ganz anders war als seine erste Frau Elisabeth Sophia Friederike. Doch auch die politischen Verhältnisse um Herzog Carl Eugen hatten sich verändert und Sturm und Drang des ehemals jugendlichen Liebhabers wurden wohl auch durch sein Alter gedämpft.

Anmerkungen

- 1 Jürgen Walter; Carl Eugen von Württemberg, Mühlacker, 1987.
- 2 Friedrich der Große und Wilhelmine: Briefe, Hrsg. von G. B. Volz, 2 Bde., Leipzig 1924/26.
- 3 Neues Württembergisches Dienerbuch, bearb. von Walter Pfeilsticker, Bd. 1, Stuttgart.
- 4 Gerhard Storz: Carl Eugen – der Fürst und das »alte gute Recht«, Stuttgart 1981.
- 5 Ein kleinstaatlicher Minister des 18. Jahrhunderts. Leben und Wirken des Friedrich August von Hardenberg, Leipzig 1877.
- 6 E. Vely: Herzog Karl von Württemberg und Franziska von Hohenheim, Stuttgart, 1876.
- 7 Freiherr Ernst von Ziegesar (Hrsg): Tagebuch des Herzoglich Württembergischen Generaladjutanten Freiherrn von Büwinghausen-Wallmerode über die »Land-Reisen« des Herzogs Carl Eugen von Württemberg in der Zeit von 1767 bis 1773.

Die Ludwigsburger Künstlerinnen

Ludovike Simanowiz und Regine Voßler – Musik und Malerei Ein Doppelporträt

von Gertrud Fiege

Bevor das von Ludovike Simanowiz geschaffene Doppelbildnis von Regine Voßler und Ludovike Simanowiz ins Zentrum der Betrachtung gerückt wird, möchte ich anhand anderer Gemälde den Entwicklungsgang der Malerin vom Kopieren über Variieren zur selbständigen Umgestaltung von Anregungen verfolgen. Gleichzeitig wird ihr Verhältnis zur Kunst von Philipp Friedrich Hetsch beleuchtet. Dabei zeigt sich, daß auch ein vergleichsweise einfaches Bild wie das Doppelporträt nicht voraussetzungslos ist.

Ludovike Simanowiz geb. Reichenbach (1759–1827) wurde in Schorndorf geboren, wuchs in Ludwigsburg auf und zog als junges Mädchen nach Stuttgart, um sich als Malerin ausbilden zu lassen. Das war für ein Mädchen, eine junge Frau, in ihrer Zeit ein ganz erstaunlicher Entschluß. Malerinnen, soweit es sie überhaupt gab, stammten zumeist aus Künstlerfamilien und wurden vom Vater ausgebildet. Ludovikes Vater aber war Feldscher, ihre Mutter eine Apothekertochter. Trotzdem besaß die Kunstschülerin die volle Unterstützung ihrer Familie, besonders die ihres Stuttgarter Onkels, des herzoglichen Leibarztes Johann Friedrich Reichenbach, bei dem sie in Stuttgart wohnte. Vermutlich war er es, der ihr die Wege ebnete zu dem herzoglichen Hofmaler und Professor an der Carlsschule Nicolas Guibal, bei dem sie privaten Unterricht erhielt. Akademien waren in jener Zeit für Frauen verschlossen, die Carlsschule als Militärschule erst recht.

1776 lebte Simanowiz wahrscheinlich bereits in Stuttgart¹, 1784 starb ihr Lehrer Guibal. Vom Anfang des Jahres 1787 an bis gegen Ende 1788 setzte sie ihre Studien in Paris bei dem Bildnismaler Antoine Vestier fort.² Zum üblichen Ausbildungsgang von Malerinnen und Malern gehörte es, Werke arrivierter Künstler zu kopieren. So kopierte sie auch mehrere – noch erhaltene – Gemälde ihres Pariser Lehrers.

Als Simanowiz spätestens 1789 wieder in Stuttgart eintraf³, war dort seit 1787 Philipp Friedrich Hetsch (1758–1838) Professor an der Carlsschule. Hetsch hatte 1781 bis mindestens 1783 als herzoglicher Stipendiat in Paris studiert, 1785–1787 in Rom. Obwohl Simanowiz nahezu gleichaltrig mit Hetsch war, fühlte sie sich ihm gegenüber offenbar als Lernende, denn sie kopierte sein um 1787/88 geschaffenes Porträt seiner Frau Christiane geb. Scholl.⁴

Das Gemälde von Simanowiz, das Christiane Hetsch zeigte, ist 1944 in Heilbronn verbrannt, erhalten ist nur ein altes Foto.⁵ Auf ihm ist zu erkennen, daß Simanowiz die Vorlage bis hin zu Falten des Vorhangs genau wiederholte. Nur dem Kopf der Dargestellten, der bei Hetsch fast gerade aufgerichtet ist, gab sie eine leichte Neigung und damit auch einen etwas anderen Ausdruck. Von den letzten Besitzern wurde in einem Verzeichnis Simanowiz' Kopie als Porträt einer Frau Münch aufgeführt, Frau eines deutschen Malers in Paris. Mit Münch könnte der

Maler Simon Frédéric Moench gemeint sein.⁶ Die Benennung »Frau Münch« geht auf Friederike Klaiber zurück⁷, bei der das Bild beschrieben ist: »Das aufgelöste Haar ist durch ein blaues Band hinten ganz leicht zusammengehalten. Der schöne weiße Hals ist sichtbar, die Brust bedeckt die zarte Hand, welche eine rothe Gardine vorzieht.« Jedoch muß bei Klaiber eine Verwechslung vorliegen, denn unzweifelhaft zeigt das Bild von Simanowiz dieselbe Person wie das von Hetsch, und diese Person kann nur Christiane Hetsch sein, wie ein Vergleich mit anderen Porträts vor ihr erweist.

Die Pose der Christiane – eine Hand vor der Brust, während die andere den Vorhang zieht – verwandte Simanowiz auch für ein Bildnis der Louise Elisabeth Josephine Beurnier geb. Rossel (1762–1840).⁸ Nur zieht Madame Beurnier mit der linken



*Philipp Friedrich Hetsch:
Christiane Hetsch
Öl auf Leinwand, 64,0 × 53,4 cm*



*Ludovike Simanowiz: Christiane Hetsch.
Altes Foto nach zerstörtem Original.
Das Original war ein Ölbild in Privat-Besitz*

Hand statt, wie Christiane Hetsch, mit der rechten den Vorhang vor die Brust. L. E. J. Beurnier lebte in Montbéliard, wo Simanowiz sie vermutlich bei einem Zwischenaufenthalt während ihrer Reise von Paris nach Stuttgart kennenlernte.⁹ Das Bildnis in der Haltung der Christiane kann sie aber erst gemalt haben, als sie das Vorbild in Stuttgart gesehen hatte. Ob sie das Beurnier-Porträt in Stuttgart aus der Erinnerung schuf, vielleicht unter Verwendung mitgebrachter Skizzen, oder ob Beurnier nach Stuttgart kam, um für das Bildnis zu sitzen, oder – das könnte die wahrscheinlichste Möglichkeit sein – ob Simanowiz noch einmal von Stuttgart nach Montbéliard zurückkehrte, um den Porträt-Auftrag auszuführen, ist eine offene Frage.

Das Verhüllen oder Nichtverhüllen einer unbedeckten Brust ist in der dem Rokoko noch nahestehenden Malerei kein ganz seltenes Motiv. Von Antoine Vestier gibt es ein um 1778 entstandenes Porträt seiner Frau, auf dem sie beide Hände vor die Brust hält. Doch das Spiel mit dem Vorhang, das so charakteristisch für die Christiane-Pose ist, fehlt bei Vestier.¹⁰ Sein Bild wurde wahrscheinlich 1785 verkauft. Hetsch kann es in Vestiers Atelier gesehen haben, Simanowiz nicht mehr.

Philipp Friedrich Hetsch datierte einige Jahre nach dem Bildnis seiner Frau seine »Allegorie auf Washington«: 1793.¹¹ Das Gemälde ist ein politisches Bekenntnis zur amerikanischen Revolution und damit eine indirekte Stellungnahme gegen die Entwicklung in Frankreich, mit dessen revolutionären Strömungen das deutsche Bürgertum anfänglich sympathisiert hatte. Ein Profilbildnis

Washingtons auf einer Staffelei, ein weiteres mit seinem Namenszug im Hintergrund, ferner ein Notenband, das ein für Washington wichtiges Datum trägt, machen das Gemälde zu einer Hommage an Washington. Doch zuerst und bildbeherrschend fallen zwei junge, idealisierte Frauen auf, die dicht nebeneinander auf einer Bank sitzen, auf rotem Sitzkissen mit Quasten an den Ecken. Die links sitzende Frau umfaßt mit ihrer linken Hand den rechten Arm der anderen, während sie mit der freien Hand ein langes, mit Noten beschriebenes Band hält. Die Noten an zentraler Stelle weisen sie als Personifikation der Musik aus. Die andere junge Frau, nahe der Staffelei, hält Pinsel und Palette in der linken Hand und wird damit als Personifikation der Malerei charakterisiert. Die Frauengestalten sind sozusagen säkularisierte Musen. Sie tragen hochgegrütete, Ende des 18. Jahrhunderts modische Kleider mit runden Ausschnitten. Das Kleid der »Malerei« weist geraffte Ärmel auf. Die »Musik«, im Dreiviertelporträt nach rechts



*Ludovike Simanowiz:
Louise Elisabeth Josephine Beurnier
Öl auf Leinwand, 47,8 × 39,3 cm*

gewandt, sieht mit unpersönlichem Ausdruck in eine Ferne außerhalb der Bildrealität. Die »Malerei« richtet ihren Blick nach links auf das Notenband.

Mit diesem Werk hat Hetsch eine doppelte Allegorie geschaffen, zum einen die der Schwesternkünste Musik und Malerei, zum andern die auf Washington bezogene politische. Er setzt Betrachter voraus, die die Botschaft »lesen« können und die intendierten Bedeutungen verstehen. Ausgerechnet durch dieses inhaltlich anspruchsvolle, intellektuell verschlüsselte Gemälde hat Simanowiz sich zu einem ihrer Werke inspirieren lassen. Nun aber, als selbständige und gereifte Künstlerin, kopierte sie nicht mehr, sondern verwandelte die Anregung zu etwas ganz Eigenem und sehr Persönlichem.

Die Lebenssituation von Simanowiz Mitte der 90er Jahre des 18. Jahrhunderts ist kurz zu skizzieren: Am 31. Mai 1791 hatte sie den Leutnant Franz Simanowiz geheiratet, den sie seit ihrem 17. Lebensjahr liebte. Gemeinsamer Wohnsitz des Paares war Ludwigsburg, doch der Leutnant wurde in des Herzogs Kriegen an die Landesgrenzen geschickt und Ludovike fuhr zu einem zweiten Aufenthalt nach Paris. Wegen der eskalierenden revolutionären Ereignisse kam sie auf Umwegen zurück und war spätestens 1793 wieder in Ludwigsburg.¹² Dort lebte sie mit ihrem



*Philipp Friedrich Hetsch: Allegorie auf Washington, 1793
Öl auf Leinwand, 109,0 × 88,0 cm*

Mann bis 1798 und schuf ihre heute noch bekanntesten Werke, die Porträts von Schillers Eltern, die Bildnisse von Friedrich und Charlotte Schiller, ferner einige andere Porträts, auch solche, die heute verschollen sind und deren Existenz nur literarisch überliefert ist. Glücklicherweise erhalten ist ein Bild¹³, in dem sie noch einmal eine Anregung von Hetsch aufnahm, aber völlig veränderte: Auf die Bank mit rotem Sitzkissen, dessen Ecken mit Quasten verziert sind – aus der »Allegorie auf Washington« –, setzte sie zwei aus dem Leben gegriffene Personen, nämlich

sich selber und ihre Ludwigsburger Freundin Regine Voßler. Sie rückt beide Gestalten eng nebeneinander, wie Hetsch die Musen, verschränkt nicht die Arme, aber läßt Voßlers Hände zu sich herübergreifen, während sie, Ludovike, in lebhaftem Redegestus mit der Freundin spricht, etwas schulmeisterlich vielleicht, wie häufig auch ihre Briefe an Voßler klingen. Beide Frauen tragen modische, hochgegürtete Kleider mit runden Ausschnitten, das der Simanowiz weist geraffte Ärmel auf. Voßlers Gesicht ist wie das der »Musik« bei Hetsch im Dreiviertelporträt nach rechts gedreht, nur hat Simanowiz dem Kopf, anders als Hetsch, eine leichte



*Ludovike Simanowiz: Doppelporträt von Regine Voßler und Ludovike Simanowiz
Öl auf Leinwand, 48,0 × 57,0 cm*

Neigung gegeben. Auch den Kopf von Christiane Hetsch hatte sie ja stärker geneigt als Hetsch auf seinem Bild. Voßler schaut nicht wie die »Musik« bei Hetsch in weite Ferne, sondern sie sieht ihre Freundin an und hört ihr zu, mit geneigtem Kopf. Simanowiz ist ins Profil gerückt und ähnelt einer wohl früher zu datierenden Zeichnung von sich selber.¹⁴

Aus der Allegorie von Musik und Malerei des Professors Hetsch hat Simanowiz das lebensvolle Doppelporträt zweier Vertreterinnen dieser Künste geschaffen, denn nicht nur, daß Simanowiz Malerin war, Regine Voßler war Musikerin, eine in ihrem Umkreis bekannte Pianistin. Auf Attribute der Künste konnte auf dem Bild

verzichtet werden, weil es in privatem Umkreis blieb. Man kannte Musikerin und Malerin. Schon vor der Entstehungszeit dieses Bildes hatte der 1791 verstorbene Christian Friedrich Daniel Schubart in seinem Gedicht »Die zwei Schwesterseelen« die Kunstausbübung der beiden Frauen angesprochen:

»Schön ist Ludovika's Seele,
Der Zauberin mit Farben;
Schön ist Regina's Seele,
Der Zauberin mit Tönen;
[. . .]«¹⁵

Schubart war Regine Voßlers Klavierlehrer gewesen, vermutlich bereits, als er noch in Freiheit in Ludwigsburg lebte, dann als Gefangener auf dem Hohen Asperg, nachdem er Haftverlängerung erhalten hatte. Regines Besuche müssen für den Inhaftierten wie Lichtstrahlen in Dunkelheit gewesen sein. Sie beflügelten ihn zu einer Reihe von Gedichten, in denen er die junge Frau unter ihrem richtigen Vornamen oder dem Namen »Seraphine« besang.

Johann Georg Meusel nannte in seinem 1788 veröffentlichten »Museum für Künstler und für Kunstliebhaber«¹⁶ im Kapitel »Junge Ton-Künstler unserer Zeit« auch Regine Voßler: »Demoiselle Voßlerin zu Ludwigsburg, eine Schülerin Schubarts, gehört seit ihrem zwölften Jahr zur Classe der Virtuosen! sie spielt das Clavier mit ausserordentlicher Fertigkeit und Richtigkeit im Vortrage. Als Kind erhielt sie schon von der Hoheit zu Mümpelgard, die sie nach Hochberg holen ließ, eine goldne Uhr für ihr Spiel.«

Demnach war sie, was wir heute eine frühe Begabung oder gar ein Wunderkind nennen. Geboren war sie 1767 auf dem Hohen Asperg, wo, nach Klaiber¹⁷, ihr Vater als Hauptmann in Garnison lag. Doch soll sie in Wirklichkeit die uneheliche Tochter des Generals Bilfinger, damals Festungskommandant auf dem Hohen Asperg, gewesen sein. Der adoptierte sie und nahm sie zu sich, als der Hauptmann starb. Die Mutter mußte sich verpflichten, ihm ganz die Erziehung zu überlassen. Bei ihm wuchs sie auf ohne weibliche Bezugsperson und ohne Anleitung zu sogenannten weiblichen Arbeiten, auch ohne christliche Unterweisung. Statt dessen erhielt sie eine umfassende geistige Bildung, die das Studium der antiken Klassiker ebenso umfaßte wie Naturkunde.¹⁸

Regine und Ludovike lernten sich vermutlich in Ludwigsburg kennen, bevor Ludovike ihre Ausbildung in Stuttgart begann. Sie blieben in lebenslanger Verbindung, über weite Zeiträume nur brieflich. Klaiber hat in ihrem Text und im Anhang ihres Buches eine Reihe der Briefe abgedruckt. Klaiber berichtet auch von einer Liebesgeschichte Regines, die ein sonderbares Ende nahm: Regine glitschte bei einer Landpartie aus und holte sich schmutzige Füße. Da entfuhr dem Herrn, den sie eigentlich heiraten wollte, ein Fluch – und das war für Regine Veranlassung, sich von ihm zu trennen.¹⁹ Dieser Vorgang erinnert merkwürdig an Hebe, die Göttin ewiger Jugend, die ihr Amt als Mundschenkin der Götter verlor, als sie bei einem Sturz ihre Grazie eingebüßt hatte.²⁰ Regine Voßler mit ihrer klassischen Bildung dürfte diese Sage gekannt haben. Ob sie eine Verbindung zog und meinte, als Gestürzte fluchwürdig zu sein? Nach Auflösung des Verlöbnisses verbrachte Regine einige Zeit in Stuttgart, wo damals Ludovike lebte, die als die lebensstüchtigere der beiden Freundinnen die Rolle der Beraterin und Trösterin übernahm.



*Ludovike Simanowiz: Selbstbildnis
Tuschpinselzeichnung auf Papier, 12,7 × 12,3 cm (Blattgröße)*

Später versagte sich Voßler noch einmal einem Mann, der um sie warb, nach Johann Gottfried Pahl (1768–1839)²¹, weil sie inzwischen verarmt war: »Fräulein Vosseler, ausgezeichnet an allgemeiner Bildung, theils durch sorgfältige Erziehung, theils durch Lectüre und eigene Versuche im Componieren erworben, war eine viel bewunderte Meisterin auf dem Clavier, das sie mit zartem Gefühl, feinem Geschmack und ausserordentlicher Kunstfertigkeit zu behandeln wußte; ein eigenthümliches Interesse aber gab ihr ihr tragisches Schicksal, und die edle Art, mit der sie es ertrug. Sie war nämlich eine natürliche Tochter des Generals von Bil-

finger, Gouverneurs der Feste Hohentwiel [dorthin wurde er später vom Asperg versetzt, G. F.], aber von ihm adoptirt, und zur Erbin seines ansehnlichen Vermögens eingesetzt. Durch dieß Verhältniß ward sie einheimisch in den höhern Circeln der Gesellschaft; ihre Persönlichkeit und die Sorge des Vaters – den sie ihren Pathen nannte, eröffneten ihr die heitersten Aussichten in die Zukunft.« Nach der Versetzung vom Hohen Asperg auf den Hohentwiel lieferte Bilfinger im Jahr 1800 einer, wie er meinte, Übermacht französischer Truppen die Festung kampflos aus. Unehrenhafte Entlassung und Konfiskation seines Vermögens waren die Folgen. Nun sorgte Regine Voßler finanziell für ihren Paten und für sich selber, zunächst durch weibliche Arbeiten, die sie demnach doch noch erlernt hatte, dann durch Erteilen von Klavierunterricht. Der alte Bilfinger fand allgemeines Mitleid. »Auf dasselbe Mitleiden«, so Pahl, »hatte seine Tochter ein noch größeres Recht, da mit seinem Falle das ganze Lebensglück der Schuldlosen mit allen ihren Hoffnungen zerstört wurde, und zugleich ein inniges Band der Liebe, das sie mit einem trefflichen jungen Manne verknüpft hatte, zerriß.«

Damit ist auf eine spätere Zeit vorgegriffen. Simanowiz' Doppelporträt von Musikerin und Malerin entstand etwa Mitte der 1790er Jahre, als sowohl Regine Voßler wie das Ehepaar Simanowiz in Ludwigsburg lebten. Nach der zweiten Studienreise nach Paris war Ludovike Simanowiz ihrer eigenen Möglichkeiten und Fähigkeiten sicher geworden. Deshalb konnte sie die geistreich befrachtete »Allegorie auf Washington« (und Allegorie auf Musik und Malerei) ihres männlichen Kollegen – augenzwinkernd? – umfunktionieren zu einer heiter-liebenswürdigen Darstellung ihrer eigenen Existenz und der ihrer Freundin. Individuen verdrängten allegorische Figuren, die Bedeutung von Musik und Malerei schwang unausgesprochen mit und brauchte nicht durch Attribute betont zu werden. Wesensmäßige Unterschiede zwischen den beiden Frauen werden sichtbar, aber auch ihr freundschaftliches Miteinander, das sich vor allem formal ausdrückt in der durch Arme und Köpfe beschriebenen Kreisform, die in der Waagerechten durch die Gürtel, senkrecht durch Ludovikes rechten Arm gegliedert wird. Auch die Farben hat die Malerin zur Charakterisierung der Personen eingesetzt: Sie selber kleidete sie mit Weiß, Gelb und Hellviolett in die aktiveren Farbtöne, während das Olivgrün der Musikerin mit dem Rot des Sitzkissens einen zurückhaltend-warmen, betont harmonischen Klang erzeugt.

Nach Kläiber gab es ein heute verschollenes, unterlebensgroßes Porträt, auf dem Simanowiz noch einmal Regine Voßler und nun allein gemalt hatte. Auf dem Bild war sie »ganz einfach in graues Gewand und weißes Halstuch gekleidet. Die Stirne ist etwas nieder, aber drunter große dunkelbraune Augen. Sie könnte schön seyn, aber sie will es nicht. Die Bogen sind ängstlich hinaufgezogen, um den Mund lagert sich Bitterkeit. Was Wunder! Trägt sie doch wie jeder Mensch ihr Schicksal ins Gesicht geschrieben.«²² Möglicherweise stammte dieses Porträt aus späterer Zeit, als Regine durch das Unglück Bilfingers mitbetroffen war.

Justinus Kerner schrieb über Regine Voßler in seinem »Bilderbuch aus meiner Knabenzeit«²³: »Sie lebte in Ludwigsburg, hatte früher und später oft unser Haus besucht und gehörte zu den merkwürdigen Personen dieser Stadt von damals. An Geist und Wissen reich, hatte sie sich auch noch die Kunst des Klavierspielens auf eine musterhafte Weise angeeignet, sie gehörte zu den besten Klavierspielerinnen damaliger Zeit durch zartes Gefühl, feinen Geschmack und außerordentliche Kunstfertigkeit.« Auf ihr trauriges Geschick ging auch Kerner ein: »Was sie am

meisten ehrte, war, daß sie das Unglück, das nun über ihren armen Pflegevater hereinbrach, mit Standhaftigkeit und Ergebung ertrug. Sie verlor Alles, selbst das ihr so theure Saiteninstrument, einen kostbaren Flügel; denn auch dieser wurde confiscirt. Von hohem Wohlstande war sie zur Bettlerin geworden.«

Regine Voßler war mit Bilfinger auf den Hohentwiel gezogen und lebte nach seiner Amtsenthebung zunächst bei Freunden, dann allein in Tuttlingen, Tübingen, Stuttgart und wieder in Ludwigsburg, von wo sie in den 1810er Jahren endgültig nach Stuttgart übersiedelte. Als Ludovikes Mann am 14. Juni 1827 gestorben war, besuchte Ludovike die Freundin für einige gemeinsame Tage in Stuttgart.²⁴ Es war Ludovikes letzte Reise: Am 2. September 1827 starb sie in Ludwigsburg.

Von der Stuttgarter Scherenschneiderin Luise Duttenhofer (1776–1829) hat sich ein Scherenschnitt erhalten mit Beischrift von fremder Hand: »Eberhardt Waech-



*Luise Duttenhofer: Eberhard Wächter und Regine Voßler
Schwarzer Scherenschnitt auf weißem Papier, 9,0 cm (Höhe des Schnittes)*

ter, Maler.« und »Fräulein Vossler.« Den Maler Eberhard Wächter kannte auch Ludovike Simanowiz. In Paris hatte sie ihn gemalt²⁵, danach stand sie mit ihm in Briefwechsel.²⁶ Auf Duttenhofers Scherenschnitt führen Regine Voßler und Eberhard Wächter um ein Grab mit Grabkreuz einen grotesken Tanz auf. Ob sie sich über begrabene Hoffnungen künstlerischer oder persönlicher Art trösten – oder worin auch immer der Sinn dieser Szene liegen mag, jedenfalls sind auch in diesem geschnittenen Bildchen Musik und Malerei durch zwei Personen, die diese Kunstgattungen vertreten, zueinander in Beziehung gesetzt.

Anmerkungen

- 1 Fiege, Gertrud: Ludovike Simanowiz. Eine schwäbische Malerin zwischen Revolution und Restauration, *Marbacher Magazin* 57, 1991 (im folgenden zit.: *Marb. Mag.*), S. 10.
- 2 *Marb. Mag.*, S. 11.
- 3 *Marb. Mag.*, S. 12. In: Ludwigsburger Frauen von B–Z, hrsg. von der Frauenakademie der Schiller-Volkshochschule Kreis Ludwigsburg, Ludwigsburg 1996, S. 42, heißt es, Simanowiz sei »1787 für drei Jahre alleine in Paris« gewesen. Das ist unzutreffend.
- 4 Schwäbischer Klassizismus zwischen Ideal und Wirklichkeit, Katalog hrsg. von Christian von Holst, Stuttgart 1993, S. 164–165. Beschreibung und Kommentierung des Gemäldes von Hetsch von Herbert Eichhorn. – Daß umgekehrt Hetsch das Porträt seiner Frau nach einer Arbeit von Simanowiz kopiert haben könnte, ist nicht anzunehmen.
- 5 Den Hinweis auf das alte Foto und die Ähnlichkeit des Simanowiz-Bildes mit dem von Hetsch verdanke ich Lore Frech, desgleichen die Kenntnis des alten Besitzverzeichnisses. Auch an dieser Stelle möchte ich Lore Frech meinen herzlichsten Dank sagen!
- 6 *Marb. Mag.*, S. 26.
- 7 [Friederike Klaiber]: Ludovike. Ein Lebensbild für christliche Mütter und Töchter von der Herausgeberin des Christbaums, 2. Ausg. 1850 (im folgenden zitiert: Klaiber), S. 312. Friederike Klaiber geb. Hellwag war eine Pfarrerstochter aus Ludwigsburg-Obweil und hat sowohl Ludovike Simanowiz wie Regine Voßler gekannt.
- 8 Auch mit diesem Bild machte mich freundlicherweise Lore Frech bekannt.
- 9 Über den Aufenthalt in Montbéliard s. Klaiber, S. 25 und 27, und *Marb. Mag.*, S. 26–27 (Brief von Boigeol). – Montbéliard, deutsch Mömpelgard oder Mümpelgard, kam im 14. Jh. durch Heirat an das Haus Württemberg, 1801 wieder an Frankreich. 1786 hatte Herzog Friedrich Eugen, der Bruder von Herzog Carl Eugen, durch Vergleich mit Carl Eugen die Regierung über Montbéliard und die damit verbundenen Gebiete erlangt. Er lebte dort mit seiner zahlreichen Familie bereits seit den 1760er Jahren. Nach Klaiber erhielt Simanowiz den Auftrag, Mitglieder der herzoglichen Familie zu malen. Bekannt ist über diese möglichen Porträts nichts.
- 10 Passez, Anne-Marie; Antoine Vestier, Paris 1989, S. 122–123.
- 11 Schwäbischer Klassizismus, a. a. O., S. 201–202. Ausführliche und überzeugende Beschreibung und Interpretation von Herbert Eichhorn, die ich dankbar übernehme.
- 12 *Marb. Mag.*, S. 13 und 41.
- 13 Privat-Besitz. – In »... ihr werten Frauenzimmer, auf!«, Bremen 1993, S. 95–97, hat Bettina Baumgärtel die beiden Personen verwechselt – Regine für Ludovike gehalten, Ludovike für Regine – und zwangsläufig aus der Verwechslung falsche Schlüsse gezogen. Außerdem legt sie den Gedanken nahe, daß es sich bei der Freundschaft zwischen den beiden Frauen um ein lesbisches Verhältnis gehandelt habe. Doch faktisch spricht dafür nichts. Die Hand Regines auf Ludovikes Schenkel und das überschwengliche Gedicht Schubarts mögen sie darauf gebracht haben, aber das heißt, Maßstäbe des 20. Jh. an den zwischen Empfindsamkeit und Romantik lebendigen Freundschaftskult zu legen.
- 14 Tuschpinselzeichnung, Schiller-Nationalmuseum/Deutsches Literaturarchiv.
- 15 Christian Friedrich Daniel Schubart's gesammelte Schriften. Sämtliche Gedichte, 2. Bd., Stuttgart 1839, S. 225–226. Abdruck auch in: *Marb. Mag.*, S. 37–38.
- 16 Meusel, Johann Georg: Museum für Künstler und für Kunstliebhaber oder Fortsetzung der Miscellaneen artistischen Inhalts, Mannheim 1788, S. 29. Den Hinweis auf diese Stelle verdanke ich Winfried Feifel.
- 17 Klaiber, S. 352.
- 18 Fischer, Erhard: Die Malerin Ludovike Simanowiz. In: *Heimatblätter. Jahrbuch für Schorndorf und Umgebung*, 1985, H. 3, S. 181.
- 19 Klaiber, S. 363–368.
- 20 Moritz, Karl Philipp: *Götterlehre oder Mythologische Dichtung der Alten*, Reprint: Leipzig 1966 nach der Ausgabe von 1795, S. 246–247.
- 21 Pahl, Johann Gottfried: *Denkwürdigkeiten aus meinem Leben und aus meiner Zeit. Nach dem Tode des Verfassers* hrsg. von dessen Sohn Wilhelm Pahl, Tübingen 1840, S. 394–396.

- 22 Klaiber, S. 314.
- 23 Kerner, Justinus: Das Bilderbuch aus meiner Knabenzeit, 1849, S. 345.
- 24 Klaiber, S. 348–350. Ein spezielles Kapitel über Regine Voßler s. S. 352 ff.
- 25 Öl auf Leinwand, Staatsgalerie Stuttgart; Vorzeichnung im Schiller-Nationalmuseum/
Deutsches Literaturarchiv.
- 26 Klaiber, S. 29–31.

Drei schwarze Adler auf Porzellan

Zur Tätigkeit des Ludwigsburger Porzellanmalers und Vergolders
Johann Anton Tronner

von Hans Dieter Flach

Drei uniformierte hohe Herren, drei Monarchen, eine solche Darstellung auf einem vergoldeten Porzellanstück muß einen besonderen Anlaß haben. Denn üblicherweise sind solche Teile nur einer Persönlichkeit oder einem Paar zur Erinnerung und Ehre gewidmet, meist mit regionalem Bezug zur herstellenden Manufaktur (*Abb. 1*). Die auf der zugehörigen Untertasse aufgeführten Namen bekannter Schlachten geben einen ersten Hinweis zu ihrem Thema und auf die Zeit ihrer Entstehung.

Österreich, Rußland und Preußen waren Anfang des 19. Jh. die bedeutenden europäischen Kontinentalmächte, die dem französischen Kaiser Napoleon militärisch entgegentraten. Dessen Hauptverbündete wurden von ihnen sarkastisch als »Zaunkönige« abgetan, so die Könige von Bayern und Württemberg mit ihren erst 1806 und obendrein von Napoleons Gnaden erhaltenen Königstiteln. Die drei Zentralmächte aber trugen in ihren Staats- oder Herrscherwappen einen – teilweise doppelköpfigen – schwarzen Adler, nach denen sie selbst diesen Ehrennamen erhielten:

Franz I., seit 1804 Kaiser von Österreich, als Franz II. seit 1792 letzter Kaiser des Römischen Reiches Deutscher Nation, welcher Funktion er 1806 aufgrund Napoleons Ultimatum entsagen mußte (*Abb. 2*); in erster Ehe war er verheiratet mit Elisabetha Wilhelmina Louisa von Württemberg (1767–90), einer Tochter von Herzog Friedrich Eugen;

Alexander I., seit 1801 Zar von Rußland, Sohn der württembergischen Prinzessin Sophia Dorothea Augusta Louisa, als nachmalige Maria Feodorowna zweite Frau des Zars Paul I.; er kämpfte um seine Vormachtstellung in Europa und um räumliche Ausdehnung (»Kongreßpolen«) (*Abb. 3*);

Friedrich Wilhelm III., seit 1797 König von Preußen, bewegte sich zunächst sehr zögerlich zwischen den Fronten, begründete dann jedoch in seinem »Aufruf an mein Volk« die Geburtsstunde der russisch-preußischen Freundschaft (*Abb. 4*).

Ihre Rangfolge in Malers Sicht dokumentiert die Bildanordnung auf der Tasse: von der Schauseite, gegenüber dem Henkel, blickt Franz gerade auf den Betrachter. Seine Partner schauen von beiden Seiten zu ihm hin, Friedrich Wilhelm von rechts und Alexander von links. Zwischen ihnen liegen in Gold feine Gravuren von Siegeskränzen und Siegesäulen. Die Monarchen sind nicht nur auf der äußeren Tasse in Braunmalerei porträtiert und zur Verfeinerung überradiert; ihre Namen zieren in Goldgravuren zusätzlich die Untertasse in einem Kreis um die Spiegelmitte (*Abb. 5*), was Gemeinsamkeit und Einigkeit andeutet.

Die Orden der Monarchen entsprechen nur teilweise tatsächlich existierenden. Am sichersten zu bestimmen ist der Orden von Friedrich Wilhelm. Er trägt den



Abb. 1: Drei-Monarchen-Tasse mit Schlachtenamen aus den Befreiungskriegen. Sepiamalereien und Goldradierungen, Ludwigsburger Porzellan 1815

preußischen Orden des Schwarzen Adlers. Aber auch hier läßt die Genauigkeit zu wünschen übrig, weil der Adler (von vorne gesehen) nach rechts blicken müßte. In Rußland gab es nur einen weißen Adlerorden, dessen Bruststern jedoch keinen Adler, sondern ein Kreuz darbot. Lediglich den russischen Andreasorden zierte ein Adler in Schwarz, allerdings ein doppelköpfiger. Franz trägt um den Hals den Orden des Goldenen Vlieses. Der obere Stern bei ihm ist wohl der Maria-Theresia-Orden, der untere anscheinend der Leopoldsorden, der 1808 durch Franz selbst gestiftet worden war. Der mittlere Bruststern ist eine Phantasieerfindung des Malers; die Vermutung liegt nahe, daß das kopfstehende T eine versteckte Malersignatur ist (Abb. 6).

Die Untertasse verherrlicht die drei Souveräne neben ihrer Namensnennung noch auf andere Weise: auf der in gerader Fläche aufsteigenden Fahne sind in sechs in der Form von Kreissegmentstümpfen gezeigten Sepiafeldern pyramidenartige Monumente vor gemauertem Hintergrund nebeneinander in Kreisanordnung gereiht. Sie tragen unter einem weißen, fünfzackigen Stern jeweils den Namen eines Schlachtenorts des Herbstfeldzugs 1813 und des anschließenden Frühlingfeldzugs 1814 der Alliierten gegen Napoleon: Kulm, Großbe(e)ren, Leipzig, Hanau, Brienne und Paris. Zwischen ihnen jeweils, wie bei den Herrscherporträts, Goldgravuren aus Siegeskränzen und -säulen. Weder sind die Kriterien der Auswahl der Orte ersichtlich, noch kann für die Reihenfolge ihrer Anbringung ein System erkannt werden. Erst wenn man Großbeeren und Kulm gegenseitig vertauscht, würde sich eine chronologische Anordnung ergeben. Doch das Interessante: Aus ihrem jeweiligen Schlachtenablauf und -ausgang ist für Württemberg,



*Oben links:
Abb. 2: Franz I. von Österreich,
deutscher Kaiser bis 1806,
österreichischer Kaiser*

*Oben rechts:
Abb. 3: Alexander I.,
Zar von Rußland*

*Unten links:
Abb. 4: Friedrich Wilhelm III.,
König von Preußen*



Abb. 5: Monarchennamen in Goldradierungen im Spiegel der Untertasse, Original in Kreisform



Abb. 6: Mittlerer Orden auf der Uniform von Franz I., gegenüber dem Original kopfstehend

das Herkunftsland der Tasse, kaum Ehre abzuleiten: in den Kämpfen auf deutschem Boden außer Hanau (3 der 6 Orte) standen die Württemberger auf französischer Seite und verließen damit die genannten Schlachtfelder als Verlierer, hatten in Hanau nach ihrem Seitenwechsel wegen verspätetem Eintreffen nicht mehr ins Schlachtgetümmel eingreifen können.

Lediglich einzelne Württemberger konnten sich in den Kämpfen dieser Periode Meriten verdienen. So hatte sich Prinz Eugen von Württemberg, ein Neffe des regierenden Königs Friedrich I., geboren am 8. Januar 1788, in den Gefechten und Schlachten vor Leipzig, auf der Seite der Alliierten russische Korps kommandierend, häufig ausgezeichnet. Der Kommandeur des württembergischen Korps, General Nomann-Ehrenfels, hingegen war am ersten Tag der Völkerschlacht mit seinen Reitern, um totale Aufreibung zu vermeiden, gemäß Befehl seines Königs für derartige Notlagen zu den Alliierten übergegangen, ohne von diesen oder gar später von seinem König hierfür Anerkennung zu finden: er wurde nach der Heimkehr aus württembergischen Landen verbannt und mußte im Ausland sein Brot verdienen. Erst in den Schlachten des Feldzugs 1814 auf französischem Boden erfährt Prinz Adam von Württemberg mehrfach lobende Erwähnung und General und Feldzeugmeister Graf Franquemont, ein natürlicher Sohn Herzog Carl Eugens, hatte sich, jetzt auf der Alliiertenseite seinem Kronprinz Friedrich Wilhelm als kommandierendem General des IV. Armeekorps unterstellt, einige große Erfolge erkämpft, von denen die Untertasse jedoch nur – eine wohl mehr zufällige Übereinstimmung – Brienne erwähnt.

Was geschah in den genannten Schlachten im wesentlichen?¹

Großbeeren vor Berlin bot die erste Chance, den Franzosen den Einmarsch in Berlin zu verwehren. Das Nordheer der Verbündeten unter dem Oberbefehl von Kronprinz Karl Johann von Schweden, besser bekannt als Bernadotte, und der Leitung von General Bülow schlug am 23. August 1813 Marschall Oudinot klar.

Kulm verdeutlichte am 29./30. August 1813 treffend die deutsche Situation: zwei deutsche Prinzen standen sich gegenüber: Prinz Reuß unter Vandamme (seit 12. 6. 1807 Träger des Großkreuzes des Kgl. Württ. Verdienstordens) und Eugen von Württemberg, ersterer für Frankreich, letzterer für Rußland kämpfend. Reuß fiel, Prinz Eugen obsiegte, allerdings mit schweren Verlusten von 16 000 Mann.

Leipzig, als Völkerschlachtort allgemein bekannt, war am 16.–19. Oktober 1813 die Entscheidungsschlacht der auf beiden Seiten vereinigten Heere (450 000 Mann, damit soviel wie die seinerzeitige gesamte Einwohnerschaft Württembergs!). Die württembergische Division beteiligte sich zwar an der Schlacht, hatte jedoch nur wenig Feindberührung. Schwarzenberg besiegte Napoleon, der in schnellem Rückzug heimatlichen Boden suchte. Bei diesem Rückzug waren die Württemberger der französischen Armee zunächst sehr behilflich. Am 23. Oktober erreichte Graf Franquemont in der Nähe von Gotha der Befehl seines Königs, in die Heimat zurückzukehren, die er Ende des Monats mit noch 1200 Mann erreichte. Dies erst war ein erstes Zeichen des Abfalls Württembergs von Napoleon.

Hanau war der Ort, wo General Wrede am 30./31. Oktober 1813 mit Bayern und Österreichern das Corps des Generals Marmont einholte, wegen strategischer Fehler aber die weitere Flucht der Franzosen über den Rhein nicht verhindern konnte. Während Bayern bereits am 8. Oktober die Front gewechselt hatte, stie-

ßen die Württemberger (und die Badener) erst jetzt zu den alliierten Truppen, die sie in Teilen unter Walsleben bei Aschaffenburg an dem Tage erreichten, an dem bei Hanau gerade die letzte Schlacht auf deutschem Boden geschlagen wurde. Der Wechsel geschah, obwohl so spät, noch unter Druck des Generals Wrede, der mit einer beachtlichen Macht vor den württembergischen Landesgrenzen stand und auf schnelle Entscheidung drang. Das württembergische Armeekorps war dann so schnell zusammengestellt worden, daß die eingezogenen Landregimenter nicht einmal hatten uniformiert werden können, sondern nur eine gelbe Armbinde mit Bataillonsnamen sie als Württemberger kenntlich machte. Nach Hanau zogen die Württemberger ins südliche Baden und vereinigten sich am Heiligen Abend 1813 in Offenburg mit dem Franquemontschen Korps zum Einmarsch nach Frankreich.

Brienne wurde bald nach Überschreiten des Rheines Hauptquartier der Alliierten. Südlich bei La Rothière schlug Blücher bei der ersten größeren Schlacht auf französischem Boden am 1. Februar 1814 das französische Heer vernichtend.

Nach wochenlangem zögerlichem Verhalten, verursacht insbesondere durch die Rücksichtnahme von Napoleons Schwiegervater Franz und verbunden mit großzügigen Friedensangeboten mit Landgewinnen(!) für Bonaparte, demzufolge halbherzig geführten Gefechten, bei denen sich allerdings der württembergische Kronprinz als Kommandant eines Korps der »Armee Deutschlands« mehrfach verdient machte, war es letztlich Alexanders Verdienst, energischer auf Taten hinzuwirken. So fanden vereinzelt auch größere Schlachten (Laon, Arcis sur Aube) statt, die wechselseitig zu Erfolgen führten. Dies war die Zeit, in der die Württemberger erstmals in den Freiheitskriegen, gleich auf welcher Seite kämpfend, keinem fremden Befehlshaber unterstellt waren – was beim König immer wieder zu großer Verärgerung geführt hatte. Zwar hatte Fürst Schwarzenberg Mitte Oktober 1813 erwogen, die Württemberger dem Prinzen Eugen zu unterstellen, durch einen Stimmungswechsel war die Überlegung jedoch wieder verworfen worden. Vielleicht hatte Zar Alexander sich wieder gegen Eugen entschieden, für den er sich, trotz Fürsprache von dessen Tante/seiner Frau, Maria Feodorowna, nicht erwärmen konnte.

Paris wurde am 31. März 1814 erstürmt, bevor Napoleon in Eilmärschen dem Feind in den Rücken fallen konnte. Von den Württembergern beteiligte sich das 5. Infanterie-Regiment an dem triumphalen Einzug, dem konsequenterweise Kaiser Franz fernblieb.

Bringt die Tasse noch weitere Informationen? Ihre Standfläche auf der Untertasse, der Bereich zwischen dem Namensring und der Kehlung, ist nicht glanzpoliert und vielfach mit sehr kleinen Schrift- und Zeichengravuren übersät, die allerdings durch starke Gebrauchsspuren im empfindlichen Gold, verursacht vorwiegend durch den rauhen Fußring der Tasse, kaum zu entziffern sind. Sicher lesbar sind zwei wichtige Daten.

Ein Datum geht aus von dem auf der Fahne gemalten »Leipzig« und zeigt das Datum des Siegestages: **19. October 1813**. Es ist tief und trotz der kleinen Maße sauber eingraviert (*Abb. 7*).

Ein zweites zeigt zum Schriftzug »Paris« und dokumentiert den Tag des siegreichen Einzuges, **31. März 1814**, ebenfalls in Gold graviert, jedoch zusätzlich in Purpur ausgemalt (*Abb. 8*).

Sicher ist demnach, daß die Tasse nach dem siegreichen Feldzug 1814 gegen Napoleon entstanden sein muß. Da beide Teile auf ihrem Boden in Gold *auf* Gla-



Abb. 7: Goldradierung im Spiegel der Untertasse vor Leipzig, Originallänge 12 mm

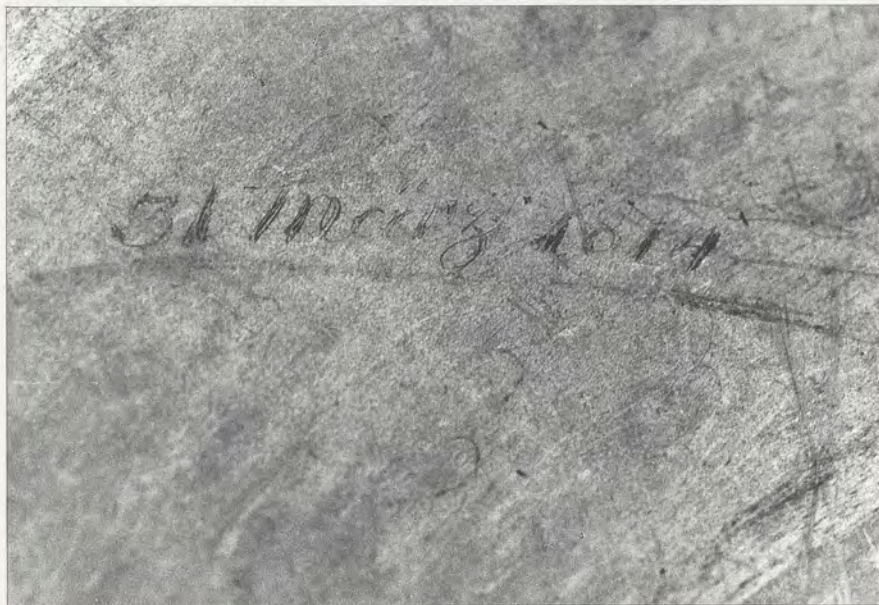


Abb. 8: Desgleichen vor Paris, Originallänge 11 mm

sur, wie es in dieser Zeit in der Ludwigsburger Manufaktur üblich war, die Manufakturmarke FR in Ligaturen unter der Königskrone für Fridericus Rex tragen (Abb. 9), muß sie andererseits vor dem Tode Friedrichs I. am 30. Oktober 1816 die Malerwerkstatt verlassen haben.

Was aber nun trieb einen Künstler oder eine Manufaktur dieser Zeit dazu, unter den aufgeführten Umständen ein solches Produkt mit eindeutig nicht-württembergischen Bezugspunkten zu erstellen und auf den Markt zu bringen? Es kann nur angenommen werden, daß sie im Verklärungswahn der Heiligen Allianz entstand, bei der sich die drei auf der Tasse verherrlichten Herrscher, Katholizismus, Protestantismus und Orthodoxie vertretend, am 24./26. September 1815 zu dauerndem Frieden und gegenseitiger Unterstützung verpflichteten. Dies war ein großer Erfolg Metternichs, der die Hegemoniebestrebungen Alexanders neutralisierte. So malte man in dieser Zeit auch keine Landschaften mehr, sondern »vaterländische Prospekte«. Dieser Schluß macht es verständlich, daß kein direkter Bezug zur speziellen württembergischen Geschichte gefunden werden kann, die Anlaß zur Erstellung der Tasse hätte sein können.

Anscheinend war die Tasse trotz dieser die Zeitumstände nutzenden günstigen Voraussetzungen nicht abzusetzen. Denn im Juli 1823 wird sie unter der Nummer 556 und der Bezeichnung »mit Namen der Feldherren« von der Niederlassung Stuttgart mit dem Wertansatz von 8 Gulden an die Porzellanfabrik zurückgegeben.²

Der Maler der Tasse ist Johann Anton Tronner; er wurde am 13. Dezember 1789 als Sohn eines Kaiserlichen Kommissars in Regensburg geboren und am folgenden Tag in St. Rupert getauft.³ Seit 1813 war er bei der Ludwigsburger Manufaktur angestellt. Nach seiner Heirat am 20. August 1815 in Ludwigsburg wurden ihm bis 1824 sechs Kinder getauft. Nach der Schließung der Manufaktur 1824 war er in Stuttgart als Hausmaler tätig, malte also weiter vorwiegend auf Porzellan. Zu seinem Lebenslauf zeigt die Zusammenstellung im Anhang weitere Einzeldaten und Ereignisse. Johann Anton ist nicht zu verwechseln mit seinem jüngeren Bruder Johann, der am 12. April 1792 ebenfalls in Regensburg geboren wurde. Auch dieser wurde – durch Vermittlung seines Bruders – am 27. Mai 1811 an



Abb. 9: Goldene Manufakturmarke FR unter Königskrone auf Glasur am Untertassenboden

Abb. 10: Annähernd zylindrische Tasse mit Ansicht von Niedernau, Privatbesitz (S. 139 oben)

Abb. 11: Tasse mit feinradiertem oberem Goldrand und Ansicht von Schloß Hohenheim, Privatbesitz (S. 139 unten)



der Ludwigsburger Manufaktur angestellt, kam jedoch nie in Ludwigsburg an.

Arbeiten von Tronnens Hand sind wenige bekannt, einige mit seinem vollen Namen gemarkt. In der Regel haben seine Erzeugnisse Erinnerungscharakter oder zeigen Landschaften und Baulichkeiten in Württemberg. Pazaurek bildet eine solche Erinnerungstasse in seinem Hausmalerbuch ab⁴, deren Untertasse in ihrer Anlage starke Verwandtschaften zum hiesigen Stück zeigt. Die Darstellungen von



Abb. 12: Tasse mit unterem Perlrand und Ansicht vom Rothenberg, Privatbesitz

Niedernau (Abb. 10), Hohenheim (Abb. 11) und Rothenberg (Abb. 12) zeigen typische Ansichten mit jeweiligen Bodensignaturen »Tronner à Stuttgart«. Pazaurek kritisiert Tronnens normale Malereien, gesteht ihm aber für Arbeiten zu besonderen Gelegenheiten gewisse Qualitäten zu. Nagler nennt ihn einen um 1826 geschickten Porzellanmaler.⁵ Die Braunmalereien der hier interessierenden Monarchenporträts sind relativ feine Arbeiten. Die vielfältigen Goldradierungen zeigen die Hand eines Könners, der seine Malermarke T in Gold auf dem inneren Fußring der Tasse anbrachte (Abb. 13).

Ende 1850 verstarb Tronner in Stuttgart. Mit dieser Tasse hinterließ er uns ein Zeitdokument großer geschichtlicher Ereignisse mit Wirkung weit ins 19. Jahrhundert hinein und zusätzlich einen Beweis der Kunst der vielfältigen Gestaltung

des Goldes auf Porzellan (Abb. 14) zu einer Zeit, die das Porzellan gut 100 Jahre nach seiner europäischen Erfindung als »weißes Gold« nicht mehr schätzte und es fast völlig mit flächigen Malereien oder Gold mit Radierungen zudeckte.

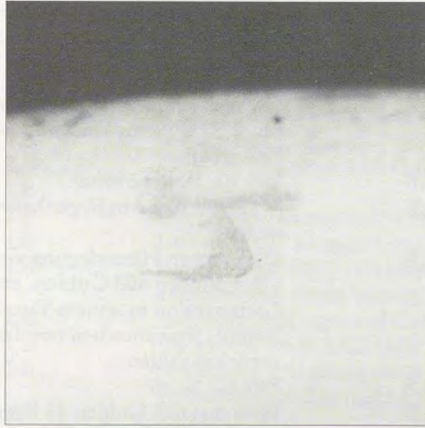


Abb. 13: Malermonogramm-Märke »T« am inneren Fußring der Tasse in Gold, Originalhöhe 1,5 mm

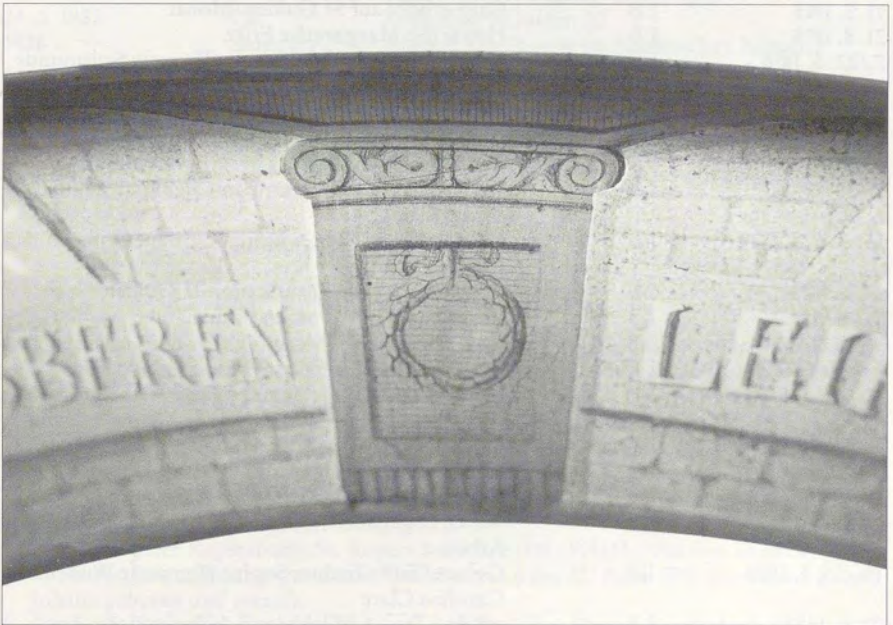


Abb. 14: Goldradierung mit Siegeskranz auf Siegessäule auf der Fahne der Untertasse zwischen zwei Schlachtennamen, Original-Säulenhöhe 23 mm

Anhang

Lebensdaten von Johann Anton Tronner
(auch = Troner und Drunner), Graveur, Kunstmaler, Vergolder
Quellen vorwiegend Staatsarchiv Ludwigsburg, Bestand E 17, Hofdomänenkammer.

Datum:	Ort:	Ereignis:
13. 12. 1789	Regensburg	Geburt
27. 5. 1811	LB	Graveur eingestellt zusammen mit seinem Bruder für je 50 Gulden; Vorschuß 50 Gulden + 15 Gulden Reisegeld
21. 11. 1811	LB	Pate bei Kollege Seiter
16. 12. 1812 – Mitte JAN 1813 DEZ 1812	LB	in Conscribal Angelegenheiten in seinem Heimwesen
	LB	erhält gegen Hinterlegung von 5 gerichtlichen Obligationen 600 Gulden, um sich von der Conscription in seinem Vaterland, dem Königtum Bayern, freizumachen mit der Auflage, in 2 Jahren zurückzuzahlen
20. 3. 1813	LB	Pate bei Seiter
1813/14	LB	Verdienst 608 Gulden 45 Kreuzer
23. 4. 1814	LB	vom Vorschuß zur Befreiung vom Militärdienst noch schuldig 609 Gulden 36 Kreuzer
31. 12. 1814	LB	Anstellung auf weitere 4 Jahre verlängert bei jährlich 600 Gulden
23. 4. 1815	LB	aus Militärfreimachung restieren noch 302 Gulden 11 Kreuzer Schuld
11. 8. 1815	LB	Gage erhöht auf 54 Gulden/Monat
21. 8. 1815	LB	Heirat mit Margarethe Fritz
7./22. 5. 1816	LB	Geburt/Taufe Tochter Amalie Theresie Sigismunde Wilhelmine Caroline
1816/17	LB	Gage 704 Gulden 15 Kreuzer
29. 4. 1817	LB	noch bis Februar 1820 engagiert für 250 Gulden; wegen Trägheit nur stückweise übernommen
1./28. 12. 1817	LB	Geburt/Taufe Sohn Herrmann Sigmund Wilhelm Anton Carl Eugen
14. 2./5. 3. 1819	LB	Geburt/Taufe Tochter Emma Caroline Wilhelmine Antoinette
MAI 1819	LB	außerordentliche Gratifikation 11 Gulden
11. 6. 1819	LB	Unterschrift gegen neuen Pächter
1. 10. 1819	LB	Gage 54 Gulden/Monat
Frühjahr 1820	LB	statt 54 noch 45 Gulden Gratifikation
30. 7./13. 8. 1820	LB	Geburt/Taufe Sohn Sigmund Emil Wilhelm Anton Carl
1821	LB	im Budget erwähnt mit 54 Gulden je Monat
17./31. 1. 1822	LB	Geburt/Taufe Tochter Emma Clara Antoinette
ab MAI 1822	LB	Gage 50 Gulden je Monat
29. 11. 1822	LB	weiter Gage, aber Aufforderung zu fleißigerer Arbeit
19./25. 3. 1823	LB	Geburt/Taufe Tochter Sophie Sigismunde Wilhelmine Caroline Clare
23. 6. 1823	LB	erhält 1 Tee-, 1 Milchkanne, 1 Zuckerdose, 2 gr. Tassen in weiß 2. Sorte zur Bemalung
3. 7. 1823	LB	erhält 1 Pfeifenkopf 3. Sorte, 7 gr. Tassen 2. Sorte in weiß zur Bemalung

Datum:	Ort:	Ereignis:
8. 7. 1823	LB	erhält 1 Untertasse, 4 Obertassen, 1 Teekanne in weiß zur Bemalung
JULI 1823	LB	Vergolder 50 Gulden Gage
AUG 1823	LB	Gage 50 Gulden
SEP–NOV 1823	LB	je Gage 50 Gulden
DEZ 1823–FEB 1824	LB	je Gage 50 Gulden/Monat
27. 2./14. 3. 1824	LB	Geburt/Taufe Sohn Paul Sigmund Carl
MÄRZ 1824	LB	je Gage 50 Gulden/Monat
MAI–JULI 1824	LB	je Gage 50 Gulden
AUG 1824	LB	Gage + 6 Sonntage = 60 Gulden
SEP 1824	LB	in Personalliste
19. 9. 1824	LB	«Vergolder» besteht auf 54 Gulden Gage
seit MAI 1822	LB	fordert für 27 Monate Gage nach
OKT 1824	LB	letztes Gehalt 50 (?) Gulden
bis 1. 4. 1825		engagiert mit einem vorzüglichen Prädikat
12. 10. 1824	LB	Tod Sohn Paul Sigmund Carl
13. 10. 1824	LB	Rückstand bis MÄRZ 1825: 490 Gulden
NOV? 1824	LB	beteiligt an Erstellung der Brienner Schlacht-Vase, in Feierabendstunden mehr Einnahmen als Küchelbecker
18. 11. 1824	LB	Gehalt 200 Gulden
19. 11. 1824	LB	noch tätig
26. 11. 1824	LB	lt. Zettel 99,18 Gulden Einkommen
1824 bis ?	Stuttgart	Hausmaler (gemäß Pazaurek)
22. 1. 1825	LB	lt. Zettel 57 Gulden 22 Kreuzer aus rückständigen 486 Gulden 40 Kreuzer empfangen
24. 3. 1825	LB	Restgehalt 3 Gulden 20
1826	Stuttgart	lobende Erwähnung im Naglerschen Künstlerlexikon
1. 11. 1850 (?)	Stuttgart	Tod (gemäß Thieme-Becker)
1. 12. 1850 (?)	Stuttgart	Tod (gemäß Pazaurek)

Anmerkungen und Quellen

- 1 Vgl. hierzu und zum folgenden z. B.: Memoiren des Herzogs Eugen von Württemberg, 3 Theile, Frankfurt 1862; Hans Joachim Harder, Militärgeschichtliches Handbuch Baden-Württemberg, Stuttgart/Berlin/Köln/Mainz 1987; A. Pister, Denkwürdigkeiten aus der württembergischen Kriegsgeschichte, Stuttgart 1868; Paul Sauer, Der schwäbische Zar. Friedrich, Württembergs erster König, Stuttgart 1984; allgemeine Darstellungen wie Fr. Förster, Geschichte der Befreiungskriege 1813, 1814, 1815, 7. Aufl. Berlin 1864–66; C. v. W., Zur Kriegsgeschichte der Jahre 1813 und 1814, 2. Theil, Berlin und Posen 1824.
- 2 Staatsarchiv Ludwigsburg, E 17 Büschel 187.
- 3 Kirchenregister Regensburg, St. Rupert Band 7, S. 318 (FN115). An dem in der Literatur bisher für Anton Tronner genannten Geburtsdatum des 12. April 1792 wurde sein Bruder Johann geboren und getauft.
- 4 Gustav E. Pazaurek, Deutsche Fayence- und Porzellan-Hausmaler, 2. Aufl. (= unveränderter Neudruck), Stuttgart 1971, S. 423.
- 5 G. K. Nagler, Neues allgemeines Künstler-Lexikon, 3. Aufl. Leipzig (= unveränderter Abdruck), Band 21, S. 331.

Die Gans des 1. Reiter-Regiments

Eine »tierische« Episode
aus der militärischen Vergangenheit Ludwigsburgs

von Wolfgang Läßle

Nicht nur die Gänse als Retterinnen des römischen Kapitols haben sich durch ihre intelligenten Eigenschaften einen besonderen Platz in der Geschichte gesichert, auch in Württemberg gab es zumindest vor gut 150 Jahren eine »kluge« Gans, die ob ihres außergewöhnlichen Verhaltens seinerzeit weit über die Grenzen des Königreichs bekannt war. Ihr heutzutage fast vollständig in Vergessenheit geratenes Schicksal soll in den folgenden Ausführungen näher beleuchtet werden. Die Rede ist von der »Regimentsgans« des 1. württembergischen Reiter-Regiments.¹ Begonnen hat ihre Geschichte aber nicht, wie man vielleicht hätte vermuten können, in der »Militärstadt« Ludwigsburg, sondern in der alten Reichsstadt Esslingen am Neckar. Hier lag seit 1833 das zuvor in Ludwigsburg stationierte 1. Reiter-Regiment, das spätere Ulanen-Regiment König Karl (1. Württ.) Nr. 19, in Garnison. Als Kaserne dienten ihm die Gebäude des ehemaligen Sirnauer Klosters in der Pliensaustraße. In der Nähe des militärischen Quartiers stand das Haus des Bäckermeisters Joh. Jakob Falch, vulgo Berglesbeck genannt, in dem im Frühling 1833 die später berühmt gewordene Gans das Licht der Welt erblickt haben soll. Schon von frühester Jugend an, so die Überlieferung, trieb man sie täglich mit ihren Gespielinnen zum nahen Neckar. Damals hatte sie sicherlich noch die Zweckbestimmung, eines schönen Tages als »gestopfte« Martins- oder Weihnachtsgans in der Bratpfanne ihres Besitzers zu landen. Aber ihr Schicksal sollte einen anderen Verlauf nehmen.

Eines Tages nun, man schrieb das Jahr 1835, wurde durch die unter dem Kasernentor aufgestellte Reiterschildwache besagte Gans aus »großer Noth und Gefahr befreit«. Die genauen Umstände dieser Rettungsaktion sind leider nicht überliefert. Vielleicht wurde sie in erschöpftem Zustand, kurz vor dem Ertrinkungstod, aus dem Neckar gefischt oder im letzten Augenblick vor einem herannahenden Ochsesgespann in Sicherheit gebracht. Offensichtlich mußte bei dem verängstigten Tier seine Errettung aber einen solch tiefen Eindruck hinterlassen haben, daß es wohl aus Dankbarkeit, vielleicht auch in der Hoffnung auf künftigen militärischen Beistand, von diesem Moment an der Schildwache nicht mehr von der Seite wich und ihr zeitlebens ein treuer und wachsamer »Kamerad« blieb. Die Gans erschien zunächst jeden Morgen beim Wachtposten und zog erst am Abend wieder ab. Anfangs erschien es der Schildwache doch etwas »despektirlich«, in Gesellschaft einer Gans auf Wache zu stehen. Die Reiter auf dem Posten versuchten deshalb, den ohne Genehmigung in den »militärischen Sicherheitsbereich« eingedrungenen Besucher zunächst noch mit den Füßen wegzustoßen und ihn fortzuschleichen – allerdings ohne Erfolg. Nahm man das aufdringliche Tier mit Gewalt weg, so schrie und biß es und benutzte den ersten Augenblick, um sich wieder heranzuwagen. Selbst dem Bäckerjungen, der sie einfangen sollte, entwischte sie,

wenn irgend möglich, um an ihren Lieblingsplatz zurückzukehren. Als die Schildwache infolge baulicher Veränderungen von außen in das Innere der Reiter-Kaserne verlegt wurde, flog das Federvieh auch über das geschlossene Kasernen-tor, um sich der geliebten Schildwache triumphierend zu Füßen zu legen. Allmäh-



Gemeiner des 1. württembergischen Reiter-Regiments, um 1835

lich tolerierten die Soldaten sein sonderbares Gebahren. Tagaus, tagein, winters wie sommers, erschien die Gans in aller Frühe mit heftigem Geschnatter und postierte sich mit sichtlicher Zufriedenheit neben der Schildwache. Blieb der Wachtposten stehen, so zwickte sie ihn, und hatte sie ihn schließlich zum Gehen

gebracht, so stolzierte sie im »Gleichschritt« neben ihm einher. Nur widerwillig verließ sie abends ihren »Dienstposten«, um anderentags so früh wie möglich umso »dienstteifriger« wieder zu erscheinen. Näherte sich die Wachablösung, so verharrete sie ehrfurchtsvoll im »Stillgestanden«, kam aber ein Tier oder gar ein Mensch im »Civilanzug« dem Wachposten allzu nahe, so verteidigte sie ihn aus »eigenem Entschluß« und ohne hierfür einen besonderen »dienstlichen« Auftrag oder gar Befehl erhalten zu haben mit einer geflügelten Attacke. Von der »Walstatt«, die sie stets als Siegerin verließ, kehrte sie dann mit stolz geschwellter Brust und innerer Genugtuung, die »Soldatenpflichten« mustergültig erfüllt zu haben, zur Schildwache zurück, um heftig schnatternd ihren »Rapport« zu erstatten. Fiel die »Manöverkritik« des Postens positiv aus, so zog sie ihren imaginären Uniformkragen in einen stolzen Schwanenhals zurück und marschierte wie zuvor, die Beine gestreckt und die Füße nach außen gerichtet, in nahezu perfekter soldatischer Haltung, wieder auf und ab. Mußte der Wachposten schneller gehen, um etwa einen Passanten besonders zu visitieren, so beeilte sie sich, mit dem Soldaten ihren geflügelten Schritt aufzunehmen. blieb der Posten aber stehen, so war sie darum bemüht, sich ihm sogleich auf die Füße zu setzen. Der jeweiligen Schildwache gehorchte sie bedingungslos. Nur von ihr ließ sich die Gans am Hals emporheben, nur sie durfte mit dem Tier allerlei Schabernack treiben.

Die Mannschaften belohnten Anhänglichkeit, Treue, »Dienstteifer« sowie »soldatische Pflichterfüllung« ihres »Kameraden« mit Schutz und Gegenliebe, und dies um so mehr, als die Gans plötzliche Kontrollen seitens der Vorgesetzten sowie Patrouillen und Runden stets so früh »meldete«, daß der Wachposten nie überrascht werden konnte. Von einem »Anschuß« seitens eines Vorgesetzten – wie er etwa wegen »Wachvergehens« stets unumgänglich war und auch heutzutage noch ist – blieb der Posten somit dank »tierischer« Wachsamkeit verschont. Selbst der Oberst und Regimentskommandant lief Gefahr, in den Stiefel gebissen zu werden, wenn die Gans meinte, daß er der Schildwache zu nahe gekommen sei.

Das auffällige Verhalten der Gans – und das ist beim Militär nicht nur bei Gänsen so – zog schon bald die Aufmerksamkeit des ganzen Regiments auf sich. Schließlich wurde sie von einem Offizier der Bäckerfrau abgekauft, und man ließ für das nun auch offiziell als »Regimentsgans« rekrutierte Tier, wie könnte es auch anders sein, neben der Schildwache einen kleinen Stall, sozusagen als »Dienststanz«, errichten. Dorthin zog es sich bei schlechtem Wetter zurück. Wenn die Schildwache dasselbe tat, war es besonders schön anzusehen, wie beide in die Straße »hinauslugten«. Aber was ist ein »echter« Soldat ohne Rangabzeichen? Als Zeichen ihrer »militärischen Würde« bekam die Gans schließlich einen roten »Bändel« um den Hals »verliehen«, worauf sie sehr stolz war. Als Inhaberin einer militärischen »Planstelle« erhielt sie von nun an, genauso wie die übrigen Soldaten, auch die ihr zustehende fiskalische »Truppenverpflegung«, bestehend aus einem Achtel Simri Haber pro Tag. Freilich fehlte es auch nicht an der täglichen Ration Stroh. Es versteht sich von selbst, daß auch die Reiter das Kommißbrot mit ihr »kameradschaftlich« teilten, so daß sie schon bald nicht mehr dem Bild eines »durchtrainierten« Regimentsangehörigen entsprach, sondern viel zu fett und behäbig war. Die ordnungsgemäße Ausführung ihres »dienstlichen Auftrags« dürften ihr – wegen ihres beträchtlichen Körperumfangs – schon damals ziemlich schwer gefallen sein.

Als man schließlich das 1. Reiter-Regiment im Juli 1837 im Rahmen eines »Gar-

nisonswechsels« wieder nach Ludwigsburg transferierte, wurde auch die Regimentsgans in Marsch gesetzt; allerdings nicht etwa zu Fuß oder beritten, zumal letztere Fortbewegungsart für einen Angehörigen eines Reiter-Regiments an und für sich standesgemäß und naheliegend gewesen wäre, vielmehr hatte sie, im Gegensatz zu den meisten ihrer »Regimentskameraden«, vielleicht auch ihrer Dickleibigkeit wegen, das besondere Privileg, bequem auf einem Bagagewagen nach Ludwigsburg befördert zu werden. Da es in aller Regel beim Militär nur sehr selten »Extrawürste«, also Ausnahmen, gibt, kann man den Stellenwert dieser Bevorzugung durchaus ermessen. Dennoch hätte sie auf dem Marsch ins »schwäbische Potsdam« beinahe das Zeitliche gesegnet. Man war erst bis Cannstatt gekommen, als man das treue Tier völlig erschöpft und kraftlos in seinem Behältnis auf dem Bagagewagen vorfand. Glücklicherweise hatte ein Unteroffizier die bei sommerlicher Hitze halb verdurstete und schier verendete Gans noch rechtzeitig vor ihrem »Heimgang zur großen Armee« entdeckt und sie durch reichliches Begießen mit kühlem Wasser wieder zu neuem Leben erweckt.

Ohne weitere unliebsamen Zwischenfälle traf dann das 1. Reiter-Regiment samt erneut aus Lebensgefahr geretteter Gans in Ludwigsburg ein, wo es am 28. Juli seine frühere Kaserne, die an der Asperger Straße gelegene Reiter-Kaserne bezog.

Für die Regimentsgans war es der Beginn eines über zwölf Jahre dauernden Aufenthaltes in der alten Soldatenstadt Ludwigsburg, wo sie ihren Dienst, mit



Die Post- bzw. Kanzleistraße (heute Wilhelmstraße) in Ludwigsburg nach Westen, um 1840. Links die Trophäen am Arsenalplatz. Rechts das Mitte der 1850er Jahre abgerissene »BauMagazinsGebäude«.

»Leib und Seele« Angehörige des 1. Reiter-Regiments, auf die gleiche Art und Weise wie zuvor in Esslingen verrichtete.

Im Gegensatz zu Esslingen wimmelte es in Ludwigsburg nur so von Soldaten verschiedener Regimenter. Dennoch hatte das Tier keine Schwierigkeiten damit, die unterschiedlich uniformierten Soldaten auseinanderzuhalten, so wenig wie Zivilisten durften sie zum Kasernentor hinein, es sei denn seine »vorgesetzte Dienststelle«, die Schildwache, erlaubte es ausdrücklich. Unbewaffnete Soldaten und Offiziere waren der Gans ein Dorn im Auge, ihnen ging sie meist drohend und mit großem »Feldgeschrei« entgegen, wobei sie sich mitunter auch durch Beißen Respekt verschaffte. Wer sich ihr von den Reitern in der Stalljacke oder gar in unsauberem Anzug nahte, wurde mit großer Verachtung bestraft. Dagegen konnte sie mit Soldaten, die »ordonnanzmäßig geputzt« waren und beispielsweise einen blanken Säbel und ordentliches Lederzeug angelegt hatten, erst recht, wenn es Angehörige »ihres« Regiments waren, sehr rasch warm werden. Auch die »sauberen Officiere« mochte sie leiden.

Nicht wenige der neu einberufenen Rekruten hatten aber vor der Regimentsgans zunächst noch eine große Abscheu, konnte man doch diesen zumindest teilweise einfältigen und naiven »Kerlen« nur schwer begrreiflich machen, daß die Gans völlig harmlos war und keinem Menschen was zuleide tat. Gelegentlich wurde auch behauptet, es sei der Teufel selbst, der mit der Schildwache auf und ab patrouilliere. Es soll auch manchen Soldaten gegeben haben, der das Tier nur mit einem wahren Entsetzen hinter sich herwackeln sah und immer, wenn er zurückschaute, davon überzeugt war, etwas Schreckliches zu erblicken.

Trotz dieser unbegründeten, irrationalen Ängste mancher Soldaten war die Regimentsgans schon bald auch in Ludwigsburg eine stadtbekanntere Größe, die sich beträchtlicher Popularität erfreute. Pauline Buderus von Carlshausen, geb. Gräfin von Normann-Ehrenfels (1833–1906), deren Vater als Offizier »ebenfalls« im 1. Reiter-Regiment gedient hatte, schrieb in ihren Jugenderinnerungen über das außergewöhnliche Tier folgende Zeilen: »Wenn ich von unserer Wohnung der Asperger Straße gegenüber der Reiterkaserne zur Schule in das Wetzelsche Töchterinstitut gieng, machte ich immer zunächst den Weg der Kaserne entlang. Dort marschierte nämlich am »Kasernenbergele« vor dem Thor eine Gans, man hieß sie allgemein die »Regimentsgans«, mit der Schildwache auf und ab, und der gab ich täglich das Weiche von dem Wecken, den ich in die Schule mitbekam . . . «²

Eines Tages wurden in der Reiter-Kaserne Bauarbeiten durchgeführt, weshalb eine Schwadron vorübergehend ausquartiert und in einer der Ludwigsburger Infanterie-Kasernen untergebracht werden mußte. Die Gans ließ es sich nicht nehmen, »ihre« Kameraden zur neuen Unterkunft zu begleiten. Als sie aber bei der dortigen Wache »nur« Infanteristen antraf, war sie dermaßen entrüstet und enttäuscht, daß sie so schnell wie möglich wieder in »ihre« eigene »Truppenunterkunft« zurückkehrte.

Auch die Regimentsgans mußte im Verlauf ihrer langen Dienstzeit – wie so viele »Kameraden« vor und nach ihr auch – einmal Federn lassen, und dies in des Wortes ursprünglicher Bedeutung. Eines Tages nämlich fiel sie in die Hände einer Frau, die sie ihres schönen Gefieders wegen umbarmherzig rupfte. Aus lauter Scham über diese erlittene Demütigung blieb sie drei Tage lang der Schildwache fern, war diese doch nicht in der Lage gewesen, sie vor dieser Schmach zu schützen. Allerdings war ihr Zorn nach kurzer Zeit wieder verraucht und die



Die Alte Post am Arsenalplatz um 1848

alte »Herzensbindung« zum Wachtposten so ungetrübt wie in früheren Zeiten.

Als das 1. Reiter-Regiment in der ersten Hälfte des Jahres 1846 zum »Brigade- und Divisionsexerzieren« ausmarschierte sowie an einem Manöver bei Ravensburg teilnahm,³ mußte die Regimentsgans zu ihrem großen Bedauern für längere Zeit allein zurückbleiben. Eine »Viertelstunde« weit begleitete sie ihre Kameraden durch die Stadt und kehrte dann traurig zurück. Da der hohen Pflichtauffassung wegen für sie eine »Dienstunterbrechung«, wie wohl leicht nachvollziehbar sein dürfte, nicht in Frage kam, suchte sie als Ersatz für die abwesenden »Kameraden« die etwa dreihundert Schritte entfernte Schildwache unter dem Portal der Alten Post in der damaligen Post- bzw. Kanzleistraße (heutige Wilhelmstraße) auf. Als sich schließlich nach einiger Zeit das Trompeterkorps des Reiter-Regiments in den Straßen Ludwigsburgs wieder hören ließ und dessen bevorstehende Rückkehr ankündigte – die Regimentsgans stand gerade vor der Alten Post bei der dortigen Schildwache – war das Tier nicht mehr zu halten. In großer Aufregung eilte es nunmehr den sehnsüchtig erwarteten Reitern mehrere hundert Schritte weit, teilweise auch im Flug, entgegen und schnatterte dabei mit vorgestrecktem Hals seine »Begrüßungsworte«. Als die Gans die Spitze des Regiments erreicht hatte, machte sie eine »militärische Kehrtwendung« und marschierte überglücklich, man möchte beinahe behaupten, trunken vor Freude, mit stolzerfüllter Brust und erhobenen Hauptes vor dem Trompeterkorps und dem nachfolgenden Regiment einher zur Reiter-Kaserne, wo sie sogleich wieder ihren alten Posten bezog. Die ganze Stadt war damals auf den Beinen, und alt und jung waren Zeugen dieses einzigartigen Begrüßungszeremoniells. Die beiden Wachtposten aber, mit denen sie sich notgedrungen »ersatzweise« hatte begnügen müssen, wurden von nun an keines Blickes oder gar Besuches mehr gewürdigt. Vielleicht war auch ob solcher tierischer

»Hochnäsigkeit« deren Waffengattung daran schuld, gehörten sie doch als Infanteristen »nur« dem »gemeinen Fußvolk« an. Im übrigen begleitete und empfing sie das Regiment, wenn es ausrückte, öfters auf diese oder ähnliche Weise, wobei sie dann stets der Regimentsmusik wie ein Tambourmajor vorausmarschierte.

Wie eh und je nahm die alte Kameradschaft mit den Reitern wieder ihren gewohnten Verlauf. Wie es sich für den Angehörigen eines Reiter-Regiments gehörte, war für die Gans auch der Umgang mit Pferden selbstverständlich und unproblematisch. Wurden die Rösser aus dem Stall geführt, so spazierte sie vollkommen unbekümmert mitten unter ihnen umher, ohne jemals auch nur eine noch so kleine Blessur davongetragen zu haben.

Es kam das Jahr 1849. Damals wurde das 1. Reiter-Regiment erneut verlegt, diesmal kam es nach Ulm. Die Regimentsgans war inzwischen schon im fortgeschrittenen Alter, nämlich im 16. Lebensjahr. Am 24. Oktober marschierte das Regiment über Esslingen, Göppingen, Geislingen nach Ulm, wo es am 26. eintraf.⁴ Diesen Garnisonswechsel überstand sie diesmal ohne Schwächeanfall.

Auch in Ulm verrichtete die Regimentsgans ihren »Dienst« bei der Schildwache ebenso treu und brav wie in den beiden früheren Garnisonen. Es wird wohl keinen Bewohner Ulms gegeben haben, der damals nicht zur Zeughauskaserne spazierte, um das berühmte Tier in Augenschein zu nehmen und es zu bewundern. Besonders oft wurde die Gans von Schulklassen besucht. Offensichtlich pflegte sie auch hier nur Kontakt mit Menschen, denn allen Artgenossen gegenüber, die sich zu ihr gesellen wollten, war sie stets abweisend und gleichgültig eingestellt. Es liegt nahe, daß man sich mit einem dermaßen außergewöhnlichen Tier, das sich landauf, landab solch großer Volkstümlichkeit erfreute, auch literarisch und »poetisch« auseinandersetzte.



Ehemaliges Wachlokal vor der Zeughauskaserne Ulm a/b.
m. Regimentsgans.

Das Wachlokal des 1. Reiter-Regiments samt Regimentsgans vor der Ulmer Zeughauskaserne. Ansichtspostkarte aus dem Jahre 1903

Friedrich Wilhelm Hackländer widmete der Gans eine zehn Seiten lange Erzählung in seinen 1854 erschienenen »Soldaten-Geschichten für das Militär und seine Freunde«. ⁵ In Gedichtform wurde ihres einzigartigen »militärischen« Werdegangs mehrmals gedacht. Freilich darf man an diese Art von Dichtung nicht die höchsten lyrischen Maßstäbe anlegen, wie folgendes Beispiel belegt, das offensichtlich von einem Regimentsangehörigen für das bereits kranke Tier, gewissermaßen als »poetisches Bulletin«, verfaßt wurde:

»Es giebt zwar der Gänse mancherlei,
(vielleicht ist bisweilen auch eine dabei,
die Jedermann mit Fug und Recht
eine »Regimentsgans« nennen möcht',)
doch wird auf Erden keine von ihnen
so leicht sich solchen Ruhm verdienen
wie jene Gans, die alle Welt kennt,
vom ersten Reiter-Regiment.
Seit achtzehn Jahren bei Tag und Nacht
hilft treu sie halten Kasernenwacht,
ob Stürme tosten, ob's Regen gab,
sie gieng mit der Schildwach' auf und ab;
doch jetzt in ihren alten Tagen
ergreifen auch sie der Krankheit Plagen:
es fehlt an den Füßen,
es fehlt ihr am Kragen,
der bisher ausgezeichnete Magen
muß sich die besten Speisen versagen,
in ihrer bitteren Altersnot
hat sie nur noch Appetit zum Brot;
doch hofft man, das Leben der treuen Alten
noch lange dem Regiment zu erhalten.
Eins aber ist sicher: wenn ihr Herz auch bricht,
lebendig verläßt sie den Posten nicht!«⁶

Noch vor Vollendung des zwanzigsten Lebensjahres – die Regimentsgans hatte zuletzt schon ziemlich mit den Beschwernissen des Alters zu kämpfen – fand ihre militärische Laufbahn ein abruptes Ende. Am Dreikönigstag, dem 6. Januar 1853, nachmittags vier Uhr, erlag sie – und wie hätte es auch anders sein können – in treuer Pflichterfüllung wie ein »ächter« Soldat auf ihrem Posten anscheinend einem Schlaganfall. Zwei Tage später, am 8. Januar 1853, erschien zu ihrem Tod folgender Nachruf in der »Ulmer Schnellpost«: »Traurig schnattert's durch Europa. Ein entsetzlicher Verlust zuckt im Süden wie im Norden heut durch jede Gänsebrust. Sie, die sich durch ihre Tugend ewiglichen Ruhm erworben, unsere allgemein geehrte Regimentsgans ist gestorben. Kaum vorbei sind wenig Tage, da erscholl die frohe Kunde, daß von ihrer Krankheit Plage glücklich wieder sie gesunde. Aber kaum war in den Gänsen neu erwacht ein süßes Hoffen, ach, da ist von ihrem Hinfall schon die Nachricht eingetroffen. O, so schnattert eure Klagen, stimmt an die Trauerlieder. Wahrlich eine Gans, wie diese, kehrt der Erde niemals wieder.«

In ganz Württemberg vernahm man die Trauernachricht vom plötzlichen Ableben der Gans mit großer Anteilnahme. Rund 18 Jahre lang hatte sie »aktiv« und »ehrevoll« in den Reihen des 1. Reiter-Regiments gestanden. Selbst der »Staats-Anzeiger für Württemberg« vom 9. Januar 1853 gedachte der Toten in seiner »Kleinen Württembergischen Tageschronik« mit folgender Notiz: »Nach der U[lmer] Schn[ellpost] ist die bekannte Gans, die langjährige Gefährtin der Schildwache an der Kaserne des 1. Reiter-Regim[ents] mit Tod abgegangen.« Die »Ulmer Schnellpost« vom 18. Januar 1853 befaßte sich nochmals mit dem Hinscheiden des berühmten Tieres: »Der Ruf der württembergischen Regimentsgans ist bis nach Paris gedungen; eine vielbenützte lithographische Korrespondenz gedenkt ihrer durch einen der Karlsr[uher] Zeitung entnommenen kleinen Nekrolog. Doch geschieht darin der armen ›Gans‹ durch den Unglauben des Abschreibers das Unrecht, daß sie im Tode noch zur ›Ente‹ herabgezweifelt wird . . .«

»Es ist nun natürlicher Weise unentschieden geblieben«, so Hackländer in seiner bereits erwähnten Erzählung, »ob die Regimentsgans eine gewöhnliche Gans war, wie es so unzählige, leidenschaftlich für das Militär eingenommene, gibt, oder ob sie von einem bösen oder guten Geiste besessen war . . .«⁷ Auch Naturwissenschaftler und Tierärzte schenkten diesem Tierphänomen ihre Aufmerksamkeit.⁸ Es war gar von einer merkwürdigen (übernormalen oder krankhaften?) Tierseele die Rede. Wie dem auch sei, Tatsache ist, daß ihr »militärischer Werdegang« im 1. Reiter-Regiment auch nach ihrem Tode noch nicht beendet war. Schon allein dieser Umstand dürfte außergewöhnlich sein. Die sterblichen Überreste des getreuen Tieres wurden nämlich »in ihrer eigenthümlichen, man möchte fast sagen militärischen Haltung sehr gelungen ausgestopft«⁹ und fortan, zusammen mit einem in den württembergischen Landesfarben schwarz-rot bemalten Schilderhäuschen vor hellblauem Hintergrund, in einem holzverzierten Glaschrank mit roter Aufschrift »Regimentsgans des 1. Reiterr[e]g[imen]ts 1835–1853« aufbewahrt.¹⁰ Diese kostbare militärische Reliquie fand fürs erste im Bibliotheks- und Lesezimmer der Unteroffiziere des Regiments einen würdigen Platz.¹¹

Im Oktober 1856 kehrte das Regiment nach siebenjähriger Abwesenheit wieder nach Ludwigsburg in seine frühere Kaserne zurück. Man kann davon ausgehen, daß die Regimentsgans auch diesen Garnisonswechsel – freilich dieses Mal in ausgetopftem Zustand – mitmachte und gut überstand, zumal sie ja nunmehr über einen reichen Erfahrungsschatz hinsichtlich dienstlicher Versetzungen verfügte.¹²

Nach dem Deutsch-Französischen Krieg von 1870/71 bezog das Regiment, es hieß nunmehr »1. Württemb. Ulanen-Regiment (König Karl) Nr. 19«, im April 1872 seine neue Garnison Stuttgart, wo es in der dortigen Reiter-Kaserne untergebracht wurde.¹³ Der Oberstleutnant und K. württ. Kammerherr a. D. Lothar Buderus von Carlshausen (1860–1942), Sohn der bereits genannten Pauline Buderus von Carlshausen, sah hier – wie er 1931 niederschrieb – in den 1880er Jahren die berühmte Gans im Offizierszimmer der Kantine.¹⁴

Im »Esslinger Wochenblatt« konnte man am 27. April 1883 unter der Rubrik »Hiesiges« folgendes lesen: »Man schreibt der ›Fr[an]k[furter] Z[eit]u[n]g‹ aus Stuttgart, 23. d[ie]s[es]: Bei der 200jährigen Jubelfeier des hiesigen Ulanen-Regiments wurde auch einer originellen treuen Freundin aus der gefiederten Hausthierwelt gedacht, die dem Regiment in Freud' und Leid treulich nachgefolgt ist . . . Den sterblichen Ueberresten des treuen Thieres, in einem Glaskasten auf-

bewahrt, war bei der Feier am Sonntag über dem Hauptportal der Kaserne ein Ehrenplatz angewiesen und mancher grau gewordene Kamerad grüßte die alte Bekannte und gedachte bei ihrem Anblick vergangener Tage.« Damals, also rund 30 Jahre nach ihrem Tod, wurde erstmals die Frage nach dem Geschlecht der Gans aufgeworfen. Nach einer dem »Esslinger Wochenblatt« zugegangenen Mitteilung – wohl eines Zeitgenossen – soll es sich um einen Gansger, einen Gänserich, also um eine Gans männlichen Geschlechts, gehandelt haben.¹⁵

Im Jahre 1894 wurde das Regiment nach Ulm und Wiblingen verlegt.¹⁶ Wiederrum war die Regimentsgans mit von der Partie.

Sie hätte es sich zu Lebzeiten gewiß nicht träumen lassen, daß ihr 50. Todestag im Jahre 1903 Anlaß zur Herausgabe einer eigenen Ansichtspostkarte in Farbe geben würde, auf der das Tier gravitatisch neben dem vor der Kasernenwache auf Posten stehenden Reiter einhermarschiert, während im Hintergrund sich andere Regimentsangehörige mit einem Mädchen unterhalten. Die vom Tübinger Ansichtskartenverlag Gebr. Metz herausgebrachte Karte wurde auch in den Ludwigsburger Postkarten-Verkaufsgeschäften vertrieben.¹⁷

Undatiert ist dagegen eine weitere Ansichtspostkarte. Sie zeigt die Ulmer Zeughauskaserne mit präsentierendem Wachtposten samt Regimentsgans. Diese Ansichtskarte ist vor allem wegen des aufgedruckten Gedichtes im Ulmer Dialekt interessant:

»D'Ulmer Regimentsgaus.

Am Zeughaus dund voar hundert Jauhr
Gat d'Schildwach auf und ab
Und gravitatisch hintadrei
A Gaus im gleicha Trab.
Beim Exaziera, bei'r Parad,
Wo's Regiment au sei,
Dau ist als treuer Kamerad
D' Regimentsgaus au derbei.
Z' Ulam hats seit selber Zeit
Scho viel Veränderung gea,
Doch's laufat hintr' am Militär
Au heut no Gäisla hea! J.O.«

In Ulm befand sich der ausgestopfte und glasgeschützte Gänsebalg im Regimentsgeschäftszimmer, zuerst in der Zeughaus- und ab Ende September 1912 in der neuerbauten Ulanenkaserne in der Sedanstraße.¹⁸

Nach dem Ersten Weltkrieg wurde auch das Ulanen-Regiment »König Karl« aufgelöst. Auf Anregung des früheren Offizierskorps und im Einvernehmen mit dem Ulmer Soldatenrat übergaben im Frühjahr 1919 die Unteroffiziere und Mannschaften des Regiments die Gans samt Glasschrank dem Gewerbemuseum in Ulm, wo auch die alte eiserne Regiments-Kriegskasse mit kunstvollem Schloß Aufnahme fand.¹⁹

Später, während der Reichswehrzeit, wohl auch zu Zeiten der Wehrmacht, war die präparierte Gans samt Glasschrank im Kasino des Reiter- bzw. späteren Kavallerie-Regiments 18 in Stuttgart-Bad Cannstatt aufgestellt, führte dieses Regiment doch die Tradition des früheren 1. Reiter- und nachmaligen Ulanen-Regiments



Eine der »Ulmer« Regimentsgans gewidmete, undatierte Ansichtspostkarte mit Gedicht

»König Karl«. Der damalige Vorsitzende der »Offizierskameradschaft Ulanen-Regiment »König Karl« (1. Württ.) Nr. 19«, Oberstleutnant a. D. Alfred Benzinger, hatte sie der Traditioneseskadron (Ausbildungs-Esk.) des Reiter-Regiments 18 zu treuen Händen anvertraut.

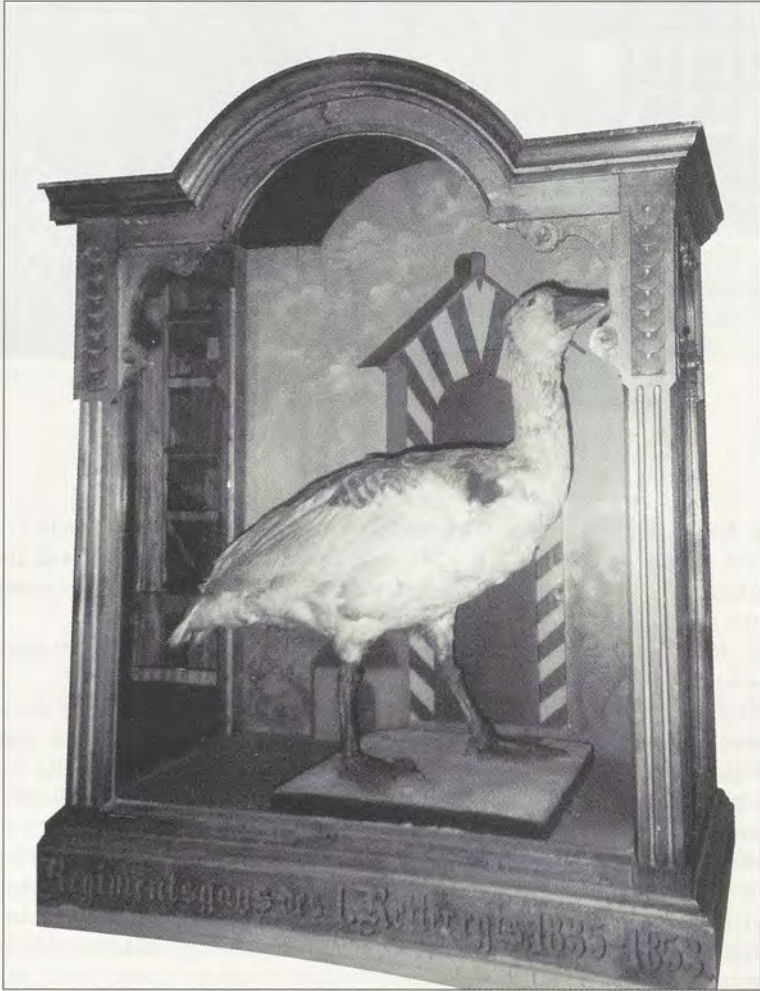
Nach dem Zweiten Weltkrieg gelangte die zeitweise als verschollen geglaubte Regimentsgans schließlich in Privatbesitz.²⁰

Noch 1973, also gerade 120 Jahre nach ihrem Ableben, befaßte sich die Ulmer »Südwest-Presse« in einem Artikel unter der Überschrift »Wer hat von wem das Marschieren gelernt?« mit der Regimentsgans. Daß folgende Passage des Artikels nicht nur bei ehemaligen Angehörigen des Ulanen-Regiments ziemliches Mißfallen erregte und zu Leserbriefen geradezu herausforderte, dürfte verständlich sein: »Beim Anblick der beiden Wacheschiebenden im Gänsemarsch [Anm. des Verf.: s. Abbildung auf S. 151] erhebt sich die Frage, wer da von wem das Marschieren gelernt hat: die Gänse von den Soldaten oder umgekehrt?«²¹ Leider kann hier dieser Frage – allein schon aus Platzgründen – nicht weiter nachgegangen werden.

Wie eh und je steht das inzwischen rundum restaurierte Tier, dem man sein hohes Alter nicht im mindesten ansieht, auch heute noch auf seinem Posten, allerdings nicht mehr in militärischen Diensten, sondern im Verkaufsraum eines Stuttgarter Antiquariats. Ob die Regimentsgans diesen »Kariereknick« aber zu Lebzeiten jemals »seelisch« verkräftet hätte, muß indes stark bezweifelt werden. – Sic transit gloria mundi!

Anmerkungen

1 Hierzu und für das Folgende, sofern nichts anderes angegeben, vor allem: Griesinger, [Theodor], Geschichte des Ulanenregiments »König Karl« (1. Württ.) Nr. 19 von seiner Gründung 1683 bis zur Gegenwart, Stuttgart 1883, S. 118–120 [nach einer Erzählung des Regimentsangehörigen und Fouriers Fr. Nick]; Die Regimentsgans von Eßlingen, in: Eberhardt, Paul, Aus-Alt-Eßlingen, Eßlingen, 1924, S. 224–226; Anekdoten aus dem



*Die ausgestopfte Regimentsgans im Verkaufsraum eines Stuttgarter Antiquariats.
Aufnahme aus dem Jahre 1996*

Leben der Thiere. Die Gans des ersten württembergischen Reiter-Regiments, in: Das Buch der Welt, Jg. 1850, S. 54 f.; Volksblatt Nr. 50 vom 14. 12. 1879. S. 399, Hrsg. Chr. G. Hottinger, Straßburg; Kleine Merkwürdigkeiten. Die Regimentsgans [nach einem Bericht des Obersten von Lipp, Stuttgart, 1876], in: Münchener Illustrierte Presse 1934 Nr. 23, S. 739.

- 2 Nach schriftlichen Unterlagen im Besitz von Herrn Hermann Aigner, Ludwigsburg. – Der an der Wilhelmstraße gelegene Gebäudeteil der Reiterkaserne wurde erst Mitte der 1850er Jahre an Stelle des »BauMagazinsGebäudes« errichtet. Das »Wetzelsche Privatinstitut« befand sich in der Eberhardstraße 27.
- 3 Griesinger (wie Anm. 1) S. 122. Das Buch der Welt (wie Anm. 1) S. 55 spricht dagegen im Zusammenhang mit diesem Ereignis von einem Manöver bei Heilbronn im Jahre 1848.
- 4 Griesinger (wie Anm. 1) S. 125.
- 5 Hackländer, F[riedrich] W[ilhelm], Nicht illustrierte Soldaten-Geschichten. Ein Jahrbuch für das Militär und seine Freunde. 1854, Stuttgart [1854], S. 20–29.
- 6 Wie Anm. 2. – Ein nahezu identisches Gedicht findet sich in den Stuttgarter Nachrichten vom 07. 04. 1962, S. 50.
- 7 Hackländer (wie Anm. 5) S. 29.
- 8 So z. B. Professor Dr. Ludwig Büchner (1824–1899), Tübingen und Darmstadt.
- 9 Griesinger (wie Anm. 1) S. 120.
- 10 Diese Angabe bezieht sich auf den heutigen Zustand. Man kann wohl davon ausgehen, daß es der ursprüngliche ist.
- 11 Ludwigsburger Zeitung vom 01. 08. 1894, S. 2.
- 12 Griesinger (wie Anm. 1) S. 128.
- 13 Ebd., S. 179.
- 14 Wie Anm. 2.
- 15 Eßlinger Wochenblatt vom 29. 04. 1883. – Das Regiment wurde 1683 als »Schwäbisches Kreis-Regiment zu Pferd von Höhnstett« errichtet. Es war das älteste württembergische Kavallerie-Regiment. Seit 1874 trug es den Namen »Ulanen-Regiment König Karl (1. Württ.) Nr. 19«.
- 16 Militär-Handbuch des Königreichs Württemberg 1913, Stuttgart 1913, S. 114.
- 17 Ludwigsburger Zeitung vom 30. 12. 1902, S. 2. Für die Beschaffung verschiedener Unterlagen darf ich an dieser Stelle Frau Archivamtfrau Sonnenstuhl-Fekete, Stadtarchiv Esslingen, und Herrn Archivamtmann Seemüller, Stadtarchiv Ulm, bestens danken.
- 18 Leserbrief in der Südwest-Presse Ulm vom 22. 11. 1973.
- 19 Eßlinger Zeitung vom 26. 04. 1919, S. 3. – Das Regiment wurde zum 01. 05. 1919 aufgelöst.
- 20 Nach schriftlichen Unterlagen im Besitz von Herrn Fritz Keller, Stuttgart, in dessen Antiquariat sich die »Regimentsgans« heute befindet. Für das freundliche Entgegenkommen, die Gans vor Ort zu photographieren, darf ich Herrn Keller hiermit herzlich danken. – Die Kavallerie der Reichswehr bestand aus 18 Reiter-Regimentern zu je vier Eskadronen und einer Ausbildungs-Eskadron. 1936 erhielten die meisten Regimente, darunter auch das Reiter-Regiment 18, die Bezeichnung »Kavallerie-Regiment«. Das 1921 aufgestellte Reiter-Regiment 18, das einzige Kavallerie-Regiment der Reichswehr bzw. Wehrmacht in Württemberg, war landsmannschaftlich gegliedert und pflegte die Traditionen folgender Kavallerie-Regimenter der Alten Armee:
- 1. Esk.: Württ. Dragoner-Regiment 25;
Württemberg. Ulanen-Regiment 20;
 - 2. Esk.: Württ. Dragoner-Regiment 26;
 - 3. Esk.: Bad. Dragoner-Regiment 20;
Bad. Dragoner-Regiment 21;
 - 4. Esk.: Bad. Dragoner-Regiment 22;
 - A-Esk.: Württ. Ulanen-Regiment 19.
- 21 Südwest-Presse Ulm vom 13. und 22. 11. 1973.

»Daneben ist aber eine Industrie emporgewachsen . . .«

Zur Sozialgeschichte der Industrialisierung im
Oberamt Marbach 1880–1920¹

von Klaus Schönberger

»Anstalten, welche die Kunst oder die Großindustrie repräsentieren könnten, sind im Bezirke nicht vorhanden«, heißt es zu Beginn des Abschnitts »Kunst, Gewerbefleiß und Handel« in der Beschreibung des Oberamts Marbach (Oberamt) aus dem Jahr 1866.² Daran ändert sich auch in den Jahren danach nichts Grundlegendes. Die Industrialisierung erreicht die Region zwar noch im ausgehenden 19. Jh., doch findet diese Entwicklung erst unmittelbar nach dem Ersten Weltkrieg einen vorläufigen Höhepunkt. In dieser Zeit ist der Bezirk ein rein protestantisches Oberamt, in dem andere Konfessionen keine Rolle spielen. Die Zahl der Katholiken im gesamten Oberamt beträgt 1905 gerade 197.³

Um 1904 ist das Oberamt noch »einer der wenigen Bezirke des Unterlandes, welche auch heute noch vorwiegend landwirtschaftliches Gepräge tragen«. ⁴ Nach wie vor bilden Ackerbau, Weinbau, Obstbau, Viehzucht und in den Löwensteiner Bergen auch der Waldbau für die meisten Menschen die Hauptnahrungsquellen. Selbst in den Städten (Marbach, Großbottwar und Beilstein) ist das Gewerbe – von Ausnahmen abgesehen – kaum von Bedeutung und wird vielfach neben der Landwirtschaft betrieben.⁵

Zu Beginn der 80er Jahre liegt der Industrialisierungsgrad der Region unter dem württembergischen Durchschnitt, der Anteil der Beschäftigten im Oberamt beträgt im Land- und Forstwirtschaftssektor einschließlich der Angehörigen 66,4% aller Beschäftigten. 1907 beläuft er sich immer noch auf 64,5%. Das Oberamt steht, was den Anteil der landwirtschaftlich Tätigen an der Gesamtbevölkerung betrifft, in Württemberg 1882 an dritter Stelle. Bei allen weiteren Berufsangehörigen gehört das Oberamt jeweils zu den zehn letzten Oberämtern. Lange Zeit bleibt das Oberamt das »gewerbliche Armenhaus des Ludwigsburger Raumes«, in dem sich bis Anfang des 20. Jh. nur wenige Anzeichen industriellen Wirtschaftslebens regen.⁶

Zwischen 1865 und 1909 ist ein Rückgang der handwerklichen Kleinbetriebe im Oberamt zu registrieren. Neben der hausindustriellen Weberei und Spinnerei (s. u.) verkümmern in dieser Zeit auch das Schuhmacher-, Töpferei-, Näherei- und Schneidergewerbe. 1894–1903 geht die Zahl der Gewerbebetriebe ein wenig zurück, während der versteuerte Gewerbeertrag leicht ansteigt. Die Tendenz setzt sich als Konzentrationsprozeß bis 1925 in gebremster Form fort (Tabelle 1).

Die Verringerung der Zahl der kleingewerblichen Existenzen zwischen 1880 und 1900 ist von einem absoluten Bevölkerungsschwund begleitet. Die Bevölkerungsabnahme ist in den konjunkturell sonst günstigen Jahren zwischen 1895 und 1900 am größten. Einen realen Bevölkerungszuwachs verzeichnen nur die Indu-

strieorte unter den Gemeinden des Oberamtes.⁷ Marbach ist eines derjenigen Oberämter Württembergs, in denen im 19. Jh. die Einwohnerzahl abnimmt (Tabelle 2). Als Grund hierfür wird angeführt, »daß in ausgesprochen landwirt-

Jahr	Betriebe	Gewerbeertrag
1865	2 210	
1894	1 834	317 353 RM
1903	1 785	372 470 RM
1909	1 563	
1925	1 494	

*Tabelle 1. Gewerbebetriebsentwicklung
1865–1925*

Jahr	Einwohner
1834	27 138
1871	26 637
1900	25 963
1905	26 030
1910	26 124

*Tabelle 2. Ortsanwesende
Bevölkerung im Oberamt Marbach*

schaftstreibenden Gegenden die Unterbringung des natürlichen Zuwachses wachsenden Schwierigkeiten begegnet⁸, und sich in Abwanderungsbewegungen ihr Ventil sucht.⁹ Ein zentrales Merkmal der Sozialgeschichte des Kaiserreichs stellt die Wanderungsbewegung Hunderttausender von Bewohnern ländlicher Regionen vom Land in die Stadt dar.¹⁰ Erst 1905 ist wieder ein leichter Anstieg der Bevölkerung zu verzeichnen. Zwar ist der Stand von 1834 noch nicht wieder erreicht¹¹, doch läßt sich der Erfolg des Bemühens, »mehr Industrie in den Bezirk zu bringen«¹², mit diesem erstmaligen Wiederanstieg im Zusammenhang sehen. 1910 kehrt sich die Tendenz immer noch erst sehr langsam um.¹³ Dies ist vor allem ein Ergebnis derjenigen Entwicklung, die die Bevölkerungskonzentration im Umverteilungsprozeß hin zu den Wirtschaftsmittelpunkten Württembergs weit über die städtischen Zentren entlang der Bahnlinien hinausgreifen läßt.¹⁴

Unabhängig davon, ob die Protoindustrie nun als »besondere historische Gesellschaftsformation« und als notwendige, wenn auch nicht hinreichende Bedingung für die Entwicklung maschineller Fabrikproduktion anzusehen ist oder nicht, erfolgt die Industrialisierung der Region in der Hauptsache aus handwerklichen Strukturen heraus (s. u.).¹⁵ Gleichzeitig ist aber evident, daß ohne den Prozeß, der zunehmend in der Literatur allgemein als Protoindustrialisierung beschrieben wird, die Herausbildung des Pendlerwesens in der Region kaum in diesem Ausmaß erfolgen würde. Eine Ursache für die Ausbreitung des protoindustriellen »Hausfleißes« im Oberamt ist das in Württemberg verbreitete Realteilungs-Erbprinzip in der Landwirtschaft. Die so entstandenen kleinen Parzellen erschweren die Bearbeitung des Bodens, da es z. B. kein systematisch ausgebautes Feldwegenetz gibt. Der durchschnittliche Grundbesitz beträgt ca. zwei bis drei Hektar, in Weinbaugemeinden sogar nur 0,9–1,3 ha.¹⁶ Für das Oberamt wird 1895 3,02 ha als durchschnittliche landwirtschaftliche Betriebsgröße angegeben.¹⁷ Die fortschreitende Verkleinerung der Grundstücksgrößen verringert die Rentabilität und kann den Kleinbauernfamilien oftmals nicht den notwendigen Lebensunterhalt sichern. Die internationale Konkurrenz, die die Agrarpreise zunehmend unter Druck setzt, tut ihr übriges zu dieser Entwicklung.¹⁸ Typisch ist, daß die Bewirtschaftung in der Regel nur von Angehörigen der Familie und ohne fremde Hilfe bewältigt werden muß. Nur zur Ernte und während der Traubenlese werden Tagelöhnerinnen und Tagelöhner herangezogen.¹⁹

Durch den Einsatz modernerer Produktionstechniken wird versucht, die Situa-

tion zu verbessern. Es werden zwar produktionssteigernde Neuerungen, vor allem die bessere Düngung des Bodens, eingeführt, aber am eigentlichen Dilemma ändert sich nichts, da diese Produktionssteigerungen eine noch weitergehende Bodenzersplitterung möglich machen. Da die Landwirtschaft für viele Familien den Lebensunterhalt nicht mehr garantiert, sind die Kleinbauernfamilien zum gewerblichen Nebenverdienst gezwungen. Die württembergische Regierung unterstützt die Entwicklung des Hausgewerbes offiziell, da sie darin einen Faktor der wirtschaftlichen und auch politischen Stabilisierung sieht. Einen solchen Nebenverdienst stellt in vielen Landgemeinden Württembergs die Leinenweberei dar, die sich im Oberamt bis in die 60er Jahre halten kann, bevor dieser Sektor hausgewerblicher Produktion zunehmend unter den Konkurrenzdruck maschinell hergestellter Produkte gerät und sich zudem noch die Nachfrage von Leinen- zu Baumwollprodukten verschiebt. 1865 gehen in 24 Orten des Oberamtes 280 Arbeiter(innen) an 284 Stühlen der Leinwandweberei als Nebenbeschäftigung nach. Es sind die einkommensschwachen Teile der Bevölkerung, die die Leinenweberei – häufig nur in Verbindung mit der Baumwollweberei – auf der Basis von Kundenbestellungen und zur Eigenversorgung betreiben. Vor allem deshalb bleibt trotz der Konkurrenz der billigeren maschinellen Baumwollerzeugnisse die Leinenweberei als hausindustrielle Einkommensquelle bestehen. Vom einsetzenden Strukturwandel in Handwerk und Gewerbe ist dann auch das regionale Leinengewerbe betroffen. Trotz des Niedergangs der württembergischen Leinenweberei kann sie sich in Dörfern wie Affalterbach, Höpfigheim, Kirchberg oder Rielingshausen als hausindustrieller Erwerbszweig zunächst noch erhalten.²⁰ Dieser gewerbliche Nebenverdienst ermöglicht vielen Kleinbauern, trotz der fortschreitenden Verkleinerung der landwirtschaftlichen Betriebsgrößen, in der zweiten Hälfte des 19. Jh. zu überleben. Ebenso verliert in manchen Orten der Weinbau als Haupterwerbsquelle immer mehr an Bedeutung, da durch billige und hochwertige Weinimporte der im Mittleren Neckarraum erzeugte Wein immer schwieriger abgesetzt werden kann.²¹ Letztlich führt das 1926 zu einem Punkt, an dem der Steinheimer Gemeinderat feststellen muß, »daß zwar in der hiesigen Gemeinde keine ausgesprochenen Weingärtner vorhanden sind, daß aber eine Zahl von Kleinlandwirten gleichzeitig Weinbau betreiben...«²²

Von dem Moment an, als es entsprechende industrielle Arbeitsplätze in der Strickerei und Wirkerei gibt, muß die Leinenweberei wegen der billigeren industriellen Produktion eingestellt werden, so daß dieser Erwerbszweig bis 1904 völlig verschwindet. Die kostengünstigere industrielle Produktion beseitigt auch wie andernorts die hausindustrielle ökonomische Nische. Infolge der ausgebliebenen beziehungsweise verzögerten Industrialisierung hat der Niedergang der Handweberei im Oberamt Marbach einen absoluten Rückgang an Beschäftigten im Textilgewerbe zur Folge. Charakteristisch für die württembergische Industrialisierung ist die Konzentration auf die verarbeitende Industrie sowie, daß diese hochspezialisierte Industrie nicht nur in größeren Städten, sondern auch im Gegensatz zu Norddeutschland ebenso in kleineren Gemeinden wie Marbach oder Steinheim zu finden ist.²³ Auch dort erfolgt die Fortentwicklung einzelner Handwerksbetriebe zu industriellen Produktionsstätten.²⁴ Aus dem traditionell stark vertretenen Schreiner- und Gerbergewerbe schälen sich in der Region die Leder- und Holzverarbeitung als Kristallisationspunkte industrieller Unternehmen heraus. Die Land-schreinereien verlieren gegenüber der aufstrebenden Möbelindustrie und Parkett-

fabrikation an Bedeutung.²⁵ Zunächst kommen jedoch auch in der Holz- und Lederbranche die später expandierenden Unternehmen über das Niveau größerer Handwerksbetriebe nicht hinaus. 1895 gibt es aber immerhin 29 Betriebe mit mehr als fünf Beschäftigten (323 insgesamt). Jedoch gegenüber den benachbarten Oberämtern Ludwigsburg und Besigheim geht es im Oberamt Marbach gemächlich in das Industriezeitalter. Das Gewerbesteueraufkommen 1909 zeigt, daß sich nach Abzug des Existenzminimums der Ertrag pro Gewerbebetrieb per Saldo im Oberamt Besigheim auf 1720 Mark (M), im Oberamt Ludwigsburg auf 1242 M, im Oberamt Vaihingen auf 327 M und im Oberamt Marbach schließlich nur auf 216 M im Jahresdurchschnitt beläuft.²⁶

Eisenbahnerschließung und Elektrifizierung

Moderne Maschinenteknik faßt nur zögernd Fuß. Von der ersten Mechanisierungswelle bleibt das Oberamt zunächst fast unberührt. Holzbearbeitungsmaschinen finden nur geringe Verbreitung. 1888 fertigen in Steinheim 26 Schreiner- und Drehermeister mit 86 Arbeitern und 41 Lehrlingen 32 400 Stühle in meist kunstvoller Handarbeit.²⁷

Eine wichtige Voraussetzung für den Einsatz kapitalintensiver Dampfmaschinenkraft ist die Aussicht auf kostendeckende Umsatzerlöse, die wiederum von Marktnähe und entsprechender Verkehrsanbindung abhängt. Die Eisenbahnbaupolitik benachteiligt lange Zeit den verkehrsabseitigen Raum um Marbach, der erst 1879 mit der Linie Backnang–Bietigheim für den damals modernsten Verkehrsträger erschlossen wird. 1891 erfolgt mit der Strecke Marbach–Beihingen der Anschluß nach Ludwigsburg und eine Anbindung an die zentralen Linien Heilbronn–Stuttgart und Stuttgart–Ulm. Bis 1894 muß das Bottwartal warten, bis die Schmalspurbahn Marbach–Beilstein ihren Betrieb aufnimmt.²⁸

Das Vordringen der Eisenbahn und mit ihr der Dampfmaschine schafft die Voraussetzungen für die weitere industrielle Entwicklung.²⁹ Sie nimmt nun das bisher brachliegende große Arbeitskräftepotential der Landbevölkerung in ihren Dienst, das infolge der rationalisierten Anbaumethoden in der Landwirtschaft in der zweiten Hälfte des 19. Jh. »freigesetzt« wird und nun in die Industriestädte pendeln kann, ohne den Wohnort und die agrarische Subsistenzwirtschaft aufgeben zu müssen.³⁰ In Ludwigsburg wird für die weitere Industrialisierung mit diesem Potential gerechnet:

»Daraus geht hervor, daß in den ... 5 Gemeinden [Pflugfelden, Kornwestheim, Eglosheim, Oßweil und Neckarweiningen, d. V.] überschüssige Arbeitskräfte vorhanden sein müssen, welche darauf angewiesen sind, ihren Verdienst außerhalb zu suchen. Im weiteren Umkreis ist die Stadt noch umgeben von einer ganzen Reihe von Ortschaften, bei welchen die Verhältnisse ähnlich liegen, ... und welche zum Teil durch die Hauptbahn und die Bahn nach Marbach aufs bequemste zu erreichen sind.«³¹

In den Orten des Oberamts, in welchen schon ein gewerbliches Arbeitskräftepotential vorhanden ist, vermögen sich infolge der Elektrifizierung (s. u.) einzelne Handwerksbetriebe zu Fabriken zu entwickeln. Dieser Standortfaktor ist eine wesentliche Voraussetzung für die industrielle Streuung und den ökonomischen Erfolg in der Region.³² Durch den Eisenbahnanschluß verbessert sich die Ver-

kehrsanbindung der Region. Aus den vorhandenen kleingewerblichen Betrieben entwickeln sich Produktionsstätten, die für einen entfernten Markt produzieren können. Direkt verantwortlich dafür sind die durch den Eisenbahnanschluß gesunkenen Transportkosten, die das ländliche Kleingewerbe erst konkurrenzfähig machen. So verbinden sich mit der Planung der Bottwarthalbahn für einen Murrer Gewerbetreibenden entsprechende Hoffnungen: »Der hiesige Kunstmöbelbesitzer hofft, mit Hilfe der Bottwarthalbahn in der Stadt Heilbronn konkurrenzfähig zu werden, also einen großen Teil seines Absatzes durch die Bottwarthalbahn befördern zu lassen.«³³ Die umfassende Nachfrage nach günstigen Möbeln führt zu einer Konzentration der Massenproduktion von Billigmöbeln in den Städten. Wegen des Standortnachteils bleibt den wenig kapitalkräftigen Landschreinereien nur der Markt für Qualitäts-Edelholzmöbel übrig, bei deren hohem Stückpreis die anfallenden Transportkosten nicht in dem Maße ins Gewicht fallen.³⁴ Württemberg gilt in dieser Zeit wie Sachsen auch als das Zentrum der spezialisierten Stuhlindustrie. Neben der Lederindustrie ist die Möbelindustrie einer der wenigen Produktionszweige im heutigen Kreis Ludwigsburg, für dessen Ausbreitung standortbedingte Einflüsse (Rohstoffvorkommen) nachweisbar sind. Was für die Gerberei das umfangreiche Wasserreservoir der vielen Bäche und Brunnen ist, ist für die Möbelindustrie das reiche Holzaufkommen aus den Löwensteiner Bergen sowie dem Murrhardter und Welzheimer Wald, die das notwendige Holz für die Steinheimer und Marbacher Holzmärkte liefern.³⁵

Ihren vorläufigen Höhepunkt erreicht die Industrialisierung unmittelbar vor dem Ersten Weltkrieg und in den 20er Jahren. Dieser Boom steht in einem engen Zusammenhang mit der raschen Ausbreitung der Energieform der Elektrizität. Einer der ersten Betriebe, bei dem die Elektrifizierung den Produktionsablauf modernisieren hilft, ist die Buchdruckerei Adolf Remppis. Während nach der Einrichtung des Kraftbetriebs im Jahr 1895 immer noch einige Maschinen von Hand bedient werden müssen, erhalten sie 1900 mit dem Einzug des Elektromotors alle einen eigenen Antrieb.³⁶ Für die Klein- und Mittelbetriebe bringt diese Einführung erhebliche Vorteile, da der profitable Einsatz der Dampfmaschine zu jener Zeit notwendigerweise mit einem hohen Kapitalaufwand verbunden ist, das aber nirgendwo in der Region einfach vorhanden ist. Mittels elektrisch betriebener Motoren vermögen jetzt auch Betriebe mit geringerer Kapitaldecke die industrielle Produktion aufzunehmen. Sie entfalten sich vornehmlich in Orten mit einem entsprechenden Arbeitskräftepotential, an denen die Entwicklung bisher vorbeigegangen ist. Ohne die Elektrizität wäre der Aufschwung der spezialisierten Qualitätsmöbelindustrie in Marbach und Steinheim nicht so schnell erfolgt. Dieser Trend der Motorisierung setzt sich in der Weimarer Republik weiter fort. Fast 500 weitere betriebliche Neugründungen zwischen 1925 und 1933 sind Ausdruck dieses Strukturwandels.³⁷

Insgesamt bleibt der agrarische Charakter der Region jedoch erhalten. 1925 leben in den 26 Gemeinden des Oberamtes nach wie vor zwei Drittel der Gesamtbevölkerung von der Landwirtschaft.³⁸ Für die 20er Jahre charakterisiert das »Heimatbuch des Oberamtsbezirkes« die ökonomische Struktur folgendermaßen: »Auch der Bezirk Marbach hat an dieser wirtschaftlichen Entwicklung teilgenommen und gar vieles hat sich durch dieselbe geändert. In Stadt und Land, besonders im Neckar- und Murrtal erhoben sich gewerbliche Anlagen und Fabriken mit ihren rauchenden Schloten. Nur die abgelegenen Dörfer und

Städte im Bottwartal haben ihr altes Ansehen, die alte Beschäftigung in Feld, Weinberg und Wald erhalten. Und wie viele Leute eilen am Morgen auf die Eisenbahnstationen, um in den benachbarten Städten ihre Arbeit und ihren Verdienst zu suchen.«³⁹

Die im Zuge der Eisenbahnerschließung möglich werdende Pendelwanderung zahlreicher Arbeitskräfte in die Ballungsräume Stuttgart/Ludwigsburg ist ein weiteres charakteristisches Merkmal des Industrialisierungsprozesses der Region. In Anlehnung an das belgische Vorbild unterstützt die württembergische Staatseisenbahnverwaltung das Tagespendeln. 1900 (1910) pendeln in Württemberg 54 322 (88 155) Personen. Die 15 307 Pendler, die 1910 täglich nach Stuttgart fahren, kommen aus 314 verschiedenen Wohngemeinden.⁴⁰ Die württembergische Wirtschafts- und Sozialstruktur kennt diese Besonderheit bis heute. 1925 sind 15,2% (im Reich 10,8%, in Sachsen 1,4%) der Erwerbstätigen Pendler.

Die infrastrukturelle Voraussetzung hierfür bilden Einrichtungen wie die »Arbeiterzüge« und die zunehmende Verbreitung des Fahrrads unter den Arbeitern. Offensichtlich werben die Fabrikanten der städtischen Industriebetriebe vor Ort, um »Arbeiter und Arbeiterinnen von hier zu gewinnen«.⁴¹ In einem Bericht über den »Arbeiterverkehr auf der Bahn« in den Jahren 1910/11 heißt es:

»In Marbach wurden nach anderen Stationen Arbeiterwochenkarten verkauft: 120 für einfache, 4604 für Hin- und Rückfahrten. Von anderen Stationen nach Marbach dagegen gelöst: 198 Wochenkarten für einfache und 1339 für Hin- und Rückfahrt, ferner 34 Rückfahrkarten.«⁴²

Insbesondere im Großraum Stuttgart/Ludwigsburg, in dem überproportional viel Industrie und Gewerbe angesiedelt und allgemein die durchschnittliche landwirtschaftliche Betriebsgröße gering ist, ist der Anteil der Nebenerwerbslandwirte im Agrarsektor sehr groß. Diese Form der Erwerbstätigkeit ist das Ergebnis eines einstmals egalitären Erbrechts, der Realteilung, deren soziale Logik, bedingt durch das Bevölkerungswachstum, sich nun gegen die Erben selbst richtet.⁴³ Diese Form der Erwerbstätigkeit wird durch die Verknappung des Wohnraumes in den württembergischen Großstädten⁴⁴ sowie der Immobilität eines Teils der württembergischen Industriearbeiterschaft, die wiederum eng mit der württembergischen Realteilung (s. u.) zusammenhängt, begünstigt.

Diese auch in der Region spürbare Form von Abwanderungsbewegung läßt sich als eine »ständige Übertragung von Ressourcen« zwischen peripheren Regionen und industriellen Zentren charakterisieren. Denn die geringeren Kosten der ländlichen Arbeitskräfte ermöglichen eine Mehrwertsteigerung in den Zentren. Die Folge der Beschleunigung ist die ungleiche Entwicklung von Stadt und Land.⁴⁵

Von Unternehmerseite wird die Bevorzugung des ländlichen Arbeitskräftepotentials zugleich mit einem politisch-strategischen Ziel verknüpft. Unter allen Umständen sollte in Ludwigsburg das Entstehen eines Industrieproletariats städtischen Zuschnitts mit sozialdemokratischen Anschauungen verhindert werden. Dabei ist eine Stadtverwaltung zugange, die »allen Ansiedlungs- und Wachstumstendenzen ... mit gelassener Zurückhaltung« gegenübersteht, da Ludwigsburg »eine reinliche Stadt bleiben« soll.⁴⁶ Die Stadt setzt einiges daran, daß die Arbeiter in den Dörfern wohnen bleiben: »Aus dem allem folgt, daß eine in Ludwigsburg sich ansiedelnde Industrie wohl ohne Zweifel ein reiches Angebot von Arbeitskräften finden würde, welche dabei aufs bequemste Gelegenheit hätten, die wohlfeileren Lebensbedingungen auf dem Lande zu genießen.«⁴⁷

Hierzu sollen auch finanzielle Anreize beitragen. Die Firma Heinrich Franck Söhne teilt 1880 »den Arbeitern der Orte Asperg, Tamm, Geisingen, Heutingsheim, Beihingen, Benningen, Marbach, Kornwestheim und Stammheim ... mit, daß wir die Taxe der Eisenbahn-Fahrt hin und zurück für sämtliche Stationen gleichmäßig auf 30 Pfennig per Woche heruntersetzen und den übrigen Kosten-Teil für uns übernehmen. Die Arbeiter der übrigen umliegenden Orte, welche per Bahn nicht zu erreichen sind, erhalten hingegen einen Beitrag zum Schubwerk von 1 M 50 Pf per Monat (Schubgeld).«⁴⁸

Die städtischen Arbeiter werden sogar regelrecht aufgefordert umzusiedeln: »Unsere übrigen Arbeiter aber ersuchen wir, dafür zu sorgen, daß sie von der Stadt wegziehen und nach und nach in die umliegenden Orte zu wohnen kommen. Dies, Ihr lieben Arbeiter, wünschen wir deshalb, weil es Euer und Eurer Familien allereingeststes Interesse ist.«⁴⁹

Als Begründung muß das schädliche sittliche Klima der Stadt herhalten: »Ist es denn nicht leider wahr, daß die Sitten in der Stadt sehr gesunken sind, und daß Ihr Eure Kinder, so Ihr nur ernstlich wollet, vor manchem Übel, das in der Stadt üppig wuchert, auf dem Lande bewahren könnet. ...«⁵⁰

Daher heißt es auch in der Fabrikordnung der Firma Heinrich Franck Söhne von 1882: »... Um dem Arbeiter seine bürgerliche Stellung, sein Ansehen in der Gemeinde zu wahren und ihm nach jeder Richtung seine Lebenspflichten zu erleichtern, namentlich ihm die Möglichkeit zu eigenem Besitze zu geben, ist es Sorge der Fabrikbesitzer, daß die Arbeiter und ihre Familien auf dem Lande wohnen, wo sie in jeder Beziehung leichter, angenehmer, nützlicher, freier und ersprißlicher als in der Stadt leben können.«⁵¹

Folgerichtig gilt der pendelnde Arbeiter vom Land in Unternehmerkreisen als »außerordentlich schätzenswerter Bestandteil der Arbeiterschaft, da er sich vor allem durch Solidität auszeichnet; die Arbeiter haben meist ein eigenes Haus mit kleiner Landwirtschaft, die von der übrigen Familie besorgt wird.«⁵² Vom Landleben erhofft sich auch die Firma Heinrich Franck Söhne offensichtlich einen »zivilisierenden« Einfluß auf das »ungebändigte« Proletariat:

»Ihr Männer alt und jung, Ihr Frauen und Mädchen, wir fordern Euch auf, der Welt zu zeigen, und Ihr könntet es Alle, denn Viele unter Euch beweisen es ja zu ihrem Segen und zu unserer Freude, – daß auch ein Fabrikarbeiter ein braver, solider, sparsamer, religiöser, durch und durch zu respektierender Mensch sein, und zu Ansehen, Achtung in der Gemeinde, zu Besitz und Wohlstand mit den Jahren kommen kann. ...«

Eine Handlungsanweisung, wie mit denen zu verfahren ist, die sich dem »zivilisatorischen« Zugriff der Firma Heinrich Franck Söhne widersetzen, wird gleich mitgeliefert: »Ihr Viele aber, die Ihr etwas auf Euch haltet, helft uns in unserem Bestreben, Allen zu nützen, aber auch helft uns diejenigen zu entfernen, die Eurem Stande Unehre machen, die Euren Kredit in Verruf bringen oder ein liederliches Leben führen. ...«⁵³

Darüber, daß es sich dabei hauptsächlich um diejenigen handelt, die ihre Interessen gegen den Fabrikbesitzer organisieren, sprich um potentielle Gewerkschafter und Sozialdemokraten, besteht kein Zweifel. Ist doch die Angst vor sozialdemokratischen Umtrieben in Ludwigsburg immer wieder Gegenstand von entsprechenden Auseinandersetzungen und Polemiken.⁵⁴

Industrielle Schwerpunkte der Region

Die Industrialisierung des Oberamts Marbach führt zur Herausbildung verschiedener Gemeindetypen: die Arbeiterwohngemeinde Benningen, in der fast die gesamte Erwerbsbevölkerung in den Ballungsraum Stuttgart auspendelt, das Industriedorf Steinheim, das sich zu einer süddeutschen Hochburg der Qualitätsmöbelindustrie entwickelt und die Oberamtsstadt Marbach, der administrative Aufgaben zukommen, die aber auch über eigene industrielle Produktionsstätten (Holz und Leder) sowie über ein hohes Pendleraufkommen verfügt. Die ›Landorte‹ zeichnen sich zwar auch durch ihre Pendlerstrukturen aus, besitzen aber noch ein relativ hohes Maß an agrarischer Bevölkerung.

Die Arbeiterwohngemeinde Benningen

Einige Bauerndörfer der Region wandeln sich zu Arbeiterwohn- bzw. Mischgemeinden. Herausragendes Beispiel dafür ist Benningen. Benningen gehört zu den Gemeinden, in denen die Einwohnerzahl im Verlauf der regionalen Industrialisierung im Gegensatz zu den reinen Agrargemeinden stetig zunimmt (Tabelle 3).

Jahr	Einwohner
1871	884
1901	1 091
1921	1 450
1925	1 510

Tabelle 3. Einwohnerzahl Benningen⁵⁵

Jahr	Auspendler
1900	130
1910	255/237
1928	442

Tabelle 4. Auspendler Benningen⁶⁶

Um die Jahrhundertwende bewirtschaften 130 kleinbäuerliche Familienbetriebe die 230 ha große Gesamtackerfläche Benningens. Die im Vergleich zum Oberamt Marbach (3,02 ha) sehr geringe durchschnittliche Betriebsgröße von 1,76 ha erweist sich als unzureichend, um den Lebensunterhalt aller Benninger zu sichern.⁵⁶ Die Industrialisierung ermöglicht eine andere Form der Existenzsicherung und drängt die Landwirtschaft als Vollerwerbszweig für die Mehrheit der Bevölkerung zurück.⁵⁷ Allerdings geht bereits vor der Industrialisierung ein Teil der kleineren Landwirte einer handwerklichen Nebenerwerbstätigkeit nach. Somit findet die spätere Herausbildung des Arbeiterbauern in gewisser Weise vor der Industrialisierung ihre Entsprechung.⁵⁸

Nach dem Eisenbahnanschluß (1879) sind es zunächst die Söhne der Tagelöhner und ›Häusler‹ und schon bald darauf die nachwachsende Generation der Kleinbauernfamilien, die durch ihren Verdienst in auswärtigen Fabriken wesentlich zum Auskommen der Familien beitragen.⁵⁹ Dieses Arbeitskräftereservoir bleibt bis in die Weimarer Republik bestehen: »Dies ist auch dem Umstand zuzuschreiben, der es ermöglicht, im Industriebezirk Ludwigsburg–Stuttgart all die in den kleinbäuerlichen Familien überschüssigen und im Landwirtschaftsbetrieb nicht mehr ernährbaren Arbeitskräfte aufzunehmen.«⁶⁰

Ähnliche Beobachtungen in anderen Orten der Region deuten darauf hin, daß es insbesondere die Söhne (und Töchter) sind, die, wie z. B. in Erdmannhausen,

bereit sind, in die neuen Produktionsstätten zu gehen, um ihren Teil zum Lebensunterhalt der nach wie vor agrarisch orientierten Familien beizutragen: »Die jüngeren Leute arbeiten teilweise auswärts, besonders als Gipsler.«⁶¹ Dies betonen auch die Pfarrberichte, welche die durch die Industrialisierung hervorgerufenen Veränderungen in der Region sehr genau registrieren.⁶²

Im Laufe der Jahre bildet sich in Benningen wie in anderen Orten der Region der Typus des »Arbeiterbauern« in Form des »Mondscheinbauern« heraus, der mit seiner Familie die ererbten Äcker nach Feierabend und am Wochenende bewirtschaftet und die Woche über in den Fabriken außerhalb seines Wohnortes arbeitet.⁶³ Insbesondere in Krisenzeiten erweist sich diese Nebenerwerbslandwirtschaft als wichtiger Rückhalt. Das heißt nichts anderes, als daß die Arbeiterbauern einen nicht unerheblichen Teil ihrer Reproduktionskosten nicht über ihren Lohn, sondern aus der Subsistenzwirtschaft erzielen. Die Ressourcenübertragung von der Provinz in die Zentren besteht neben den geringeren Lohnkosten vor allem im finanziellen Abfedern der Zeiten von Arbeitslosigkeit, Krankheit und Alter durch die Familie bzw. ländliche Gemeinde.⁶⁴

In der zweiten Hälfte des 19. Jh. hat in Benningen verstärkt das Baugewerbe Konjunktur. 1889 finden allein im Steinhauergewerbe 18 Benninger Beschäftigung. Außer einer 1897–1927 bestehenden Zigarrenfabrik (Paul Barth. G. Albert Reinger Nachf.) verfügt die Gemeinde selbst über keinerlei nennenswerte industrielle Arbeitsplätze.⁶⁵ 1910 leben in Benningen 255 Pendler. Bestreiten 1900 erst 14% aller Erwerbstätigen ihren Lebensunterhalt außerhalb der Gemeinde, so sind es 1928 bereits 76%. Spätestens zu diesem Zeitpunkt hat sich Benningen von einem Bauerndorf zu einer Arbeiterwohngemeinde gewandelt. Die Zahl der Benninger Auspendler entwickelt sich im Untersuchungszeitraum stetig nach oben (Tabelle 4).

1910 gliedert sich die Zahl der auswärts Arbeitenden in 185 männliche und 70 weibliche Pendler, wovon 133 in Ludwigsburg, 62 in Kornwestheim, zehn in Feuerbach und acht in Zuffenhausen beschäftigt sind (bei 1379 Einwohnern). Von 442 Pendlern im Jahr 1928 fahren allein 142 nach Kornwestheim.

Das Industriedorf Steinheim

Handwerk, Handel und Gewerbe haben im bäuerlichen Steinheim aufgrund der relativ günstigen Lage an einer Handelsstraße und einem entsprechenden Wasserkraftaufkommen, der Hauptenergiequelle Württembergs bis zur Jahrhundertwende, eine bis in das 18. Jh. zurückreichende Tradition. Insgesamt aber dominiert in Steinheim, wie in den umliegenden Orten, in der Mitte des vorigen Jahrhunderts eine weitgehend agrarische Erwerbsstruktur. Steinheims Einwohnerzahl steigt im Verlauf der Industrialisierung kontinuierlich (Tabelle 5).⁶⁷

Jahr	Einwohner	Jahr	Einwohner	Jahr	Auspendler	Einpendler
1886	1 281	1925	1 629	1900	7	14
1904	1 446	1928	1 785	1910	23	26
1911	1 549			1925	98	38

Tabelle 5. Einwohnerzahl Steinheim

Tabelle 6. Aus- und Einpendler Steinheim⁷⁷

Die gewerbliche Entwicklung Steinheims wird bis 1850 zunächst von den Webern geprägt. Erst danach beginnt das Schreinerhandwerk zu expandieren. Der Sprung von der rein handwerklichen zur industriellen Produktion erfolgt in Steinheim zwischen 1880 und 1890. Erstmals finden nun in der Steinheimer Möbelherstellung Holzbearbeitungsmaschinen Verwendung.⁶⁸ Bereits Mitte des 19. Jh. produzieren einige Steinheimer Möbelschreiner »mit ausschließlichem Absatz nach außen«.⁶⁹ Die württembergische Möbelindustrie bringt die auch für die Region so typischen Handwerker-Fabrikanten hervor. Mit Vergrößerung einiger Schreinerereien ab 1887, nimmt gleichzeitig die Gesamtzahl der Schreinerbetriebe im Verlauf eines Konzentrationsprozesses ab. Von den 35 ansässigen Betrieben in den 80er Jahren existieren um 1900 nur noch 25. Vier Betriebe beschäftigen zu diesem Zeitpunkt mehr als 20 und weitere drei mehr als zehn Arbeiter.⁷⁰ Schon zu diesem Zeitpunkt ist Steinheim auf dem Weg, sich zum führenden Zentrum der Sitzmöbelherstellung in Württemberg und zum »*gewerbsamste[n] Ort des Bezirkes*«⁷¹ zu entwickeln. Die Tatsache, daß Steinheim zu einem Zentrum der Sitzmöbelindustrie aufsteigt, ist nicht nur auf die Standortbedingungen wie die Nähe zum Welzheimer und Murrhardter Wald zurückzuführen, sondern rührt auch daher, daß die Stuhlschreinerei Fachkräfte benötigt, für deren Ausbildung eine räumliche Konzentration Vorbedingung ist: »Die Arbeitgeber solcher auf dem Land gelegenen Betriebe ziehen deshalb vielfach gewandte Arbeiter aus den eigentlichen Industriegegenden als Vorarbeiter, Meister und bessere Arbeiter bei, um nicht allzu sehr hinter ihrer Konkurrenz zurückbleiben zu müssen.«⁷²

Diese hochqualifizierten Facharbeiter gibt es in der benötigten Anzahl in der Region zunächst nicht. Die entstehenden Betriebe sind daher gezwungen, Facharbeiter von auswärts anzuwerben. Dieselben verstehen sich selbst eher noch als Handwerker und zeichnen sich durch ihren außerordentlichen Mobilitätsgrad⁷³ aus. Noch vor den eigentlichen Arbeitern im Sinne von Berg- oder Fabrikarbeitern spielen vor allem die Handwerksgesellen eine wichtige Rolle im regionalen Industrialisierungsprozeß. Darüber hinaus produzieren Frauen und Kinder in Heimarbeit Korbsessel und geflochtene Stuhlaufgaben für die Steinheimer Stuhlindustrie. Nicht so sehr gesetzliche Einschränkungen und deren genaue Überwachung, sondern hauptsächlich die Einführung produktiverer Maschinen und die geringer werdenden Absatzmöglichkeiten von Rohrstühlen drängen die Kinderarbeit im Oberamt Marbach zurück.⁷⁴

Neben den Holzverarbeitungsfabriken existieren 1923 in Steinheim vier Kies- bzw. Sandgruben und Kalksteinbrüche, die insgesamt 35 Arbeiter beschäftigen.⁷⁵ Die Klagen über den Schmalspurbetrieb und die mangelnde Kapazität der 1894 eröffneten Bottwartalbahn aus dem Jahr 1910 illustrieren die rasche industrielle Entwicklung Steinheims:

»Schon nach einigen Jahren erwies sich die Anlage für Steinheim zu klein. Um die Wagen vor den Rollschemeln abstellen zu können, ist auf hiesiger Station ein Normalgeleise erstellt worden, das aber gegenwärtig eher hindernd im Wege steht. Der Verkehr auf der Station Steinheim hat von Jahr zu Jahr eine so bedeutende Steigerung erfahren, daß die Verladegeleise als unzureichend bezeichnet werden müssen. Auf den Geleisen sind höchstens 5 Waggons für den täglichen Verkehr berechnet, während durch den neuerdings in hohem Aufschwung sich befindlichen Sandwagenverkehr 15–20 Waggons fällig sind. Die Sandgräberei gewinnt immer mehr an

Ausdehnung, weil große Flächen zur Verfügung stehen. Überdies sind vom Staat viele Güter aufgekauft worden, nur zum Zweck der Sandausgrabung. Der hiesige Sand ist sehr gesucht. Der Verkehr wird aber dadurch gehemmt, daß nicht immer die nötigen Wagen zur Verfügung stehen – wegen der leidigen Schmalspur! Wie man hört, soll der erst vor zwei Jahren stattgefundenen Vergrößerung des Bahnhofes eine weitere folgen, die sich aber wiederum angesichts der bedeutend gesteigerten Sandabfuhr als ungenügend erweisen wird. . . . Man wirft jetzt nicht umsonst die Frage auf, ob es bei einem solchen Anlaß nicht an der Zeit wäre, die Schmalspur umzubauen, wenn auch zunächst nur zwischen den Stationen Marbach und Steinheim . . . Die Sandwagen könnten dann mit Normalbahnzügen leicht nach Marbach gebracht werden, und sicher würde sich ein Mehraufwand gegenüber dem stets komplizierten und sehr teuren Schmalspurbetrieb auf »Rollschemel« nicht ergeben.

Die Fracht, die die hiesige Schreinerei und die Möbelfabriken dem Verkehr zuführen, ist ebenfalls bedeutend. Jeder Reisende auf der Bottwartalbahn kann sich davon überzeugen, die vielen Zugverspätungen auf hiesiger Station reden außerdem eine deutliche Sprache. Soviel aus den Ausschreiben hiesiger beteiligter Sandgräber zu ersehen ist, gingen im Jahr 1906 etwa 445 Waggons ab, im Jahr 1910 nach unseren Schätzungen in den ersten 9 Monaten 1500 Waggons. Es wird wohl dem gemachten Vorschlag entgegnet werden, der Sandverkehr könne später wieder aufhören, die Sache ließe sich wegen der Krümmung bei Marbach nicht machen. Das erste trifft kaum in einigen Menschenaltern zu und zu letzterem ist zu sagen, daß, wenn nur der Wille zur radikalen Abhilfe da ist (alles Flickwerk kostet nur wieder viel Geld, und völlig abgeholfen kann den Mißständen dadurch doch nicht werden), dann kann der angegebene Weg auch beschritten werden.«⁷⁶

Ist Steinheim bisher noch eine »typische Landgemeinde«, so wandelt sich das Dorf bis zum Ende der 20er Jahre zu einer »Mischgemeinde«. 1928 gehören 1010 Steinheimer (inkl. Familienangehörige) zur Gruppe der Lohn- und Gehaltsempfänger, 370 Personen leben von der Landwirtschaft, 324 als Gewerbetreibende, 24 sind sowohl Landwirte wie Gewerbetreibende und 57 Personen werden zu den freien Berufen bzw. unter Sonstiges gerechnet. Steinheim gehört zu den wenigen Orten in der Region, in die Arbeiter in nennenswerter Zahl einpendeln (Tabelle 6).

Die Oberamtsstadt Marbach

Die Oberamtsstadt Marbach a. N., deren Einwohnerzahl nach der Jahrhundertwende zunächst rückläufig ist, verzeichnet mit dem Beginn der Industrialisierung nach der Jahrhundertwende wieder den Stand der Jahrhundertmitte und eine kontinuierlich steigende Bevölkerungszahl (Tabelle 7).

Jahr	Einwohner	Jahr	Einwohner
1864	2 216	1905	2 620
1871	2 186	1930	ca. 3 500
1900	2 436		

Tabelle 7. Einwohnerzahl Marbach a. N.⁷⁸

Jahr	Auspendler	Einpendler
1900	59	16
1910	117	74
1925	283	234

Tabelle 8. Aus- und Einpendler Marbach a. N.⁸⁸

Wie in den Nachbarorten bilden Feld- und Weinbau sowie Viehzucht die Haupterwerbsquelle im 19. Jh. Der ›Gewerbetrieb‹ um 1860 beschränkt sich noch »vorzugsweise auf die gewöhnlichen Handwerker«, doch wird bereits für den innerstädtischen wie für »benachbarte Märkte« produziert.⁷⁹ Auffallend zahlreich ist zu diesem Zeitpunkt das Gerbergewerbe vertreten, das aber bis in die Weimarer Republik hinein immer mehr an Bedeutung verliert:

»Das einst stark vertretene und in einfachem Handwerksbetrieb ausgeübte ehrsame Handwerk der Gerber ist beinahe ausgestorben oder vielmehr der Konkurrenz der benachbarten Gerberstadt [Backnang, d. V.] mit ihren Großbetrieben erlegen. Neben zwei noch existierenden Kleinbetrieben konnte sich nur die Firma Ernst & Meißner ebenfalls aus kleinsten Anfängen heraus zu einem Fabrikbetrieb entwickeln. Eine kleinere Schuhfabrik ist den Leidensweg gegangen, den viele andere in Deutschland schon gehen mußten, weil sie gegen die Konkurrenz der Riesenbetriebe machtlos waren.«⁸⁰

Der zweite Handwerkszweig, das Schreinergerwerbe, aus dem eine fabrikmäßige Produktion hervorgeht, ist 1860 in Marbach noch nicht mit Steinheim vergleichbar.⁸¹ Aber wie in Steinheim entsteht eine sich auf Qualitätsmöbel konzentrierende Holzverarbeitungsindustrie, deren Wettbewerbsstärke 1929 schließlich auch in der Arbeiterpresse gepriesen wird:

»Aus besonderen Gründen, die aber heute nicht Gegenstand der Betrachtung sein sollen, ist die Möbelfabrikation noch nicht von Riesenunternehmungen bedrängt und dürfte es auch vorerst nicht werden. Möbelfabriken mit 200 Beschäftigten zählen schon zu den Großen, neben denen auch noch die kleineren Betriebe existenzfähig bestehen können. In Marbach sind eine Anzahl mittlerer Betriebe in der Möbelbranche, die im Wettbewerbskampf den besten deutschen Firmen ebenbürtig, teilweise in ihren Spezialitäten tonangebend und in den Qualitäten sogar überlegen sind. Auch hier ging die Entwicklung aus kleinsten Anfängen hervor und konnte, durch besondere Umstände begünstigt, zur heutigen Blüte gedeihen. Die Firma Bock & Feil fertigt nur Sitzmöbel, mit denen sie konkurrenzlos dasteht. Bei Albrecht & Mammelle werden Tische aller Größen, Holzarten und Preislagen fabriziert. Die Produkte beider Firmen haben Absatzgebiete im In- und Ausland. Die serienweise Herstellung von Schlafzimmermöbeln betreibt die Firma Gottlob Hoffmann. Diese Firma liefert den Beweis, daß trotz der Massenfabrikation das typisierte Produkt Geschmacksware sein kann. Hat doch ein bedeutender Fachmann anlässlich der letzten Stuttgarter Möbelmesse ein Musterzimmer dieser Firma als ein ›Gedicht‹ unter den ausgestellten Einrichtungen bezeichnet. – Die Herren- und Speisezimmereinrichtungen, die in der Fabrik von Gottl. Stäblers Söhne hergestellt werden, sind den besten Produkten der deutschen Möbelindustrie ebenbürtig und erfreuten sich wegen ihrer geschmackvollen und soliden Bauart schon lange vor dem Kriege auch bei der Privatkundschaft großer Beliebtheit und fleißiger Abnahme. Diese Firma genießt auch noch einen besonders guten Ruf mit ihrer der Möbelfabrikation angegliederten Bauschreinerei.«⁸²

Offensichtlich begegnen die Tischler der allgemeinen Durchsetzung von Massenware mit Spezialisierung und Maschinerisierung: »Bei den Tischlern beschleunigte gerade die technische Modernisierung der Betriebe und die damit einhergehende Spezialisierung die Abhängigkeit vom Möbelhandel. Die Behauptung des Handwerks, so weit sie gelang, vollzog sich nicht gegen Industrie und Handel, sondern vielmehr durch Ein- und Unterordnung in die kapitalistische Wirtschaft. Es war,

wie Theodor Geiger meinte, ein ›achtbarer, aber bescheidener Trabant der Industrie‹ geworden.«⁸³

Zunächst beschäftigen 1904 in Marbach sieben Betriebe der Leder- und Möbelindustrie 139 Arbeiter. Zwei weitere Betriebe verfügen über jeweils elf Arbeitsplätze und der 1880 gegründete Filialbetrieb zur Herstellung von Zwischenfabrikaten der Cichorienfabrik Hermann Franck Söhne über 33 Saisonarbeitsplätze.⁸⁴ Daneben besteht um 1910 noch die Trikotfabrik der Gebrüder Löb, die Trikotnäherinnen aus Steinheim, Murr und Marbach zählt, von der später jedoch nichts mehr zu hören ist.⁸⁵ Im Zuge dieser Entwicklung siedeln sich immer mehr Arbeiterfamilien an, so daß der Pfarrbericht von 1898 feststellen kann, daß »allmählich auch ein ›Arbeiterstand‹ (Schreiner, Dreher, Gerber)« entsteht.⁸⁶ Wie in Benningen und Steinheim findet die Industrialisierung unmittelbar vor und nach dem Ersten Weltkrieg ihren ersten Höhepunkt:

Was die Berufs- und Erwerbsverhältnisse anbelangt, so verwandelt sich dasselbe Weingärtnerstädtchen immer mehr in eine Industriestadt. Zwar ist die Bauernschaft noch ein starker Bruchteil der Bevölkerung und wird es wegen der großen Markung bleiben, während der Weinbau etwas zurückgeht. Bauern und Weingärtner sind seit dem Krieg in ihren Vermögensverhältnissen mächtig emporgekommen, weil die Verteuerung der Lebensmittel, welche hier teilweise über die großstädtischen Preise hinausgehen, ihnen hohe Einnahmen verschafft. Aber der Aufschwung der Industrie ist fast noch größer. Die Tisch- und Stuhlfabrikanten haben seit Jahren Hochkonjunktur. Die Fabrikanten sind sehr viel geworden und dehnen ihr Geschäft aus. Vielmehr sind hunderte von Arbeitern zugezogen, und die jungen Mädchen gehen fast alle ins Geschäft, statt in einen Dienst. Große Scharen fahren in die Fabriken von Ludwigsburg, Kornwestheim, Feuerbach und Stuttgart.⁸⁷

Die Ursache für die Pendelwanderung ist auch hier die Realteilung. 1883 besitzen in Marbach 38 Weingärtner Weinbergflächen, die kleiner als fünf Ar sind und 43 ›Wengerter‹ zwischen fünf und zehn Ar umfassende Anbauflächen.

Die Oberamtsstadt bekommt ein immer stärkeres industrielles Gepräge: »Würde ein Marbacher, der vor 25 Jahren ausgewandert ist, heute zurückkehren, so würde er staunen über die Ausdehnung, die seine Vaterstadt in der Zwischenzeit genommen hat. Damals war die Landwirtschaft noch vorherrschend, daneben das Kleingewerbe, wie es zu damaliger Zeit in jeder kleinen Stadt anzutreffen war. An Industrie waren nur bescheidene, zu keinen kühnen Hoffnungen berechtigende Ansätze vorhanden. Selbst der Fremdenverkehr, der heute so stark angewachsen ist, hielt sich in bescheidenen Grenzen. Große Veränderungen sind inzwischen vor sich gegangen. Die Struktur des wirtschaftlichen Lebens hat sich erheblich geändert und damit auch die Zusammensetzung der Bevölkerung. Zwar sind die landwirtschaftlichen Betriebe noch im gleichen Umfang wie früher vorhanden, daneben ist aber eine Industrie emporgewachsen, die die Ansiedelung einer neuen Bevölkerungsschicht begünstigte. Die Arbeiterschaft überwiegt heute zahlenmäßig.«⁸⁹

Für Marbach ist darüber hinaus noch die Funktion als Oberamtsstadt von Bedeutung. Hier befinden sich die administrativen, sozialen und kulturellen Versorgungseinrichtungen: das Oberamt, das Oberamtsgericht, das evangelische Dekanat, die Lateinschule, das Bezirkskrankenhaus und die Lokalzeitung, die der Stadt für die umliegenden Gemeinden eine gewisse Zentrumsfunktion verleihen. Als Besonderheit kommt noch der Schiller-Kult⁹⁰ hinzu, der Marbach als Geburts-

stadt Friedrich Schillers und durch die Errichtung des Schiller-Nationalmuseums (1903) weit über Württemberg hinaus bekannt macht und damit die ersten Grundlagen für den erstmals in der Weimarer Republik nennenswert einsetzenden Fremdenverkehr legt.

Die ›Landorte‹ des Oberamts

In den sogenannten Landorten nimmt die Einwohnerentwicklung einen höchst unterschiedlichen Verlauf:

Ort	1861–1880	*1886–1900	1904–1905	1912–1914	1925–1928	1933–1939
Großbottwar		2 365 (*1886)	2 012			
Beilstein	1 545 (1880)				1 480	1 539 (1933)
Affalterbach				1 108 (1912)	1 117 (1928)	
Rielingshausen		901*	732			744
Burgstall		558*	574			718
Erbstetten		577*	558			670
Pleidelsheim ⁹¹		1 824*	1 132			
Höpfingheim ⁹²	765 (1875)	685 (1895)		629 (1914)		712
Kleinbottwar ⁹³	761 (1861)	684 (1900)	628 (1905)			
Oberstenfeld ⁹⁴		1 241*	1 123			

Tabelle 9. Einwohnerzahl der ›Landorte‹

In einigen dieser Landorte entstehen um die Jahrhundertwende die ersten industriellen Fertigungsbetriebe. Über den langsam einsetzenden Strukturwandel der Gemeinde Murr gibt der Pfarrbericht von 1909 Aufschluß:

»Die Mehrzahl der Einwohner sind Kleinbauern u. Weingärtner. Doch dringt die Industrie immer mehr herein u. beginnt auch Einfluß auf die Gemeindeverwaltung zu gewinnen. Außer der hiesigen Holzmehlfabrik werden Fabriken in Marbach, Steinheim u. Ludwigsburg von hier aus besucht.«⁹⁵

Ein Indiz für eine im regionalen Vergleich überdurchschnittliche Teilhabe am Industrialisierungsprozeß ist denn auch, wie im Falle Murrs, eine steigende Einwohnerzahl:

Jahr	Einwohner
1864	911
1910	1 028
1925	1 157

Tabelle 10. Einwohnerzahl Murr⁹⁶

Jahr	Einwohner
1864	1 476
1900	1 018
1930	1 200

Tabelle 11. Einwohnerzahl Kirchberg⁹⁸

In Murr existieren 1923 die bereits 1903 (1901) gegründete Zinssersche Holzmehlfabrik mit 90 Arbeitern, drei Möbelschreinereien mit Motorbetrieb, eine Dampfziegelei mit 22 Arbeitern sowie eine Kies- und Sandgrube mit vier bis sechs Arbeitern.⁹⁷

Nach zunächst sinkender Einwohnerzahl steigt dieselbe in Kirchberg erneut an, ohne allerdings den Stand von Mitte des 19. Jh. wieder zu erreichen (s. Tabelle 10).

Kirchberg a. M. weist allerdings nur eine Möbelfabrik auf. Die Einwohnerzahl Erdmannhausens, das von der Industrialisierung mehr berührt wird als andere Gemeinden, entwickelt sich nur langsam nach oben:

Jahr	Einwohner
1885	1 053
1906	1 063
1925	1 262
1933	1 367

Tabelle 12. Einwohnerzahl Erdmannhausen⁹⁹

1911 berichtet die »Schwäbische Tagwacht« unter der Überschrift »*Neue Industrie*« von einem weiteren Gewerbebezweig, der hier im Laufe der Jahre regionale Bedeutung erlangt:

»Entlang der bisher industriellosen Bahnstrecke Marbach–Backnang hat infolge der grossen Bahnhofsumbauten eine Steinindustrie von weitestem Umfang ihren Einzug gehalten. Im nahen Erdmannhausen haben sich zwei Gesellschaften gebildet, die unter Zuhilfenahme der modernsten Bohr- und Zerkleinerungsmaschinen große Förderungen haben. Talaufwärts baut die Gemeinde Erbstetten mächtige Steinlager ab. Es herrscht nunmehr auf der Bahn mit den Industrieleisanschlüssen regstes Leben und ein fast übergroßer Verkehr.«¹⁰⁰

Im Erbstettener Schotterwerk sind 1923 90, in den beiden Erdmannhäuser Steinwerken zusammen 130 und in einem Kirchberger Kalkwerk 50 Arbeiter beschäftigt.¹⁰¹ Der Pfarrbericht von 1913 spricht von ungefähr 100 Arbeitern, die in Erdmannhausen entweder in den »*hiesigen Steinbrüchen oder auswärts in den Fabriken*« arbeiten.¹⁰²

Erbstetten verzeichnet ein noch langsames Bevölkerungswachstum als Burgstall.¹⁰³ In Burgstall entwickeln sich bis 1923 immerhin drei Möbelschreinereien mit 70, zwölf und sechs Arbeitern.¹⁰⁴ In Affalterbach hingegen stagniert die Bevölkerungsentwicklung, weil der Bevölkerungsüberschuß nach außen abgegeben wird.¹⁰⁵ Ebenso wie in Affalterbach erhöht sich die Einwohnerzahl Rielingshausens nicht, da sich der Geburtenüberschuß durch Aus- und Abwanderung ausgleicht, zumal die örtliche Landwirtschaft zur Existenzsicherung nicht genügt.¹⁰⁶

In welcher Weise sich die Verkehrserschließung auf die Industrialisierung und die Bevölkerungsentwicklung auswirkt, zeigt das Beispiel Großbottwar. Während Großbottwar, die einstmals größte Stadt des Oberamts, in den 20er Jahren nach wie vor an Einwohnerschwind leidet, erwächst Marbach zur größten Gemeinde im Oberamt.¹⁰⁷ Gegenüber 1885 nimmt die Bevölkerung in Marbach um ein Drittel zu (s. o.).¹⁰⁸ Während in Marbach um 1900 immerhin schon 41,6% aller Beschäftigten in Handel und Industrie tätig sind, beläuft sich dieser Anteil in Beilstein und Großbottwar nur auf 22,2% und im ganzen Oberamtsbezirk auf 21,4%.¹⁰⁹ In Großbottwar entsteht 1923 eine Lederfabrik, die Spaltleder und Werkstoffe für die Schuhherstellung produziert. Wie in den anderen Orten der Region, wirkt die Eisenbahn auch in Beilstein als »ein Ventil auf das angestaute Arbeitskräftepotential« und führt zur Pendelwanderung zahlreicher Menschen. Aber noch 1926 ist Beilstein arm an Industrie. Außer bei einer Möbelfabrik »*gibt es keine Gelegenheit zu irgendwelchem Verdienst für Gewerbe- und Industriear-*

beiter am Platze«. ¹¹⁰ 1898 gründet der Gronauer ›Evangelische Hilfsverein‹ eine Zigarrenfabrik. 1907 beschäftigt hier die Bremer Firma Stührenberg und Mahler 65 Arbeiterinnen und Arbeiter. ¹¹¹

In ›Landorten‹ wie Affalterbach, Rielingshausen, Pleidelsheim, Kleinbottwar, Höpfigheim und Oberstenfeld wirkt sich die Industrialisierung gleichfalls weniger in Form von Produktionsstättenansiedelung aus, sondern sie macht sich mehr durch den steigenden Anteil an Pendlern bemerkbar:

Ort	1900		1910		1925	
	Auspendler/	Einpendler	Auspendler/	Einpendler	Auspendler/	Einpendler
Murr	16	1	38	10	159	20
Pleidelsheim	32		53		119	
Höpfigheim	8		5		56	
Kirchberg	11	–	40	–	87	6
Erdmannhausen	57	2	94	13	160	14
Affalterbach	18		37		114	
Rielingshausen			18		64	
Kleinbottwar						
Großbottwar	1		14		141	
Oberstenfeld	2		6		84	
Beilstein			40		98	

Tabelle 13. Pendlerzahl der ›Landorte‹ ¹¹²

In den meisten Dörfern ergeben sich in diesem Zeitraum gemischte Bevölkerungsstrukturen: »Einige Pleidelsheimer gingen schon in die Fabrik, andere fristeten im Dorf ihr Leben als Tagelöhner oder Handwerker, auch der Lebensstandard der Bauern von damals hinkt bei einem Vergleich mit dem heutigen ganz gewaltig.« ¹¹³ Bereits vor dem Ersten Weltkrieg fahren »mehrere« Höpfigheimer nach Ludwigsburg oder Kornwestheim zur Arbeit. ¹¹⁴

1925 ist in Rielingshausen ein Drittel aller landwirtschaftlichen Betriebe weniger als einen Hektar groß und nur ein Fünftel umfaßt mehr als fünf Hektar. ¹¹⁵

Kleinbottwar bleibt auch in der Weimarer Republik ein »reines Bauerndorf«, in dem es kaum Pendler gibt: »Die wenigen Pendler, die vor dem Ersten Weltkrieg meist in Steinheim als Schreiner arbeiteten, konnte man an den Fingern einer Hand abzählen. Auch zwischen den beiden Weltkriegen stieg die Zahl der Pendler nur unwesentlich und betrug (mit Ausnahme der im öffentlichen Dienst Beschäftigten) kaum einmal mehr als 15.« ¹¹⁶

Mit der sich hier abzeichnenden Entstehung einer dörflichen und kleinstädtischen Arbeiterklasse ergeben sich im Verlauf des regionalen Industrialisierungsprozesses aber auch all jene politischen und sozialen Konflikte, die schließlich zur ganz offensichtlichen Spaltung der regionalen Gesellschaft führt. Ihren politischen und kulturellen Ausdruck findet diese Entwicklung im Aufkommen der regionalen Arbeiterbewegungskultur. ¹¹⁷

(Fortsetzung in: Ludwigsburger Geschichtsblätter 52/1998.)

Anmerkungen

- 1 Dieser Aufsatz basiert auf einem überarbeiteten Kapitel meiner 1994 am Ludwigh-Uhland-Institut für Empirische Kulturwissenschaft der Universität Tübingen angenommenen Dissertation zur Geschichte der Arbeitersportbewegung im Oberamt Marbach, das in der gedruckten Fassung keine Berücksichtigung finden konnte. Vgl. Schönberger, K.: Arbeitersportbewegung in Dorf und Kleinstadt. Zur Arbeiterbewegungskultur im Oberamt Marbach 1900–1933. Tübingen 1995.
- 2 Beschreibung des Oberamts Marbach. Hrsg. von dem königlichen statistisch-topographischen Bureau. Stuttgart 1866, S. 76.
- 3 Marbacher Postillon (MP), 23. 3. 1907.
- 4 Das Königreich Württemberg. Eine Beschreibung nach Kreisen, Oberämtern und Gemeinden. Hrsg. von dem Königlichen Statistischen Landesamt. Bd. 1. Stuttgart 1904, S. 451.
- 5 Ebd.
- 6 Boelcke, W. A.: Wirtschaftsstruktur im Wandel. In: Der Kreis Ludwigsburg. Stuttgart, Aalen 1977 (Reihe: Arbeit und Heimat), S. 321–344, S. 337 u. Ders.: Bevölkerung und Beschäftigungsstrukturen im Wandel. In: Ebd., S. 243–255, S. 250. Vgl. Thier, M.: Zweihundertfünfzig Jahre Wirtschaft im Kreis Ludwigsburg. In: Der Kreis Ludwigsburg. Aalen, Stuttgart 1960 (Reihe: Heimat und Arbeit. Bd. 4), S. 198–242, S. 214.
- 7 Ebd., S. 217 u. 247; Boelcke, W. A.: Bevölkerung und Beschäftigungsstrukturen im Wandel, S. 251 f.
- 8 Das Königreich Württemberg, 1904, S. 451.
- 9 Zu den Bedingungen und Voraussetzungen dieser Abwanderungsbewegungen vgl. Beck, S.: »Besonders schädigend wirkt der Einfluß der Stadt. Pfarrberichte zur Industrialisierung und soziale Differenzierung im Oberamt Marbach zwischen 1890 und 1914. In: Ludwigsburger Geschichtsblätter 43/1989, S. 77–110, S. 78 f.
- 10 Brüggemeier, F.-J.: Arbeiterbewegung. In: Niethammer, L. u. a.: Bürgerliche Gesellschaft in Deutschland. Historische Einblicke, Fragen, Perspektiven. Frankfurt a. M. 1990, S. 250–260, S. 256.
- 11 MP, 23. 3. 1907.
- 12 Das Königreich Württemberg, 1904, S. 451.
- 13 Thier, M.: Zweihundertfünfzig Jahre Wirtschaft im Kreis Ludwigsburg, S. 208.
- 14 Borchardt, C. u. a.: Die Landwirtschaft in Baden und Württemberg. Veränderungen von Anbau, Viehhaltung und landwirtschaftlichen Betriebsgrößen 1850–1980. Stuttgart 1985, S. 100.
- 15 Wehler, H.-U.: Deutsche Gesellschaftsgeschichte 1700–1815. München 1987, S. 97 ff. u. 102. Die Leinenweberei kann in Württemberg nicht die Funktion eines »leading sector« der Industrialisierung bilden, da dieser Gewerbebezweig nicht genügend Entwicklungschancen besitzt. Borchardt, C. u. a.: Die Landwirtschaft, S. 62. So ist in der Region auch nur eine Trikotfabrik (Löb, Marbach) bekannt, die an durch die Protoindustrialisierung geschaffene Arbeiter/-innen-Infrastruktur anzuknüpfen weiß (Schwäbische Tagwacht, 5. 4. 1910).
- 16 Borchardt, C. u. a.: Die Landwirtschaft, S. 42.
- 17 Königliches Statistisches Landesamt (Hg.): Württembergische Jahrbücher für Statistik und Landeskunde 1900 (Ergänzungsband I, Heft 3), S. 57.
- 18 Borchardt, C. u. a.: Die Landwirtschaft, S. 128.
- 19 Bidlingmaier, M.: Die Bäuerin in zwei Gemeinden Württembergs. Kirchheim 1990 (Nachdruck der Ausgabe von 1918), S. 17.
- 20 Beschreibung des Oberamts Marbach, S. 61, 245 u. 76. Das Königreich Württemberg, 1904, S. 456.
- 21 Borchardt, C. u. a.: Die Landwirtschaft, S. 42 u. 71.
- 22 Marbacher Zeitung (MZ), 16. 11. 1926.
- 23 Boelcke, W. A.: Bevölkerung und Beschäftigungsstrukturen, S. 248 u. Das Königreich Württemberg, 1904, S. 456.
- 24 Bruns, V.: Württemberg unter der Regierung König Wilhelm II. Stuttgart 1916, S. 831.

- 25 Boelcke, W. A.: Bevölkerung und Beschäftigungsstrukturen im Wandel, S. 249 ff.
- 26 Boelcke, W. A.: Wirtschaftsstruktur im Wandel, S. 337.
- 27 Beck, S./Engelmann, H./Schönberger, K./Steffens, H./Steffens, I./Steinwand, D.: Leben in der Arbeiterkulturbewegung. Zum Freizeitverhalten von Arbeitern in drei württembergischen Gemeinden. In: Demokratie- & Arbeitergeschichte: Jahrbuch 3; Hrsg. von der Franz Mehring Gesellschaft Stuttgart. Weingarten 1983, S. 64–82, S. 65 u. Steinheim an der Murr. Hrsg. von der Stadt Steinheim an der Murr. Stuttgart, Aalen 1980, S. 197.
- 28 Kleinknecht, O./Munz, E.: Geschichte der Stadt Marbach am Neckar. Stuttgart 1972, S. 301 u. Schick, H.: Geschichte der Stadt Marbach am Neckar. Band 2 (1871–1959). Stuttgart 1992, S. 40–46. Vgl. a. Frank, W.: Auf Schmalspur durchs Bottwartal. Zu Vorgeschichte, Bau und Entwicklung der Bottwartalbahn bis 1914. In: Geschichtsblätter aus dem Bottwartal 2 (1987) 2, S. 34–46.
- 29 Der Anschluß der ersten Dampfmaschine in Marbach erfolgt noch vor der Eröffnung der Eisenbahnlinie im Jahr 1879 beim späteren Lederfabrikanten Carl Ernst. Schick, H.: Geschichte der Stadt Marbach am Neckar, S. 25.
- 30 Boelcke, W. A.: Bevölkerung und Beschäftigungsstrukturen im Wandel, S. 246.
- 31 Stadtarchiv Ludwigsburg: L 2/Bü 82, 1898. Bericht über den Stand und die Förderung der wirtschaftlichen Entwicklung der Stadt Ludwigsburg, S. 9.
- 32 Boelcke, W. A.: Bevölkerung und Beschäftigungsstrukturen im Wandel, S. 249. Auch das Heimatbuch des Oberamtsbezirks Marbach führt die weitere Gründung von größeren und kleineren Fabriken auf das Vorhandensein zahlreicher Arbeitskräfte und auf die Verbesserung der Verkehrsanbindung zurück. Foerstner, K.: Heimatbuch des Oberamtsbezirks Marbach. Für Schule und Haus. Marbach 1923, S. 375. Zur Diskussion darüber, ob die Einrichtung einer Schmalspurbahn das Bottwartal hinsichtlich seiner industriellen Entwicklung behindert vgl. Frank, W.: Auf Schmalspur, S. 37 f. u. S. 43.
- 33 Gemeindecarchiv Murr: A 1785. Aufstellung v. März 1889.
- 34 Beck, S. u. a.: Leben in der Arbeiterkulturbewegung, S. 65 u. Lenger, F.: Sozialgeschichte der deutschen Handwerker seit 1899. Frankfurt a. M. 1988, S. 131.
- 35 Thier, M.: Zweihundertfünfzig Jahre Wirtschaft im Kreis Ludwigsburg, S. 208. Vgl. a. Beschreibung des Oberamts, S. 78.
- 36 Stein, T.: Marbach als Verlagsort. In: Ders.: Beiträge zur südwestdeutschen Zeitungsgeschichte. Stuttgart o. J., S. 377–395, S. 381.
- 37 Boelcke, W. A.: Wirtschaftsstruktur im Wandel, S. 378 f. u. ders.: Bevölkerung und Beschäftigungsstrukturen im Wandel, S. 252. Vgl. a. Thier, M.: Zweihundertfünfzig Jahre Wirtschaft im Kreis Ludwigsburg, S. 211 f.
- 38 MZ, 14. 10. 1930.
- 39 Foerstner, K.: Heimatbuch des Oberamtsbezirkes, S. 371.
- 40 Boelcke, W. A.: Sozialgeschichte Baden-Württembergs 1800–1989. Politik, Gesellschaft, Wirtschaft. Stuttgart 1989, S. 181.
- 41 Landeskirchliches Archiv Stuttgart (LKAS): A 29/4719. Pfarrbericht Burgstall 1909.
- 42 MP, 12. 10. 1912.
- 43 Schnabel, T.: »Warum geht es in Schwaben besser?« In: Schnabel, T. (Hg.): Die Machtergreifung in Südwestdeutschland. Das Ende der Weimarer Republik in Baden und Württemberg 1928–1933. Stuttgart 1983, S. 184–218, S. 190 f. u. Kaschuba, W.: Volkskultur zwischen feudaler und bürgerlicher Gesellschaft. Zur Geschichte eines Begriffs und seiner gesellschaftlichen Wirklichkeit. Frankfurt a. M. 1988, S. 216.
- 44 Borchardt, C. u. a.: Die Landwirtschaft, S. 99.
- 45 Hein, W.: Zur Theorie der regionalen Differenzierung kapitalistischer Gesellschaften in der Industriellen Revolution. Die ökonomische Basis der politischen und gesellschaftlichen Entwicklung der Konstanzer Region. In: Zang, G. (Hg.): Provinzialisierung einer Region. Regionale Unterentwicklung und liberale Politik in der Stadt und im Kreis Konstanz im 19. Jahrhundert. Untersuchungen zur Entstehung der bürgerlichen Gesellschaft in der Provinz. Frankfurt a. M. 1978, S. 31–133, S. 54 f.
- 46 Zit. n. Heinen-Tenrich, J.: Die Entwicklung Ludwigsburgs zur multifunktionalen Mittelstadt (1860–1914). Ein Beitrag zur Untersuchung des Wandels der Stadt im 19. Jahr-

- hundert. Stuttgart 1976 (= Veröffentlichung der Kommission für geschichtliche Landeskunde Baden-Württemberg, Reihe B, Bd. 79), S. 54.
- 47 Stadtarchiv Ludwigsburg: L 2/Bü 82, 1898. Bericht über den Stand und die Förderung der wirtschaftlichen Entwicklung der Stadt Ludwigsburg, S. 9.
- 48 »Freiwillige Leistungen« der Firma H. Franck Söhne von 1880. zit. n. Berger-Fix, A. (Bea.): »Die Hauptstadt der Cichoria«. Ludwigsburg und die Kaffeemittel-Firma Franck. Herausgegeben vom Städtischen Museum Ludwigsburg. Ludwigsburg 1989, S. 115.
- 49 Ebd.
- 50 Zit. n. Berger-Fix, A. (Bea.): »Die Hauptstadt der Cichoria«, S. 115.
- 51 Zit. n. Heinen-Tenrich, J.: Die Entwicklung Ludwigsburgs, S. 55.
- 52 Eychmüller, F.: Grundstücksmarkt und städtische Bodenpolitik in Ulm von 1879–1910. Dissertation. Berlin/Stuttgart/Leipzig 1915 (Tübinger staatswissenschaftliche Abhandlungen, Heft 9), S. 39. Zit. n. Ruess, K.-H.: Kommunalen Wohnungsbau für Arbeiter. Maßnahmen zur Verbesserung der sozialen Lage der Arbeiterschaft vor dem Ersten Weltkrieg am Beispiel der Stadt Ulm. Tübingen 1989, S. 27.
- 53 Zit. n. Berger-Fix, A. (Bea.): »Die Hauptstadt der Cichoria«, S. 115.
- 54 Ebd., S. 112.
- 55 Neckar-Post (NP), 11. 7. 1925.
- 56 Benningen am Neckar. Geschichte der Gemeinde. Hrsg. von der Gemeindeverwaltung Benningen a. N. Benningen 1979, S. 245 u. 239. Es sind meist Arbeiterfamilien, die sich, aufgrund der verbesserten Verkehrsanbindung, im Umkreis von Ludwigsburg und Stuttgart ansiedeln.
- 57 LKAS: A 29/352. Pfarrbericht Benningen 1900.
- 58 So auch in Erdmannhausen, Höpfigheim und Kirchberg laut Beschreibung des Oberamts, S. 183, 207 u. 215.
- 59 LKAS: A 29/352. Pfarrbericht Benningen 1908.
- 60 NP, 10. 7. 1929.
- 61 LKAS: A 29/1119. Pfarrbericht Erdmannhausen 1909.
- 62 Zu den Pfarrberichten allgemein vgl. Scharfe, M.: Protestantismus und Industrialisierung im Königreich Württemberg. In: Hampf, I./Assion, P. (Hg.): Forschungen und Berichte zur Volkskunde in Baden-Württemberg. 1974–1977. Stuttgart 1977, S. 149 bis 162, S. 150 und zu denen der Region, Beck, S.: »Besonders schädigend . . .«.
- 63 Langewiesche, D./Schönhoven, K.: Zur Lebensweise von Arbeitern in Deutschland im Zeitalter der Industrialisierung. Paderborn 1981, S. 733, S. 20. In Pleidelsheim werden sie »Geißles-Bauern« und »Leiterwagenbauern« genannt. Dr' Spargelstecher. Jubiläumsausgabe. »25 Jahre – SPD-Ortsverein Pleidelsheim«. Nr. 3/3, Oktober 1985, S. 25.
- 64 Hein, W.: Theorie der regionalen Differenzierung, S. 54 f.
- 65 1898 sind in der Zigarrenfabrik insgesamt 74 Personen (51 Frauen und 23 Männer) beschäftigt. Zahlen nach der ständigen Ausstellung des Benninger »Museum im Adler«. 1913 arbeiten dort nur noch sieben erwachsene und acht jugendliche Arbeiter. Die Zahlen des Steinhauergewerbes sind nach der ständigen Ausstellung des Benninger »Museum im Adler« angegeben; die der Zigarrenfabrik nach Gemeinde-Archiv Benningen (GAB): A 1844. Verzeichnis der im Gemeindebezirk gelegenen Betriebe, in welchen jugendliche Arbeiter beschäftigt werden.
- 66 LKAS: A 29/352. Pfarrbericht Benningen 1900 u. Griesmeier, J.: Die Pendelwanderung in Württemberg. In: Statistisches Landesamt (Hg.): Württ. Jahrbücher für Statistik und Landeskunde 1929. Stuttgart 1930, S. 79–113, S. 93 u. 98 (J. Griesmeier nennt für 1910 237 Pendlere). Außerdem: GAB: A 2067 u. A 2068.
- 67 Das Königreich Württemberg. Ein Beschreibung von Land, Volk und Staat. Hrsg. vom Kgl. Statistischen Landesamt. Bd. 3, Buch 5. Stuttgart 1886, S. 191, Königreich Württemberg 1904, S. 473, Stadtarchiv Steinheim (StAS): A 2320 u. Steinheim a. M., S. 219.
- 68 Ebd., S. 192 ff.
- 69 Ebd.
- 70 Steinheim a. M., S. 196 f.
- 71 LKAS: A 29/4303. Pfarrbericht Steinheim a. M. 1897.

- 72 Jahresberichte der Gewerbeaufsichtsbeamten im Königreich Württemberg für 1901, Stuttgart 1902. Die württembergische Möbelindustrie gilt bereits seit der ersten Hälfte des 19. Jh. als »Hochlohnbranche«. Boelcke, W. A.: Sozialgeschichte Baden-Württembergs, S. 87 u. Thier, M.: Zweihundertfünfzig Jahre Wirtschaft im Kreis Ludwigsburg, S. 208.
- 73 Die Durchsicht des Murrer »Alphabetische(n) Hauptregister(s) über die Dienstboten, Lehrlinge, Gehilfen und Arbeiter. Angefangen am 1. 1. 1891« (beendet im Herbst 1916) ergibt beispielsweise, daß die qualifizierten Arbeiter fast ausnahmslos nicht aus der Region stammen, sondern von auswärts zugezogen sind. GAM: B 914.
- 74 LKAS: A 29/4303. Pfarrbericht Steinheim 1905, Jahresberichte der Gewerbeaufsichtsbeamten im Königreich Württemberg für 1906. Stuttgart 1907, S. 44.
- 75 Foerstner, K.: Heimatbuch des Oberamtsbezirkes Marbach, S. 375.
- 76 Schwäbische Tagwacht (ST), 29. 10. 1910.
- 77 Griesmeier, J.: Die Pendelwanderung, S. 107.
- 78 Beschreibung des Oberamts Marbach, S. 126, Schick, H.: Geschichte der Stadt Marbach a. N., MP, 23. 3. 1907 u. NP, 8. 5. 1930.
- 79 Beschreibung des Oberamts Marbach, S. 132. Vgl. demgegenüber abweichend Schick, H.: Geschichte der Stadt Marbach, S. 25: »Das Leder verarbeiten eine große Zahl von Schuhmachern, aber nirgends scheint über den örtlichen Bedarf hinaus produziert worden zu sein.«
- 80 NP, 10. 7. 1929.
- 81 Schick, H.: Geschichte der Stadt Marbach, S. 25.
- 82 NP, 10. 7. 1929.
- 83 Lenger, F.: Sozialgeschichte der Handwerker, S. 179 u. 182.
- 84 Stadtarchiv Marbach (StAM): A 661. Verzeichnis der in der Gemeinde Marbach vorhandenen, der Gewerbeaufsicht unterstehenden Betriebe.
- 85 ST, 5. 4. 1910.
- 86 LKAS: A 29/2741. Pfarrbericht Marbach a. N. 1898.
- 87 Ebd., 1922.
- 88 Griesmeier, J.: Die Pendelwanderung, S. 107.
- 89 NP, 10. 7. 1929. Insofern erscheint es problematisch, davon auszugehen, daß »in der Zeit der Weimarer Republik Handwerk und Landwirtschaft wesentlich das Gepräge« der Stadt bestimmen würde und die Industrie noch wenig entwickelt sei. Sauer, P.: Marbach im Jahr 1933. In: Ludwigsburger Geschichtsblätter 36/1984, S. 129–144, S. 130.
- 90 Renner, J.: Schiller in Marbach. In: Diskussion Deutsch 11 (1980) 56, S. 660–668 u. Autonomes Zentrum Marbach: Marbach, »Wir und Schiller«. In: Autonomes Zentrum Marbach: Tell nach Schiller. Programmheft des 2. Marbacher Sommertheaters. Marbach 1991. o. S.
- 91 Das Königreich 1886, S. 191 u. Das Königreich 1904, S. 472.
- 92 Steinheim a. M., S. 442.
- 93 Ebd., S. 382 u. 402.
- 94 Das Königreich 1886, S. 190 u. Das Königreich 1904, S. 470.
- 95 LKAS: A 29/2981. Pfarrbericht Murr 1909.
- 96 1000 Jahre Murr. Murr 1972, S. 37 u. S. 41.
- 97 Foerstner, K.: Heimatbuch des Oberamtsbezirkes, S. 375 ff. Zur dominierenden Stellung des Holzmehl-Fabrikanten Zinsser wie der allgemeinen industriellen Entwicklung in Murr vgl. Beck, S./Schönberger, K.: »... wenn sie ihnen möglichst viel Freiheit lassen...«. Die Arbeiterbewegung in Murr zwischen Kaiserreich und Faschismus 1900–1933. In: Ortsverein Murr der SPD (Hg.): 1912–1987. 75 Jahre Sozialdemokraten in Murr für Murr. Murr 1987, o. S.
- 98 Das Königreich Württemberg 1904, S. 467, Kirchberg a. d. M. Kirchberg a. d. M. 1972, S. 4 u. Foerstner, K.: Heimatbuch des Oberamtsbezirkes, S. 375.
- 99 Müller, W.: Erdmannhausen. Erdmannhausen 1975, S. 186.
- 100 ST, 28. 1. 1911.
- 101 Zum Kirchberger Kalkwerk vgl. Foerstner, K.: Heimatbuch des Oberamtsbezirkes Marbach, S. 376 f.

- 102 LKAS: A 29/1119. Pfarrbericht Erdmannhausen 1913.
- 103 Das Königreich Württemberg 1886, S. 187 u. Das Königreich Württemberg 1904, S. 465 u. Der Kreis Backnang, S. 89.
- 104 Foerstner, K.: Heimatbuch des Oberamtsbezirkes, S. 375.
- 105 Vgl. Sauer, P.: Affalterbach 972–1972. Weg und Schicksal einer Gemeinde in tausend Jahren. Affalterbach 1972, S. 390.
- 106 Das Königreich 1886, S. 191, Das Königreich 1904, S. 472 u. Der Kreis Backnang, S. 90. Vgl. Bauser, T./Hild, P.: Rielingshausen. Ludwigsburg 1973, 2. Aufl., S. 386.
- 107 Das Königreich Württemberg 1886, S. 188 u. Das Königreich Württemberg 1904, S. 466.
- 108 Vgl. a. MZ, 4. 6. 1987. Vgl. aber MP, 23. 3. 1907, wo für den Zeitraum zwischen 1900 und 1905 abweichende Zahlen genannt werden und die Bevölkerung von 2069 um 82 Personen auf 2151 Einwohner ansteigt. Zur Situation im gesamten Oberamt vgl. Das Königreich Württemberg 1904, S. 451.
- 109 Beilstein in Geschichte und Gegenwart. Zusammengestellt von O. Rohn und D. Rupp. Hrsg. von der Stadt Beilstein. Beilstein 1983, S. 489.
- 110 MZ, 21. 10. 1926, Thier, M.: Zweihundertfünfzig Jahre Wirtschaft im Kreis Ludwigsburg, S. 236 u. Beilstein in Geschichte und Gegenwart, S. 316.
- 111 Zur wechselhaften Geschichte der Gronauer Zigarrenfabrik vgl. Schedler, E.: Oberstenfeld – Gronau – Prevorst in Geschichte und Geschichten. Horb 1989, S. 125–130.
- 112 Griesmeier, J.: Die Pendelwanderung, S. 107.
- 113 Pfeiffer, D.: Pleidelsheimer Dorfgeschichte. 1. Teil. Allgemeine Dorfgeschichte. Vom Kaiserreich zur Republik. Pleidelsheim o. J. (Heft 8), S. 4.
- 114 Steinheim a. M., S. 441.
- 115 Sauer, P.: Affalterbach, S. 375.
- 116 Heimatchronik Kleinbottwar. Ordner der Teilortsverwaltung Steinheim/Kleinbottwar. Kap. XI, o. J. u. o. S. Vgl. a. Steinheim a. M., S. 385 bzw. LKAS: A 29/2330. Pfarrbericht Kleinbottwar 1920.
- 117 Vgl. Arbeitskreis zur Heimatgeschichte der Arbeiter (Hg.): Arbeiterkultur in der proletarischen Provinz 1890–1933. Marbach 1983.

Über die ästhetische Erziehung des Menschen in der Industriegesellschaft*

von Hermann Glaser

Kunst als Lebens-mittel: im 5. Buch Mose, 8,3 heißt es: »... auf daß er dir kundtäte, daß der Mensch nicht lebt vom Brot allein, sondern von allem, was aus dem Mund des Herrn geht...« Im säkularisierten Bereich ist die Sentenz »Der Mensch lebt nicht vom Brot allein« vielfach durch politische Sonntagsreden heruntergewirtschaftet worden: Worte, Worte, denen die Taten, im besonderen die Ansätze in den Kulturhaushalten, nicht folgten.

Es geht uns hier um einige Überlegungen zur Rolle der Ästhetik im gesamtgesellschaftlichen Begründungszusammenhang; was Kulturpolitik in einer nachmodernen Gesellschaft, die man wohl als Gleichgewichtsgesellschaft bezeichnen kann, bedeuten sollte, könnte, müßte.

Auch außerhalb der Position pessimistischer Kulturkritik wird das Problem der »Grenzen des Wachstums« sehr ernstgenommen; es ist verknüpft mit der Suche nach einem neuen Konsensus jenseits des Materialismus – wobei bei dieser Suche der bürgerliche Idealismus, ehe er zur affirmativen Kultur wurde, wichtige Orientierungshilfen zu vermitteln vermag.

Die seit der Renaissance, vor allem in den letzten eineinhalb Jahrhunderten sich entwickelnde, auf die Unerschöpflichkeit der Grundstoffe vertrauende, technisch-materielle Zivilisation ist an ihren Grenzen angelangt; diese Grenzen des Fortschritts gilt es nun so zu »bewältigen«, daß Frustration und Frustrationsaggressivität vermieden werden können. Nicht durch das »Haben« werde die Zukunft bestimmt, meint Erich Fromm, sondern durch das »Sein«, d.h. durch die Entfaltung humaner Möglichkeiten, die nicht oder vorwiegend nicht im materiellen Luxus oder gar in materieller Verschwendung, sondern im geistig-seelischen Reichtum, der verinnerlicht in Erscheinung treten müßte, bestehen. Schon John Stuart Mill hat darauf hingewiesen, daß der materielle Fortschritt sein Ende bald erreichen werde, der geistig-seelische jedoch unbegrenzt weitergehen könne.

I.

Friedrich Schiller hat die für solches Wachstum typische ästhetische Philosophie – in Rezeption von Immanuel Kant – gedanklich fundiert (in seinen ästhetischen

* Unveränderter Abdruck der am 7. 1. 1996 beim Neujahrsempfang des Landkreises Ludwigsburg im Kreishaus gehaltenen Festrede (Anm. der Redaktion).

Schriften), aber auch mit lyrischem Pathos beschworen:

». . . Nur der Körper eignet jenen Mächten,
Die das dunkle Schicksal flechten,
Aber frei von jeder Zeitgewalt,
Die Gespielin seliger Naturen
Wandelt oben in des Lichtes Fluren,
Göttlich unter Göttern, die Gestalt.
Wollt ihr hoch auf ihren Flügeln schweben,
Werft die Angst des Irdischen von euch!
Fliehet aus dem engen, dumpfen Leben
In des Idealen Reich! . . .«

Die »idealistische«, zum Beispiel in und durch Musik in Bewegung versetzte und gehaltene Vorstellung vom Menschen besteht vor allem darin, daß dieser »menschlich« erst dann wird, wenn er »auf dem Weg ist«, dem Vor-schein der Idee folgt. In diesem Sinne ist er ein Verwandlungskünstler, wobei Kunst als besonderes Movens bei der Überwindung von »Niedrigkeit« hilft. Aber nicht nur die ästhetische Evokation bringt dies zuwege, sondern auch die ästhetische Reflexion (was sich in der großen Bedeutung Schillers als Lyriker *und* philosophischem Denker spiegelt). »Die Natur fängt mit dem Menschen nicht besser an, als mit ihren übrigen Werken: sie handelt für ihn, wo er als freie Intelligenz noch nicht selbst handeln kann. Aber eben das macht ihn zum Menschen, daß er bei dem nicht stille steht, was die bloße Natur aus ihm machte, sondern die Fähigkeit besitzt, die Schritte, welche jene mit ihm antizipierte, durch Vernunft wieder rückwärts zu tun, das Werk der Not in ein Werk seiner freien Wahl umzuschaffen und die physische Notwendigkeit zu einer moralischen zu erheben.« Von der Stofflichkeit »herabgezogen«, von der Kunst »erhoben« (bei Schiller der Antagonismus von Stoff- und Form-Trieb) ergibt sich als ein Drittes, eben als »aufgehobene« Schwerkraft, das »Spiel«. In ihm wird existentiell, was die dreifache Wurzel des Wortes »Aufheben« verdeutlicht: bewahren, überwinden, höherbringen. »Der Mensch spielt nur, wo er in voller Bedeutung des Wortes Mensch ist, und er ist nur da ganz Mensch, wo er spielt.«

Der Glaube an die Kraft des Menschen, sich durch das »Spiel der Kultur« bilden, sich damit auch in seinem Allzu-Menschlichen »überholen« zu können, hat, historisch gesehen, im Bildungsbürgertum eine besonders schöne, zugleich aber auch gefährliche soziologische Ausprägung gefunden. »Wo kam die schöne Bildung her/ und wenn sie nicht vom Bürger wär?« Die von Goethe in den »Zahmen Xenien« gestellte und zugleich beantwortete Frage zeigt den Ausgangspunkt einer Entwicklung, die sich an den Humaniora (humanistische Bildung bestimmend) zunächst essentiell orientierte – »edel sei der Mensch,/ hilfreich und gut!/ denn das allein/ unterscheidet ihn/ von allen Wesen,/ die wir kennen« –, dann aber ins Gegenteil sich verwandelte. Franz Grillparzer sah dies visionär in einem Epigramm 1848 voraus: »Der Weg der neueren Bildung geht von Humanität durch Nationalität zur Bestialität!« und Friedrich Nietzsche diagnostizierte die angesichts des deutschen Sieges über Frankreich 1870/71 inzwischen eingetretene »Dialektik der Aufklärung« wie »Dialektik humaner Bildung« mit dem Diktum (in seinen wahrlich »unzeitgemäßen Betrachtungen«): Es sei ein schlimmer Irr-

tum, daß die deutsche Kultur in diesem Kampfe gesiegt habe – ein schlimmer Wahn, weil er imstande sei, »unseren Sieg in eine völlige Niederlage zu verwandeln: in die Niederlage, ja Exstirpation des deutschen Geistes zugunsten des deutschen Reiches.« Wir haben ja unsere Kultur, heiße es dann, »denn wir haben ja unsere ›Klassiker‹; das Fundament ist nicht nur da, nein, auch der Bau steht schon auf ihm gegründet – wir sind dieser Bau«. »Es ist erreicht« – Kultur wird zum (selbstgefälligen) Besitz; die Option auf ein besseres Leben, ein »höheres Menschsein« erweist sich als idealistischer Besitzstand, der saturiert »verkündet« wird. Die für die »ästhetische Erziehung des Menschen« entscheidende Verbindung von Ästhetik und Ethik, des Schönen mit dem Guten und Wahren, wird aufgelöst. Das Reich der Ideen und Ideale hat letztlich mit der »Welt da drunten« nichts zu tun (und dem entspricht auch die für die deutsche Geistesgeschichte besonders typische Trennung von Kultur und Zivilisation).

Die »affirmative Kultur« – so Herbert Marcuse in seinem 1937 gleichnamigen Essay – habe im Laufe ihrer eigenen Entwicklung dazu geführt, die geistig-seelische Welt als ein selbständiges Wertreich von der Zivilisation abzulösen und über sie zu erhöhen. Ihr entscheidender Zug sei die Behauptung einer allgemein verpflichtenden, unbedingt zu bejahenden, ewig besseren, wertvolleren Welt, welche von der tatsächlichen Welt des alltäglichen Daseinskampfes wesentlich verschieden sei, die aber jedes Individuum, »von innen« her, ohne jede Tatsächlichkeiten zu verändern, für sich realisieren könne. »Erst in dieser Kultur gewinnen die kulturellen Tätigkeiten und Gegenstände ihre hoch über den Alltag emporgesteigerte Würde: ihre Rezeption wird zu einem Akt der Feierstunde und der Erhebung.« Auf die Not des isolierten Individuums antworte sie mit der allgemeinen Menschlichkeit, auf das leibliche Elend mit der Schönheit der Seele, auf die äußere Knechtschaft mit der inneren Freiheit, auf den brutalen Egoismus mit dem Tugendreich der Pflicht. »Hatten zur Zeit des kämpferischen Aufstiegs der neuen Gesellschaft alle diese Ideen einen fortschrittlichen, über die erreichte Organisation des Daseins hinausweisenden Charakter, so treten sie in steigendem Maße mit der sich stabilisierenden Herrschaft des Bürgertums in den Dienst der Niederhaltung unzufriedener Massen und der bloßen rechtfertigenden Selbsterhebung: sie verdecken die leibliche und psychische Verkümmernng des Individuums.« Nicht der »deutsche Geist« – Aufklärung, Klassik, Romantik oder eine andere »Erbenschaft der Zeit« – kann für den im Dritten Reich seinen Tiefpunkt (Abgrund) erreichenden »deutschen Sonderweg« verantwortlich gemacht werden. Das nationale Unglück beruhte auf der Tatsache, daß die Elemente der deutschen Kultur (im besonderen der Klassik und Romantik) pervertiert, verkehrt, ins Gegenteil gekehrt und dabei nominal beibehalten wurden. Es blieben »Kultur-Hülsen«, die ihres Wahrheitsgehalts beraubt waren und nun als Popanz mit Ressentiments ausgestopft wurden. Kultur wurde zur Fassade; der Logos (»sinnvolle Rede« wie Vernunft überhaupt) zerstört und durch einen wirren Mythos ersetzt, der selbst bereits eine Fehlinterpretation des Begriffs »Mythos« darstellte.

Die nun vorwaltende »Spießler-Ideologie« – Ausdruck des zerstörten deutschen Geistes – führte dazu, daß Barbarei mit Kunstsinnigkeit sich verband. Krieg und Kunst wurden zu auswechselbaren Begriffen. Man verehrte Goethe, aber er ähnelte dem Soldatenkönig. Man bewunderte das Schöne, aber es war nur die muskulöse Nacktheit, auf die Kalokagathie reduziert wurde. Eine semantische Fälschung begründete etwa die Ideologie der Turnvereine und ging in den Rassen-

wahn und -haß ein: *Mens sana in corpore sano!* Eine gesunde Seele in einem gesunden Körper! Einen solchen Unfug hatte Juvenal nie formuliert. Vielmehr: *Orandum est ut sit mens sana in corpus sano.* Bei den Göttern sollte man gesunden Geist in gesundem Leibe erleben! Die »Indikativisierung« kultureller Optionen durch »schreckliche Vereinfacher« erfaßte die Sprache; im »Jargon der Eigentlichkeit« wurden hohe Worte zu hohlen Worten. Man pflegte Innerlichkeit – in der Gartenlaube. Die Werte, die man verehrte, waren Kolportage; das Gemüt im Heim lag auf Plüsch. Die Lieder, die man sang, erwiesen sich als Kitsch. In überheblicher Gesangsvereinsmeierei – um, neben dem Turnverein, ein weiteres Beispiel für deutsche kulturelle Irrwege zu geben – setzte sich als »Kulturverständnis« die Überzeugung durch (in Übernahme und Verkürzung eines mißverstandenen Gedichts von Johann Gottfried Seume: »Wo man singt, da laß dich ruhig nieder:/ böse Menschen haben keine Lieder.« Ursprünglich: »wo man singt, da laß dich ruhig nieder,/ ohne Furcht, was man im Lande glaubt:/ wo man singet, wird kein Mensch beraubt;/ Bösewichter haben keine Lieder.«). Beim Raub gehen in der Tat die Bösewichter schweigend vor; bei anderer Gelegenheit singen sie sehr laut, sehr kräftig, auch sehr volksnah. Nicht nur in Deutschland. (»Europa, diese Gräberstätte, ist von Völkern bewohnt, die singen, bevor sie sich gegenseitig umbringen«, schrieb Georges Sorel im Dezember 1912, vor Ausbruch des Ersten Weltkrieges.)

II.

Tempi passati? Ist unsere Gegenwart einer modernen Industriegesellschaft Ergebnis einer Geschichte, die seit 1945 – es ist nun fünfzig Jahre her – Fehlentwicklungen überwunden hat? Soviel Anfang war nie. Oder sind die Fehlentwicklungen nach wie vor präsent? Viel Anfang war nie?

Affirmative Kultur – und dies ist ohne Zweifel ein Gewinn – dürfte entideologisiert, entpolitisiert sein. Unverstanden bleibt jedoch nach wie vor bzw. vielfach die »radikale«, zu den Wurzeln individueller wie kollektiver Existenz reichende Herausforderung, wie sie Kunst darstellt. »Wir brauchen«, heißt es bei Franz Kafka, »die Bücher, die auf uns wirken wie ein Unglück, das uns sehr schmerzt, wie der Tod eines, den wir lieber hatten als uns, wie, wenn wir in Wälder verstoßen würden, von allen Menschen weg, wie ein Selbstmord, ein Buch muß die Axt sein für das gefrorene Meer in uns. Das glaube ich.« Solche Unbedingtheit, die eine wesentliche Komponente der »ästhetischen Erziehung des Menschen« in Hinblick auf den lesenden Menschen verdeutlicht – die Erkenntnis nämlich, daß der Mensch mehr des »unglücklichen Bewußtseins« als des »bewußtlosen Glücks« bedarf –, braucht natürlich auch des »Ausgleichs« – der Hoffnung, der Utopie: als ob »alles, alles gut« sein könne. »Mir war so wohl, wie sie so fröhlich und vertraulich neben mir plauderte, ich hätte bis zum Morgen zuhören mögen. Ich war so recht seelenvergnügt, und langte eine Hand Knackmandeln aus der Tasche, die ich noch aus Italien mitgebracht hatte. Sie nahm auch davon, und wir knackten nun und sahen zufrieden in die stille Gegend hinaus.«

Auf der einen Seite das »Ideal der Schwärze« – wie es Theodor W. Adorno formuliert hat: »Radikale Kunst heute heißt soviel wie finstere: von der Grundfarbe Schwarz.« Auf der anderen der freischwebende »Taugenichts-Charakter« der Kunst, im Eichendorffschen Stimmungsbild beschworen. Beide Welt-Einsichten

konvergieren im »panischen Idyll«: Heiterkeit auf dem Grunde der Schwermut. Das Numinose und das Pastorale – Intonationen in Moll und Dur. Als der Erzähler in Jean Pauls »Leben des vergnügten Schulmeisterlein Maria Wutz in Auenthal« am Ende der Erzählung auf das Dörfchen, das Topos für »eine Art Idylle« gewesen und nun durch den Tod des Lehrers zum »Leidenstheater« geworden ist, zurückblickt – auf den nun vergangenen Augen-Blick des Glücks – begreift er das »Wesentliche« kulturellen Bewußtseins: »So fühlt ich unser aller Nichts und schwur, ein so unbedeutendes Leben zu verachten, zu verdienen und zu genießen.«

Ohne dem Kulturpessimismus zu verfallen, wird man feststellen müssen, daß die Industriegesellschaft als Produktions- und Konsumgesellschaft, also als eine Gesellschaft, die vor allem, vielfach ausschließlich »instrumenteller Vernunft« anhängt, statt der Werte die Preise schätzt, Gesinnungsästhetik zugunsten des beliebigen Ästhetizismus suspendiert, das Schöne als deodorantes Frischwärts mißverstehet –, daß die das Projekt der Moderne nicht mehr aufhebende, sondern aufgebende postmoderne Gesellschaft die ästhetische Erziehung des Menschen auf den Schutthaufen der Geschichte zu werfen bereit ist. Der Schillersche Pessimismus hat eine aktuelle Berechtigung: »Der Lauf der Begebenheiten hat dem Genius der Zeit eine Richtung gegeben, die ihn je mehr und mehr von der Kunst des Ideals zu entfernen droht. . . . Jetzt aber herrscht das Bedürfnis und beugt die gesunkene Menschheit unter sein tyrannisches Joch. Der Nutzen ist das große Idol der Zeit, dem alle Kräfte fronen und alle Talente huldigen sollen. Auf dieser groben Waage hat das geistige Verdienst der Kunst kein Gewicht, und, aller Aufmunterung beraubt, verschwindet sie von dem lärmenden Markt des Jahrhunderts.«

Schiller hat freilich noch nicht vorausgesehen, daß die »Gewichtlosigkeit der Kunst« sie heute gerade »auf den Markt bringt«. Die Totalität einer anthropologisch umfassenden Ästhetik, die Schwerkraft *und* sublimierende Transzendenz im Spiel »aufhebt«, ist gefährdet durch eine Oberflächen- bzw. Warenästhetik, die mit ihrem Angebot das »Anything goes«, »All is beautiful«, »Don't worry be happy« ein erfolgreiches Kultur-dumping betreibt. Die Trivialmythen dieser Ästhetik sind in der Boutique lokalisiert, die in den Mittelpunkt der virtuellen Welten und künstlichen Paradiese rückt und auf unzählig vielen Kanälen »ausgestrahlt« wird. Man will sein: Herzhaft, geborgen und rein./ Kostbar, zärtlich, verinnerlicht./ Zupackend, verspielt, smart./ Elegant, charmant, sportiv und kreativ./ Kulinarisch, esoterisch, ubiquitär./ Keusch, lieblich, modern./ Den Duft der großen urbanen Weite atmen.

Schiller ging es um Anmut und Würde; die modernen »Zerstreuungspatienten« interessiert Life-style und »Erlebnis«. Die Warenästhetik fragt nicht nach der Persönlichkeit. Geweckt wird die Begehrlichkeit auf das neue Produkt, auf den hygienisierten Partner (der den all-plastic-people zugehört). Das Gefühl muß vorherrschen, daß man auf dem Markt das jeweils Neueste erhält. Dementsprechend werden die Sehnsüchte präsentiert: Reinheit als Waschmittelweiß, Zärtlichkeit als Creme-Bad, Aufbruch als Sportwagen-Karosserie. Glück bietet sich dar als Zahncreme; Versuchung als Cognac, Schönheit als Lippenstift, Intimität als Deodorant, Charme als Haarwasser. Angesichts der synästhetischen Inszenierung stellt sich nicht die Frage nach der Wahrheit des Schönen; statt Sein reüssiert Design. Wolfgang Welsch ist die Erkenntnis zu danken, daß die »idealistische«

Ästhetik abgelöst wurde durch eine faszinierend »genußleichte« Anästhetik, die verführerisch-erfolgreich ist: in »Farbigkeitsbedarfsdeckung« (O. Marquard) sich erschöpfend. »Inkompetenzkompensationskompetenz« vortäuschend. »Während Ästhetik das Empfinden stark macht, thematisiert *Anästhetik* die Empfindungslosigkeit – im Sinn eines Verlusts, einer Unterbindung oder der Unmöglichkeit von Sensibilität, und auch dies auf allen Niveaus: von der physischen Stumpfheit bis zur geistigen Blindheit. Anästhetik hat es, kurz gesagt, mit der Kehrseite der Ästhetik zu tun. Daher ist Anästhetik von drei anderen, benachbarten Positionen zu unterscheiden. Sie ist erstens keine Anti-Ästhetik; sie verwirft die Dimension des Ästhetischen nicht pauschal. Zweitens geht es ihr auch nicht um das Un-Ästhetische – also das nach ästhetischen Kriterien als negativ Qualifizierte. Und drittens hat sie es auch nicht einfachhin mit Nicht-Ästhetischem zu tun, also mit solchem, was keinerlei Bezug zu ästhetischen Fragen hätte. Unter dem Titel des Anästhetischen geht es vielmehr um das grenzgängerische Doppel der Ästhetik selbst.« Nicht mehr Ideologie, politisch motivierte Perversion ruiniert in der modernen Industriegesellschaft die Kultur; Ästhetik bringt sich selbst – mit Hilfe von Ästhetik – um. Welsch plädiert gegenüber anästhetischer Kultur für eine Kultur des blinden Flecks (der Ausschaltung anästhetischer Wahrnehmung – mit Hilfe kritischen Philosophierens): »Philosophische Ästhetik müßte Anästhetik zu einem ihrer thematischen Pole machen.« Eine solche anti-anästhetisch akzentuierte Ästhetik würde zu einer Schule der Andersheit. »Blitz, Störung, Sprengung, Fremdheit wären für sie Grundkategorien. Gegen das Kontinuum des Kommunizierbaren und gegen die schöne Konsumption setzte sie auf Divergenz und Heterogenität.«

Im Blick zurück nach vorn kann man feststellen, daß eine solche Forderung auf »Wiedergewinnung des Ästhetischen« mit Schillers Hoffnung auf den »ästhetischen Staat« konvergiert: »Erwartungsvoll sind die Blicke des Philosophen, wie des Weltmannes, auf den politischen Schauplatz geheftet, wo jetzt, wie man glaubt, das große Schicksal der Menschheit verhandelt wird.«

Der »ästhetische Staat«, wie ihn auch das Grundgesetz der Bundesrepublik Deutschland dem Sinne nach postuliert, ist jedermanns Angelegenheit. Wir begreifen, wenn wir betroffen sind; wir können aber nur betroffen sein, wenn wir die Fähigkeit der Sensibilität besitzen. Ästhetische Erziehung ist Einübung in die Vielfältigkeit des Empfindens und Denkens. Die Weltkultur von morgen wird auf einem neuen Verhältnis von Stofflichkeit und Kreativität beruhen müssen, verwirklicht als »Bürgerrecht Kultur«. Die Durchsetzung eines solchen Bürgerrechts bedarf der Theorie wie der Praxis; man kann nur etwas vom Kopf auf die Füße stellen, wenn man es im Kopf hat. Der ästhetische Staat braucht den »objektiven Faktor Subjektivität« und den im Diskurs herzustellenden Konsens über die »Kürzel« kultureller Kommunikation. Kultur ist im besonderen eine Angelegenheit ästhetischer »Kürzelsysteme«, zu deren Dekodierung man der »Anstrengung des Begriffs« wie der »Fülle des Herzens« bedarf. »Wir traten ans Fenster. Es donnerte abseitswärts, und der herrliche Regen säuselte auf das Land, und der erquickendste Wohlgeruch stieg in aller Fülle einer warmen Luft zu uns auf. Sie stand auf ihren Ellenbogen gestützt, ihr Blick durchdrang die Gegend, sie sah gen Himmel und auf mich, ich sah ihr Auge tränenvoll, sie legte ihre Hand auf die meinige und sagte: – Klopstock! – Ich erinnerte mich sogleich der herrlichen Ode, die ihr in Gedanken lag, und versank in

dem Strome von Empfindungen, den sie in dieser Losung über mich ausgoß.«

Die Wiedergewinnung des Ästhetischen als Wiedergewinnung einer umweltbezogenen Sensibilität (der Natur, dem Menschen, den Dingen gegenüber) ist – das macht die Stelle aus Goethes »Die Leiden des jungen Werthers« deutlich – ohne die Leidenschaft des »Sentimentalischen« nicht möglich. Wir können nicht erwarten, daß sie sich aus einer »ausgetrockneten Ableitungslogik« (B. H. Levy), also aus dem Fehlen des sinnlichen Wärmestroms entwickelt.

Demokratische Kultur schließt die Demokratisierung kultureller Kürzel ein: Jeder muß »Klopstock« sagen können, wenn er die Heiterkeit des Gewitternachregens erlebt. Die über Kunst vermittelte »Sekundärerfahrung« stellt oft genug das eigentlich »Primäre« dar: Öffnung des Menschen für Sehen, Hören und Fühlen – eben Wahrnehmung. Demokratisierung des Schönen bedeutet, daß der Mensch in die Lage versetzt wird, über die Kürzel der Kultur zu verfügen und diese zu entschlüsseln; Aufnahmefähigkeit für kulturelle und künstlerische »Signale«; geistiger und seelischer Nachvollzug dessen, was vorgedacht, vorgeföhlt, vorgestaltet wurde; Vermögen, sich selbst zu artikulieren und seiner Kreativität zu leben; mit dem anderen sublimiert zu kommunizieren. Ästhetik in diesem Sinne müßte dem Alltag integriert, in die stereotypen Szenarien unseres Lebens, in die Zwänge der Systeme und Subsysteme »hineingesprengt« werden, damit die Stunden wahrer Empfindung häufiger schlagen: Augen-Blicke, da das »Schöne, Gute und Wahre« aufscheint, sich die Begegnung des Menschen mit der Idee vollzieht.

»Der Begriff des Schönen
geht der Freyheit voraus . . .
Eh die Structures der Gesellschaft
sich verändern lassen
muß erst der Mensch
verändert werden«,

läßt Peter Weiss in seinem Drama »Hölderlin« Schiller zu Hölderlin sagen; und im gleichen Stück sagt Marx zu Hölderlin:

»Zwei Wege sind gangbar
zur Vorbereitung
grundlegender Veränderungen
Der eine Weg ist
die Analyse der konkreten
historischen Situation
Der andere Weg ist
die visionäre Formung
tiefster persönlicher Erfahrung.«

III.

Bei dem Versuch der »Analyse der konkreten historischen Situation«, also der heutigen Industriegesellschaft, stößt man – auf der pragmatischen Ebene – zentral

auf das Problem von Arbeit und Freizeit. Deutlich wird, angesichts struktureller Arbeitslosigkeit, daß der »andere Weg«, die visionäre Formung von Zukunft, weitgehend versperrt ist. Nicht zuletzt deshalb, weil ästhetische Sensibilität, die auf Vernetzung, auf Ganzheitlichkeit zielt, verloren, zumindest zurückgegangen, Anästhetisierung zugenommen bzw. dominant geworden ist. Die Bedeutung bzw. der Stellenwert von menschlicher Arbeit hat sich durch die Chip-Revolution (die Möglichkeit, jede Maschine mit »steuernder Intelligenz« zu versehen) entscheidend verändert. Die Rationalisierung wie »Digitalisierung« der industriellen Produktion, die weder über- noch unterschätzt werden darf, setzt Arbeitskraft frei, die in anderen Bereichen (dem »Humansektor«) dringend benötigt würde; zugleich sind hinsichtlich der verbleibenden Industrie-Arbeit die Anforderungen an »Qualifikation« einem starken Wandel unterworfen.

Der zentrale Topos der modernen, nach-tayloristischen (also nicht mehr »Drill und Dressur« einfordernden) Produktionsphilosophie heißt »Cockpit«: Ort eines durch das »Prinzip Verantwortung« sowie durch die Trias von Spezial-, Schlüssel- und soziokultureller Kompetenz geprägten Handelns. E contrario sei das für die moderne Industriegesellschaft notwendige Qualifikationsprofil durch eine traurig-tragische Geschichte erläutert: Vor einiger Zeit mußte ein brasilianisches Verkehrsflugzeug im Amazonas-Gebiet notlanden; es gab Verletzte und Tote. Die Maschine war von der Kurz-Flugroute (nach Brasilia) abgekommen; der Treibstoff ging aus. Der Flugkapitän und sein Copilot hatten bei der elektronischen Einstellung des Kurses, abgelenkt von der Übertragung eines Fußballspiels, einen fatalen Fehler gemacht. Während des Fluges hatte jedoch ein Passagier mit großem Nachdruck versucht, darauf hinzuweisen, daß die Richtung nicht stimmen könne; er war nicht beachtet worden. Das Ereignis erlaubt hinsichtlich des dadurch zutage tretenden Versagens beim »management of complexity« eine allgemeine, auf die High-Tech-Gesellschaft insgesamt zu übertragende Deutung:

– Fehler innerhalb hochkomplexer (vor allem elektronisch gesteuerter) Systeme können gravierende Folgen haben; »kleine Fehler« eskalieren zu Katastrophen. Die für »Steuerung« notwendige Spezialqualifikation kann leicht abgelenkt werden, da die Konzentration auf abstrakte »Signale« schnelle Ermüdung zur Folge hat.

– Der »Einspruch« erhebende Passagier hatte keine Spezialqualifikation; doch zeichnete er sich dadurch aus, daß er die Landschaft beobachtete. Er verfügte über »Schlüsselqualifikation«. Der Begriff ist vieldeutig; er beschreibt vor allem die Fähigkeit zu umfassender, vernetzender Wahrnehmung und die »Begabung«, unterschiedliche Faktoren auf die jeweilige Situation beziehen zu können. »Erfahrung« spielt dabei eine große Rolle.

– Dem Flugpersonal fehlte die kommunikative Bereitschaft; es nahm die Einwände des Passagiers nicht ernst; es schirmte sich innerhalb seines »Subsystems« (der Spezialkompetenz der Flugpiloten vertrauend) vor »kommunikativer Einwirkung« ab.

Die immer mehr aus dem Cockpit heraus geleitete moderne Industriegesellschaft sägt sich den Ast, auf dem sie sitzt, selbst ab, wenn sie allein der Fachkenntnis vertraut. In allen Bereichen, nicht nur in denen der Produktion, müßte der Spezialist seine »Einengung« transzendieren und »Ganzheit« ins Auge fassen. Wie schon Lichtenberg meinte: Wer nur etwas von Chemie versteht, versteht auch die nicht recht. Die »Reprofessionalisierung« genannte Forderung auf kreative,

selbständige, ich-starke, also nicht fremd-gesteuerte »Handlungskompetenz« charakterisiert der Baden-Württembergische Landesforschungsbericht von 1987 mit den Worten: »Da, wo die mechanistische Industriegesellschaft ihr Heil suchte im Zerlegen, Reduzieren, Analysieren und Spezialistentum, wird die kommende Informationsgesellschaft, stimuliert und unterstützt durch die neuen Informations- und Kommunikationstechnologien, der ganzheitlichen, systemgerichteten, generalistischen Vorgehensweise den Vorrang geben. Der Spezialist wird mehr Platz machen müssen für den Generalisten.«

Kulturelle Bildung ist generalistisch angelegt. Ist die »Atmosphäre«, das »Klima«, die »Landschaft« dafür nicht vorhanden, kann sie sich nicht entfalten. Kulturelle »Atmosphäre«, kulturelles »Klima«, »Kulturlandschaft« sind Ergebnis des Zusammenwirkens vieler kleiner »Elemente«, der Interdependenz von Imponderabilien. Kulturelle Identität – ein individuelles wie kollektives »Bei-sich-selbst-Sein« – erweist sich als Folge der Quantität, Qualität und Kontinuität von Kleinereignissen. Die Analogie zur Chaosforschung, einem wichtigen Teil moderner Naturwissenschaft, ist frappant: Ähnliche Ursachen haben keineswegs ähnliche Wirkungen, wie uns das Prinzip der »starken Kausalität« glauben machen will. Schon der Luftwirbel – so hat es der Chaosforscher Edward Lorenz bildhaft formuliert –, der durch den Flügelschlag eines Schmetterlings in China erzeugt wird, kann zwei Wochen später einen Hurrikan in der Karibik auslösen. Auf die »Ästhetische Erziehung des Menschen« übertragen, wird man »gegenläufig«, aber in struktureller Übereinstimmung feststellen dürfen: die Schmetterlingsflügelschläge der Kunst *verhindern* Humanität wegfegende Wirbelstürme.

Die Investitionen in Kultur sind betriebswirtschaftlich (im Sinne monetärer kurzfristiger Kalkulation) zwar nicht rentabel; sie sind es aber volkswirtschaftlich. Eine Kosten- und Ertragsberechnung, die langfristig angelegt ist und das »Benefit« (Wohlbefinden, »Behagen in der Kultur«) berücksichtigt, zeigt, daß sich die volkswirtschaftliche »Anlage« dann auch wieder betriebswirtschaftlich »auszahlt«. Nicht »freie Marktwirtschaft« bestimmt die Bundesrepublik Deutschland, sondern eine »freie soziale Marktwirtschaft«; dies ist nicht eine Angelegenheit des Utilitarismus, sondern des »ethischen Utilitarismus«, der das »größtmögliche Glück für die größtmögliche Zahl« zu erreichen trachtet.

Wenn die Möglichkeiten für Arbeit in der die moderne Befindlichkeit weitgehend bestimmenden Industriegesellschaft aufgrund der Computerisierung zurückgehen, was strukturelle Arbeitslosigkeit bewirkt (keineswegs durch Konjunktur korrigierbar, da diese die Rationalisierung verstärkt), wenn auch im Bereich der Dienstleistungen nach temporärer Zunahme der Arbeitsplätze ein Sättigungsgrad erreicht ist – dann darf dennoch das »Recht auf Arbeit« nicht zur Disposition gestellt werden.

Zwar sind in der Menschheitsgeschichte die Mythen vom Paradies als Ort und Zustand der Arbeitslosigkeit von großer Faszination gewesen; zugleich aber hat der Mensch in seiner »Geworfenheit« – »im Schweiß deines Angesichts sollst du dein Brot essen« – Arbeit, soweit sie menschenwürdig war, als großen Segen, ja als Erfüllung seiner Existenz empfunden. Dieses zumindest ambivalente Verhältnis zur Arbeit wird bereits deutlich, wenn man – wie Peter Alheit es in seinem Buch »Zivile Kultur« tut – den Begriff »Arbeit« beim Wort nimmt: Die etymologischen Wurzeln des Arbeitsbegriffs in verschiedenen Kulturen zeigen eine konnotative Nähe zu Last und Mühsal, Not und Qual, zugleich aber auch zu Befriedigung und

Lust. Das lateinische *avrum* verweist auf *avra*, den »gepflügten Acker; das germanische *arba* bedeutet soviel wie »Knecht«. »Das französische *travail* dürfte vom vulgär-lateinischen *tripalare* (>pfählen< oder >quälen<) abstammen, oder das russisch *robota* von *rab*, was Sklave heißt. Gleichzeitig finden wir im Mittelhochdeutschen relativ frühe Belege für Kontrastbedeutungen im Wortfeld Arbeit. Schon bei Wolfram von Eschenbach steht der Begriff für höfische Tugend, wird etwa als »riterliche arbeit« gefeiert.« Die Geschichte des Arbeitsbegriffs zeigt zudem eine aufschlußreiche »Hierarchie«: in der griechischen Antike steht *über* dem *bios praktikos*, dem »tätigen Leben«, dem der größere Teil der Bevölkerung nachgeht, der *bios theoretikos*, die Aktivität der »Anschauung« und Wahrheitssuche, der sich der privilegierte Stand widmet. Diese klassische Trennung hat in abgeschwächter Form das christliche Mittelalter überdauert. »Thomas von Aquin nimmt sie in seiner Unterscheidung von *vita activa* und *vita contemplativa* explizit auf und formuliert ebenso unmißverständlich: »Das tätige Leben heißt Knechtschaft, das beschauliche aber Freiheit.«

In der Deutung von Max Weber (»Die protestantische Ethik und der Geist des Kapitalismus«) liegen die Wurzeln moderner professioneller Erwerbsarbeit in einer religiös motivierten »innerweltlichen Askese«, deren säkularisierte Form zu jenem »stahlharten Gehäuse« wird, dem kein modernes Individuum mehr entgegen könne. Dieses Arbeit verabsolutierende Ethos führe zum kulturellen Niedergang: »Dann allerdings könnte für die »letzten Menschen« dieser Kulturentwicklung das Wort zur Wahrheit werden: »Fachmenschen ohne Geist, Genußmenschen ohne Herz: dieses nichts bildet sich ein, eine nie vorher erreichte Stufe des Menschentums erstiegen zu haben.« Die »Zerstreuungspatienten« im Medienzeitalter (der Telekratie unterworfen) sind in Gefahr, sich zu Tode zu arbeiten und zu amüsieren (N. Postman); die »schöne neue Welt« erweist sich als Alptraum einer Gesellschaft, in der Arbeit und Freizeit (ohne Freiheit) zum *circulus vitiosus* wird. Hannah Arendt hat – in »Vita activa oder vom tätigen Leben« – darauf hingewiesen, daß die *Vita activa* als Erfüllung eines uralten Traumes gerade in der Arbeitsgesellschaft, die doch von den Fesseln der Arbeit befreien sollte, verlorengegangen sei: Diese Gesellschaft kenne kaum noch vom Hörensagen die höheren und sinnvolleren Tätigkeiten, um derentwillen die Befreiung sich lohnen würde.

Wer die »Wiedergewinnung des Ästhetischen« als Möglichkeit einer *Vita activa* fordert oder erhofft, muß die Perversion von Arbeit und Freizeit aufheben (beseitigen), Arbeit und Freizeit als menschliche Sinnerfüllung aufheben (erhalten) und Arbeit und Freizeit zu einer Stufe der Nicht-Entfremdung aufheben (höherbringen) wollen.

Hegel hat den Identität stiftenden Charakter von Arbeit (indirekt damit auch von Freizeit) wegweisend definiert: »Daran, daß ich etwas zur That und zum Daseyn bringe, ist mir viel gelegen: ich muß dabei sein; ich will durch die Vollführung befriedigt werden. Ein Zweck, für welchen ich thätig sein soll, muß auf irgendeine Weise auch mein Zweck sein; ich muß meinen Zweck zugleich dabei befriedigen, wenn der Zweck, für welchen ich thätig bin, auch noch viele andere Seiten hat, nach denen er mich nichts angeht. Dies ist das unendliche Recht des Subjekts, daß es sich selbst in seiner Thätigkeit und Arbeit befriedigt findet.« Karl Marx hat im nachgelassenen Fragment »Deutsche Ideologie« der Vision von der arbeits-losen Arbeitsgesellschaft (die statt auf Zweck auf Sinn transzendiert) als »Paradies auf Erden« Gestalt gegeben: Der Mensch als Jäger, Fischer oder kriti-

scher Kritiker müsse dies in der »alten Gesellschaft« bleiben, wenn er nicht die Mittel zum Leben verlieren wolle: in der kommunistischen Gesellschaft jedoch habe jeder nicht einen ausschließlichen Kreis der Tätigkeit, sondern könne sich in jedem beliebigen Zweig ausbilden; die Gesellschaft regle die allgemeine Produktion und mache es eben dadurch dem Menschen möglich, »heute dies, morgen jenes zu tun, morgens zu jagen, nachmittags zu fischen, abends Viehzucht zu treiben, nach dem Essen zu kritisieren«, wie er gerade Lust habe, »ohne je Jäger, Fischer, Hirt oder Kritiker zu werden«.

Wer Utopien als verwirklichbar hält, gerät leicht in die Gefahr, sie zu dogmatisieren, zu ideologisieren; wer sie für unverwirklichbar empfindet, versäumt sie als Movens. Realutopische Ziele sind immer nur Annäherungen, aber als Orientierungshilfe not-wendig. Der Melancholie der Utopie wird das »Dennoch« (wie es Sisyphos verkörpert) entgegengesetzt.

Das realutopische Ziel einer »aufgehobenen Arbeitsgesellschaft« heißt Demokratisierung von Tätigkeit. Während Arbeit im begrenzten Bedarfsraum der Industriegesellschaft zurückgeht, ja teilweise ausläuft, ist Tätigkeit in der Kulturgesellschaft ein unbegrenztes Terrain. Denken wir nur an die Aufgaben im Bereich des Sozialen, der Erziehung, der Kultur im engeren Sinne, der Ökologie, der Stadtentwicklung, der Denkmalspflege – eben in allen Gebieten, in denen menschliche Arbeit unabdingbar wie unverzichtbar ist und bleibt. So wie »Cockpit« die neue Industriegesellschaft »lokalisiert«, erweist sich »Werkstatt« als Topos für die »Vertortung« von Tätigkeit bzw. Meta-Arbeit – eine »pädagogische Verbindung« (Konstellation, Disposition, Figuration), die man »für eine Art Utopie« halten kann. »Es schien mir, als sei unter dem Bilde der Wirklichkeit eine Reihe von Ideen, Gedanken, Vorschlägen und Vorsätzen gemeint, die freilich zusammenhingen, aber in dem gewöhnlichen Lauf der Dinge wohl schwerlich zusammentreffen möchten.« Diese Worte Lenardos in Goethes »Wilhelm Meisters Wanderjahre«, ergänzt durch die optimistische Bemerkung, daß durch »Bilder« das Mögliche und Unmögliche zu verwirklichen seien, kann die durch antizipatorische Vernunft vorgegebene »Auftragslage« charakterisieren: Unter dem »Bilde« des Ungewöhnlichen (methodisch: als Experiment, das ein Stück Zukunft konkret vorausklärt) sind Ideen, Gedanken, Vorschläge und Vorsätze, die im gewöhnlichen Lauf der Dinge nicht oder nur ansatzweise anzutreffen sind, zusammenzuführen.

In »Wilhelm Meisters Wanderjahre« finden sich weitere Maxime für das, was Tätigkeit in einer postmateriellen Kultur und Zivilisation, High Tech und High Culture vereinigenden Computer-Gesellschaft bedeuten könnte: »Trachte jeder, überall sich und andern zu nutzen . . . Was der Mensch auch ergreife und handhabe, der einzelne ist sich nicht hinreichend, Gesellschaft bleibt eines wackern Mannes höchstes Bedürfnis. Alle brauchbaren Menschen sollen in Bezug untereinander stehen, wie sich der Bauherr nach dem Architekten und dieser nach Maurer und Zimmermann umsieht. Und so ist denn allen bekannt, wie und auf welche Weise unser Bund geschlossen und gegründet sei; niemand sehen wir unter uns, der nicht zweckmäßig seine Tätigkeit jeden Augenblick üben könnte, der nicht versichert wäre, daß er überall, wohin Zufall, Neigung, ja Leidenschaft ihn führen könnte, sich immer wohl empfohlen, aufgenommen und gefördert, ja von Unglücksfällen möglichst wiederhergestellt finden werde.«

Wer soll dies – die der Arbeits- und Freizeitgesellschaft als Pendant beizugebende, volkswirtschaftlich zu finanzierende Tätigkeitsgesellschaft – bezahlen?

Die in Erwartung des 21. Jahrhunderts anzumahnende Sozial- und Kulturstaatlichkeit der Bundesrepublik Deutschland wird auf einem dreischichtigen »fiskalischen« Fundament beruhen müssen:

– Die geradezu unvorstellbar große Anhäufung privaten Reichtums muß teilweise (eben nach den Spielregeln sozialer Marktwirtschaft) für Lastenausgleich zugunsten des Gemeinwohls, an dem jeder einzelne ja teilhat, herangezogen werden.

– Antizipatorische Hochrechnungen in allen Sektoren des durch das Grundgesetz garantierten Sozialstaats müssen die jeweils anfallenden Mittel für Sekundärprävention vor-zeitig (also ehe die »Schäden« anfallen) als Ressourcen für Primärprävention umwidmen. Statt die Dämme vor der reißenden Flut der Probleme immer höher bauen zu wollen, wären die Quellen zu stopfen.

– Statt Arbeitslosigkeit ist Arbeit (im Bereich der Tätigkeitsgesellschaft, also jenseits der durch Markt geregelten Arbeitsgesellschaft) zu finanzieren. (Berücksichtigt man den durch Arbeitslosigkeit bewirkten Ausfall an Wertschöpfung für die Gesellschaft, die durch Arbeitslosigkeit hervorgerufenen sozialen und gesundheitlichen Folgelasten sowie die weiteren Verluste an Humankapital, an beruflicher Qualifikation etc., ferner die bei Arbeitslosigkeit entstehenden Mehrausgaben durch die Zahlung von Arbeitslosengeld und Arbeitslosenhilfe, von Sozialhilfe und Wohngeld, von Renten- und Krankenversicherungsbeiträgen –, summiert man all diese Elemente, die in eine vernünftige volkswirtschaftliche Kostenrechnung eigentlich eingehen müßten, dann ergäbe sich, wie es schon bei den bisherigen Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen Faktum ist, auch bei Dauer-Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen eine Selbstfinanzierungsquote bis zu 91%. Natürlich müßte ein solches Projekt langfristig angelegt sein und durch umfassende Qualifikations- und Umqualifikationsprogramme vorbereitet wie begleitet werden.)

Selbstverständlich evoziert Kunst (oder gar Musik) nicht Planungsmodelle für die Aufrechterhaltung oder Weiterentwicklung des Sozialstaates. Die durch Kunst erregte »unendliche, unnennbare Sehnsucht« in ihren romantischen Schwingungen wie die durch ästhetische Erziehung vermittelten Impulse, das jeweils »Ganz andere«, das Ungewöhnliche, ja Exorbitante wahrzunehmen, vermögen der handelnden Vernunft nicht direkt ihr Instrumentarium wie »Sachmaterial« zuzuliefern. Aber Kunst – so hat Bert Brecht es einmal formuliert – stellt als begreiflich dar, was noch nicht begriffen ist.

Das immer wieder unerwartet Neue, immer wieder »Unwahrscheinliche« der Kunst zeigt sinnlich, was Lichtenberg aufklärerisch-philosophisch formulierte: »Ich kann freilich nicht sagen, ob es besser werden wird, wenn es anders wird; aber so viel kann ich sagen, es muß anders werden, wenn es gut werden soll.« Die im Umgang mit Kunst zufließende Kraft stärkt, was Robert Musil den »Möglichkeitssinn« des Menschen nannte. Dieser ließe sich als die Fähigkeit definieren, alles, was ebensogut sein *könnte*, zu denken, und das, was ist, nicht wichtiger zu nehmen als das, was nicht ist. »Solche Möglichkeitsmenschen leben, wie man sagt, in einem feineren Gespinnst, in einem Gespinnst von Dunst, Einbildung, Träumerei und Konjunktiven.« Wer auf *mögliche* Wahrheiten sehe, habe »ein Feuer, einen Bauwillen . . . , der die Wirklichkeit nicht scheut, wohl aber als Aufgabe und Erfindung behandelt.«

Beiträge zur Geschichte des Landkreises Ludwigsburg in den Ludwigsburger Geschichtsblättern 1988 bis 1997

Zum Jubiläum: 100 Jahre Historischer Verein Ludwigsburg

von Wolfgang Schmierer † (mit Ergänzungen)

In den Ludwigsburger Geschichtsblättern 41/1988, dem Heft zum 90jährigen Vereinsjubiläum, habe ich unter dem Titel »90 Jahre Historischer Verein – 88 Jahre Ludwigsburger Geschichtsblätter« ein Verzeichnis aller in den Geschichtsblättern 1/1900 bis 41/1988 erschienenen Aufsätze veröffentlicht (S. 177–196). Es wäre reizvoll gewesen, dieses Verzeichnis fortzuschreiben und die Beiträge der letzten zehn Hefte einzuarbeiten – aber nicht sehr ökonomisch. Wir sparen! So konnte nur Aufgabe sein, diese neuen Beiträge wieder nach dem 1988 verwendeten Gliederungssystem zusammenzustellen, das seinerseits an die »Landesbibliographie von Baden-Württemberg« (hrsg. von der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg in Verbindung mit den Landesbibliotheken Karlsruhe und Stuttgart, erschienen bisher Band 1–13, Stuttgart 1978 ff.) angelehnt ist. Der Nutzer muß nun zwar beide Bibliographien einsehen, doch erscheint dies zumutbar und bringt ihm auf jeden Fall den Vorteil, künftig nicht mehr die Inhaltsverzeichnisse der letzten zehn Hefte im einzelnen durchsehen zu müssen. Insgesamt waren in das vorliegende Verzeichnis sämtliche neuen Beiträge aus diesen letzten zehn Ludwigsburger Geschichtsblättern – einschließlich des hier vorliegenden – aufzunehmen.

Das Verzeichnis ist – nochmals: wie 1988 – in drei Hauptgruppen unterteilt:

- I. Beiträge zum Kreisgebiet insgesamt
- II. Beiträge zu einzelnen Orten
- III. Beiträge zu einzelnen Personen und Familien.

Die Hauptgruppen I und II bleiben wie folgt gegliedert:

- A Allgemeines
- B Natur
- C Ur- und Frühgeschichte
- D Allgemeine politische Geschichte
- E Historische Grundwissenschaften
- F Verfassung, Recht, Verwaltung
- G Wehrwesen, Zivilschutz, Rettungswesen
- H Bevölkerung
- I Wohlfahrts- und Gesundheitswesen
- K Wirtschaft und Verkehr

- L Siedlungen
- M Planung, Bauwesen, Umwelt
- N Religion, Kirchen, Weltanschauungen
- O Gesellschaft, Volkskunde, Sprache
- P Bildung und Wissenschaft
- Q Literatur und Kunst
- R Buch- und Bibliothekswesen, Information und Dokumentation, Publizistik

Sonderbereiche der Ortsliteratur:

- S Topographie, Einzelne Straßen, Plätze, Bauwerke usw.
- T Veranstaltungen, Tagungen usw.
- U Einzelne Vereine
- V Auswärtige Persönlichkeiten in ihren Beziehungen zum Ort.

Um Doppelnennungen zu vermeiden, wird erstmals bei den Beiträgen zu einzelnen Orten gegebenenfalls auf Beiträge zu Personen und Familien querverwiesen.

I. Beiträge zum Kreisgebiet insgesamt

- A Saar, Herbert: Rückblick auf das Jahr 1987. LGbl. 42/1988, S. 197–211
- Saar, Herbert: Rückblick auf das Jahr 1988. LGbl. 43/1989, S. 163–180
- Saar, Herbert: Rückblick auf das Jahr 1989. LGbl. 44/1990, S. 187–213
- Sting, Albert: Rückblick auf das Jahr 1990. LGbl. 45/1991, S. 209–233
- Sting, Albert: Rückblick auf das Jahr 1991. LGbl. 46/1992, S. 206–227
- Sting, Albert: Rückblick auf das Jahr 1992. LGbl. 47/1993, S. 138–157
- Sting, Albert: Rückblick auf das Jahr 1993. LGbl. 48/1994, S. 170–188
- Sting, Albert: Rückblick auf das Jahr 1994. LGbl. 49/1995, S. 230–246
- Sting, Albert: Rückblick auf das Jahr 1995. LGbl. 50/1996, S. 175–191
- Sting, Albert: Rückblick auf das Jahr 1996. LGbl. 51/1997, S. 218–232
- Bollacher, Wolfgang: Ansprache beim Neujahrsempfang 1989 im Kreishaus Ludwigsburg. LGbl. 43/1989, S. 155–161
- Glaser, Hermann: Über die ästhetische Erziehung des Menschen in der Industriegesellschaft [Ansprache beim Neujahrsempfang 1996 im Kreishaus Ludwigsburg]. LGbl. 51/1997, S. 181–192
- Schmierer, Wolfgang: Beiträge zur Geschichte des Landkreises Ludwigsburg in den Ludwigsburger Geschichtsblättern 1988–1997. LGbl. 51/1997, S. 193–200
- B Randler, Christoph: Der Weißstorch im Kreis Ludwigsburg. Einst ein verbreiteter Brutvogel, heute nur noch Durchzügler. LGbl. 50/1996, S. 155 bis 163
- C Stork, Ingo: Alamannen und Franken im Landkreis Ludwigsburg. LGbl. 47/1993, S. 7–48
- Schmierer, Wolfgang: Vor- und Frühgeschichte im Landkreis Ludwigsburg. LGbl. 47/1993, S. 137
- D Molitor, Stephan: Der Vertrag des Bischofs Balderich von Speyer mit dem

- Diakon Wolvald vom 29. Januar 972. LGbl. 50/1996, S. 11–19
- Molitor, Stephan: Die Bietigheimer Stadterhebungsurkunde Kaiser Karls IV. vom 28. August 1364. LGbl. 51/1997, S. 11–14
- Schulz, Thomas: Zur Geschichte der Reichsritterschaft im heutigen Landkreis Ludwigsburg. LGbl. 43/1989, S. 9–25
- Beck, Stefan: »Besonders schädigend wirkt der Einfluß der Stadt« – Pfarrberichte zur Industrialisierung und sozialen Differenzierung im ehemaligen Oberamt Marbach zwischen 1890 und 1914. LGbl. 43/1989, S. 77–110
- Schönberger, Klaus: »Daneben ist aber eine Industrie emporgewachsen . . .«. Zur Sozialgeschichte der Industrialisierung im Oberamt Marbach 1880 bis 1920. LGbl. 51/1997, S. 159–179
- Moersch, Karl: Der Größte war's im ganzen Land – Anmerkungen zur fünfzigjährigen Geschichte des Kreises Ludwigsburg. LGbl. 43/1989, S. 111 bis 126
- Leibbrand, Adolf: Der Luftkrieg im Kreis Ludwigsburg 1939 bis 1945. LGbl. 48/1994, S. 117–155
- H Moersch, Karl: Auswanderung aus dem Ludwigsburger Kreisgebiet in den Südkaukasus. LGbl. 47/1993, S. 135–137
- K Gühring, Albrecht: 100 Jahre Bottwartalbahn. LGbl. 48/1994, S. 53–83
- N Schick, Hermann: Pietismus und Separatismus im 18. Jahrhundert – Streiflichter aus der Kirchengeschichte des Landkreises Ludwigsburg. LGbl. 47/1993, S. 79–85
- Q Schmid-Kemmer, Bernd: »... leuchtest mir zum frühen Tod.« – Kriegsdenkmal im Landkreis Ludwigsburg als Geschichtsquellen. LGbl. 46/1992, S. 84–160
- U Otto, Markus: Veranstaltungen des Historischen Vereins 1987/88. LGbl. 42/1988, S. 187–195
- Otto, Markus: Veranstaltungen des Historischen Vereins 1988/89. LGbl. 43/1989, S. 141–152
- Otto, Markus: Veranstaltungen des Historischen Vereins 1989/90. LGbl. 44/1990, S. 171–185
- Otto, Markus (unter Mitwirkung von Paul Hänslers, Herbert Rommel und Wolfgang Bollacher): Veranstaltungen des Historischen Vereins 1990/91. LGbl. 45/1991, S. 197–208
- Otto, Markus: Veranstaltungen des Historischen Vereins 1991/92. LGbl. 46/1992, S. 189–204
- Läpple, Wolfgang: Veranstaltungen des Historischen Vereins 1992/93. LGbl. 47/1993, S. 115–134
- Läpple, Wolfgang: Die Veranstaltungen des Historischen Vereins 1993/94. LGbl. 48/1994, S. 157–168
- Läpple, Wolfgang: Die Veranstaltungen des Historischen Vereins 1994/95. LGbl. 49/1995, S. 209–222
- Läpple, Wolfgang: Die Veranstaltungen des Historischen Vereins 1995/96. LGbl. 50/1996, S. 165–174
- Läpple, Wolfgang: Die Veranstaltungen des Historischen Vereins 1996/97. LGbl. 51/1997, S. 201–217

II. Beiträge zu einzelnen Orten

Asperg

- D Knoll, Irmgard: Die Grafen von Asperg – ein Zweig der Pfalzgrafen von Tübingen. LGbl. 46/1992, S. 11–35
Knoll, Irmgard und Rolf: Zu Aspergs Anfängen: »Graf« Gozbert oder das Ende einer Legende. LGbl. 49/1995, S. 37–43
(siehe auch: Käser, Hermann)

Bietigheim-Bissingen

- H Stierle, Leopold: Adel in Bietigheim. LGbl. 45/1991, S. 21–38
Stierle, Leopold: Wer war Bernger von Bietigheim? LGbl. 47/1993, S. 49–77

Freudental

- V (siehe: Marx, Julius;
Thüngen, Hans Carl von)

Großbottwar

- D Ehmer, Hermann: Der Wunnenstein und die Wunnensteiner. LGbl. 45/1991, S. 7–20

Ludwigsburg

- C Klein, Matthias: Archäologie im römischen Gutshof von Ludwigsburg-Hoheneck einst und jetzt – Ergebnisse der Ausgrabungen von 1911, 1986/89 und 1991/92. LGbl. 49/1995, S. 7–35
D Zeller, Bernhard: Ludwigsburg im Zeitalter der Französischen Revolution. LGbl. 43/1989, S. 27–36
Läpple, Wolfgang: Das Schicksal der Ludwigsburger Synagoge – Ein Beitrag zur Geschichte der jüdischen Gemeinde in Ludwigsburg. LGbl. 42/1988, S. 7–44
Kowalenko, Wassili: »Unser Leben war schwer und eintönig«. Erinnerungen eines ehemaligen Zwangsarbeiters aus der Ukraine. LGbl. 49/1995, S. 147–170
Würth, Gerhard: Schülerkanoniere aus Ludwigsburg im Bombenkrieg 1943–1945. LGbl. 49/1995, S. 171–199
Läpple, Wolfgang: Ludwigsburg in den ersten Jahren nach dem 2. Weltkrieg – dargestellt anhand von Quellen des Stadtarchivs. LGbl. 45/1991, S. 87–170
Müller, Ulrich: Displaced Persons (DPs) in Ludwigsburger Kasernen 1945–1951. LGbl. 43/1989, S. 127–139
Müller, Ulrich: Die Internierungslager in und um Ludwigsburg 1945–1949. LGbl. 45/1991, S. 171–195
F Viehöfer, Erich: Palais Schütz und Roter Ochsen – Zur Baugeschichte des Ludwigsburger Gefängnisses. LGbl. 50/1996, S. 61–94
Viehöfer, Erich: Vom Tollhaus zum Museum. Die Geschichte des Hauses Schorndorfer Straße 38 und seiner Bewohner. LGbl. 48/1994, S. 33 bis 52
Mikeler, Rudolf: Zur Geschichte des Zuchthauses in Ludwigsburg 1933–1945. LGbl. 44/1990, S. 159–169

- Viehöfer, Erich: Nochmals: Zuchthaus Ludwigsburg 1933–1945. LGbl. 46/1992, S. 204 f.
- Schmidt, Edgar: 2. Nachbermerkung zu: Zuchthaus Ludwigsburg 1933–1945. LGbl. 47/1993, S. 134
- G Läßle, Wolfgang: Die Gans des 1. Reiter-Regiments. Eine »tierische« Episode aus der militärischen Vergangenheit Ludwigsburgs. LGbl. 51/1997, S. 145–157
- Läßle, Wolfgang: Streiflichter aus der militärischen Vergangenheit Ludwigsburgs. LGbl. 46/1992, S. 48–83
(siehe auch: Hermann, Hans;
Mylius, Ferdinand Friedrich Heinrich von)
- K Schupp, Kurt A.: Geschichtsquelle Dachboden. Entdeckungen in der alten Ludwigsburger Porzellanmanufaktur. LGbl. 44/1990, S. 127–157
- Flach, Hans Dieter: Geschichtsquelle Erdboden. Entdeckungen neben der alten Ludwigsburger Porzellanmanufaktur. LGbl. 47/1993, S. 87 bis 100
- Flach, Hans Dieter: Zum Beschaffungswesen der frühen Ludwigsburger Porzellan- und Fayencemanufaktur. LGbl. 49/1995, S. 45–65
- Leibinger, Berthold: Feudalismus und Wirtschaft – Anmerkungen zur Geschichte Ludwigsburgs. LGbl. 42/1988, S. 175–182
- Schmierer, Wolfgang: Vom kühnen Experiment zum soliden Erfolg. 125 Jahre Volksbank Ludwigsburg im Wandel der Geschichte. LGbl. 43/1989, S. 57–75
- Viehöfer, Erich: »Spezerei und Eisen« – Zur Geschichte der Firma »Gebrüder Lotter« in Ludwigsburg. LGbl. 46/1992, S. 161–188
(siehe auch: Franck, Heinrich;
Kammerer, Jakob Friedrich;
Kropp, Georg;
Tronner, Anton)
- Q Boccia, Remo: Italienische Künstler am Stuttgarter und Ludwigsburger Hof des 17. und 18. Jahrhunderts. LGbl. 51/1997, S. 15–61
- S Uhl, Stefan: Schloß Harteneck bei Ludwigsburg – Bemerkungen zum spätmittelalterlichen Baubestand. LGbl. 44/1990, S. 51–63
- Hlawatsch, Birgit: Monrepos – 400 Jahre württembergische Geschichte. LGbl. 45/1991, S. 39–69
- Stein, Norbert: Zur Geschichte des Festin- und Theaterbaus beim Seeschloß Monrepos. LGbl. 45/1991, S. 71–86
- Fritz, Eberhard: Vom »Seehaus« zum »Monrepos« – Studien zur Funktion des Seeschlosses unter König Friedrich von Württemberg. LGbl. 49/1995, S. 67–92
(siehe auch: Wirsing, Freiherren von)
- Marbach a. N.
- B Wolf, Reinhard: Der ehemalige Marbacher Stadtwald bei Siebersbach 1680–1794. LGbl. 42/1988, S. 69–142
- O Schick, Hermann: Marbacher Frauenschicksale im 19. Jahrhundert. LGbl. 49/1995, S. 129–146
- P (siehe: Studion, Simon)

- S Gühring, Albrecht: Die Alexanderkirche in Marbach am Neckar. LGbl. 50/1996, S. 20–60
 Schick; Hermann: Die Schillerhöhe in Marbach und ihre Bedeutung für die Marbacher Stadtentwicklung. LGbl. 43/1989, S. 37–55
- U Keppler, Heinz Georg: 160 Jahre Marbacher Schillerverein. LGbl. 49/1995, S. 201–208
- V (siehe: Hampp, Johann Christoph)

Markgröningen

- P Schulz, Thomas: Die Markgröninger Lateinschule im Spätmittelalter und in der frühen Neuzeit. LGbl. 48/1994, S. 15–32

Oberstenfeld

- Q Azzola, Friedrich Karl: Zur weltlichen Ikonographie einer spätmittelalterlichen Kreuzplatte in Oberstenfeld: Das Rad als Wagnerzeichen. LGbl. 48/1994, S. 7–14

Remseck

- Q Dietl, Hans: Nochmals: Das Aldinger Taufbecken. LGbl. 49/1995, S. 223–227
 (siehe auch: Hügel, Alexandra Michailowna Freifrau von)

Vaihingen a. d. Enz

- V (siehe: Mittelberger, Gottlieb)

III. Beiträge zu einzelnen Personen und Familien

Bolay, Theodor

- Otto, Markus: Nachruf für Theodor Bolay. LGbl. 43/1989, S. 7 f.

Franck, Heinrich

- Moersch, Karl: Heinrich Franck und seine Zeit. LGbl. 47/1993, S. 101–114

Gaese, Heinrich

- Bollacher, Wolfgang: Heinrich Gaese zum Gedenken. LGbl. 50/1996, S. 9 f.

Gaisberg, Freiherrn von

- Gaisberg-Schöckingen, Friedrich Freiherr von: Der »Urstamm« der Freiherren von Gaisberg. LGbl. 44/1990, S. 65–79

Hampp, Johann Christoph

- Wandel, Uwe Jens: John Christopher Hampp Esquire – von Marbach nach Norwich. LGbl. 49/1995, S. 93–104

Hermann, Hans

- Klusemann, Wolfgang: Hans Hermann (1875–1953) – Württembergischer Artillerieoffizier und Ludwigsburger Bürger. LGbl. 50/1996, S. 95 bis 118

Hügel, Alexandra Michailowna Freifrau von

Haufler, Hermann: Der verlorene Schatz von Schloß Hochberg. Die Beziehungen des russischen Dichters Michail Jurjewitsch Lermontow zu Freifrau Alexandra Michailowna von Hügel. LGbl. 44/1990, S. 117 bis 125

Käser, Hermann

Asperg im 2. Weltkrieg. Aus den Erinnerungen des Bürgermeisters Hermann Käser †. LGbl. 42/1988, S. 183–186

Kammerer, Jakob Friedrich

Hartig, Hans: Jakob Friedrich Kammerer aus Ludwigsburg: Erfinder der Zündhölzer. LGbl. 44/1990, S. 81–116.

Kropp, Georg

Kohfink, Marc-Wilhelm: Mit Eigenheimen gegen den Alkoholmißbrauch. Georg Kropps »Gemeinschaft der Freunde« und der soziale Liberalismus. LGbl. 50/1996, S. 119–153

Marx, Julius

Nebel, Theobald: Julius Marx. Ein jüdisch-schwäbischer Unternehmer aus Freudental. LGbl. 48/1994, S. 85–115

Mélac, Ezéchiel Graf von

Moersch, Karl: Das Beispiel Mélac – Der sprichwörtliche Bösewicht. LGbl. 46/1992, S. 36–47

Mittelberger, Gottlieb

Scheck, Manfred: Der Enzweihinger Schulmeister Gottlieb Mittelberger – ein schwäbischer Amerikareisender im 18. Jahrhundert. LGbl. 42/1988, S. 143–174

Scheck, Manfred: Ergänzendes zu Gottlieb Mittelberger. LGbl. 44/1990, S. 185 f.

Mylius, Ferdinand Friedrich Heinrich von

Läpple, Wolfgang: General Ferdinand Friedrich Heinrich von Mylius und seine Straße in Ludwigsburg. LGbl. 44/1990, S. 7–50

Schmierer, Wolfgang

Sauer, Paul: Dr. Wolfgang Schmierer zum Gedenken. LGbl. 51/1997, S. 7–9

Seiler, Alois

Sauer, Paul: Dr. Alois Seiler †. LGbl. 46/1992, S. 7–9

Simanowiz, Ludovike

Figie, Gertrud: Die Ludwigsburger Künstlerinnen Ludovike Simanowiz und Regine Voßler – Musik und Malerei – Ein Doppelporträt. LGbl. 51/1997, S. 119–129

Studion, Simon

Kulf, Eberhard: Der Marbacher Lateinschullehrer Simon Studion (1543–16?) und die Anfänge der württembergischen Archäologie. LGBI. 42/1988, S. 45–68

Thüngen, Hans Carl von

Bruhn, Johann Michael und Kaiser, Andreas: Ein deutscher Haudegen und Feldherr. Freudental und der Kaiserliche General Hans Carl von Thüngen. LGBI. 51/1997, S. 63–100

Tronner, Johann Anton

Flach, Hans Dieter: Drei schwarze Adler auf Porzellan. Zur Tätigkeit des Ludwigsburger Porzellanmalers und Vergolders Johann Anton Tronner. LGBI. 51/1997, S. 131–143

Voßler, Regine

(siehe Simanowiz, Ludovike)

Wirsing, Freiherrn von

Murr, Heinz Martin: Die Freiherren von Wirsing. Aus sächsischer Diplomatenfamilie ins Oßweiler Schloß. LGBI. 49/1995, S. 105–128

Württemberg, Herzöge von

Krüger, Elfriede: Herzogin Elisabeth Sophia Friederike von Württemberg und andere Frauen am Hofe Herzog Carl Eugens. LGBI. 51/1997, S. 101 bis 118

Berichte und Notizen

Die Veranstaltungen des Historischen Vereins 1996/97

I. Die Vorträge im Winterhalbjahr 1996/97 im Kulturzentrum Ludwigsburg

1. Donnerstag, 10. Oktober 1996: 1996 bestand das Textilforschungsinstitut auf Schloß Hohenstein, das in der dritten Generation von der Familie Mecheels geleitet wird, 50 Jahre. Ein aktueller Anlaß für Professor Dr. Jürgen Mecheels vor dem Historischen Verein über die »Geschichte des Schlosses Hohenstein und des dortigen Textilforschungszentrums« zu berichten.

Vom Vorgänger des heutigen Schlosses, der Burg »Howenstein«, erstmals 1250 erwähnt, ist nur wenig bekannt. Das Geschlecht der Freiherren von Howenstein starb im 15. Jahrhundert aus, die Burg verfiel.

An der Stelle der Burgruine ließen 1593 die Herren von Plieningen als neue Herren ein Schloß errichten. Davon kündigt eine Tafel über dem heutigen Schloßeingang. Das neue Schloß wurde aber nur hundert Jahre alt. Fünfzig Jahre nach seiner Erbauung wurde es im Dreißigjährigen Krieg gleich zweimal völlig ausgeplündert, und genau hundert Jahre nach seiner Erbauung zerstörten französische Truppen des Generals Mélac Schloß Hohenstein bis auf die Grundmauern.

Bereits fünf Jahre später, 1698, wurde das Schloß in schlichtem Renaissancestil wieder aufgebaut. Seither ist die Anlage bis in die Gegenwart unverändert geblieben. Spielschulden zwangen die Herren von Hohenstein zur Zeit von Herzog Karl Alexander Schloß und Dorf an die herzogliche Domänenkammer abzutreten. Erst Jahre später gelang es ihnen, mit Hilfe reicher Verwandter wenigstens das Schloß und einen Teil der Äcker zurückzukaufen. Die männliche Linie der Freiherrn von Schütz-Pflummern starb Ende des vorigen Jahrhunderts aus. Oberst August Schott, mit der ältesten Tochter verheiratet, hatte zwei Töchter, die nach dem Tod des Vaters (1939) Schloß Hohenstein an das Frauenwerk der NSDAP verkauften. In das Schloß zog die Gau-Frauenschaftsleitung ein, ebenso eine »Mütterschule« für den BDM. Während des Zweiten Weltkrieges erhielten die Gebäude einen Tarnanstrich gegen etwaige Luftangriffe.

Bei Kriegsende plünderten Hohensteiner Bürger das von seinen NS-Bewohnern verlassene Schloß völlig aus. Nur fünf Konzertflügel und die Akten ließen sie zurück. In das verwüstete Gebäude zogen im Mai 1945 neue Bewohner ein: Professor Dr. Otto Mecheels war mit dem »Deutschen Forschungsinstitut für Textilindustrie Mönchengladbach« und 25 Mitarbeitern durch die Kriegsereignisse in seine Geburtsstadt Bönningheim verschlagen worden und suchte nach einer passenden Bleibe für das Institut. Als selbständiger Unternehmer führte Otto Mecheels seit 1946 das »Forschungsinstitut für Bekleidungsphysiologie« weiter. Schloß Hohenstein wurde zunächst gemietet, dann 1952 von der Familie Mecheels gekauft.

Zum Forschungsinstitut kam 1948 mit der »Lehr- und Versuchsanstalt für Bekleidungsindustrie« eine Privatschule, an der bis heute etwa 8000 Bekleidungs-

techniker ausgebildet wurden. Labors und Hörsäle benötigten immer mehr Raum. Und so begann eine rege Bautätigkeit rund um das Schloß, die ihren vorläufigen Abschluß vor fünf Jahren mit der Fertigstellung des modernen Schulerweiterungsbaus der Technischen Akademie fand.

Im vergangenen Jahr schied Professor Dr. Jürgen Mecheels aus der Leitung des Instituts aus, das er 33 Jahre lang geleitet hatte. Als sein Nachfolger führt nun sein Sohn, Dr. Stefan Mecheels, das Textilforschungszentrum in der dritten Generation.

Das Hohensteiner Textilforschungszentrum besteht heute aus drei Instituten mit 140 Mitarbeitern: dem Forschungsinstitut Hohenstein, dem Bekleidungsphysiologischen Institut und der Technischen Akademie Hohenstein e. V.

Auf Schloß Hohenstein werden auch Warentests durchgeführt, beispielsweise für die Stiftung Warentest. Der Bereich Bekleidungsphysiologie entwickelte das Gütezeichen sachgemäße Wäschepflege ebenso wie eine neuartige Sportunterwäsche, die auch von der deutschen Fußballnationalmannschaft getragen wird. So trugen Schloß Hohenstein und das dortige Textilforschungszentrum ihren Teil zum Gewinn der Fußballeuropameisterschaft bei. *ev*

2. Donnerstag, 14. November 1996:

Professor Dr. Konrad Spindler, Ordinarius am Institut für Ur- und Frühgeschichte der Leopold-Franzens-Universität Innsbruck und Leiter der dortigen, von ihm neubegründeten Abteilung für Mittelalterliche und Neuzeitliche Archäologie, sprach über den weltberühmten Fund der jungsteinzeitlichen Gletschermumie vom Hauslabjoch in den Ötztaler Alpen. Sein Vortrag »Der Mann im Eis – Die jungneolithische Gletschermumie aus den Ötztaler Alpen« fand im Großen Saal des Kulturzentrums statt, wo das sehr zahlreich erschienene Publikum sicher sein konnte, aus berufenem Munde informiert zu werden, denn niemand wußte über das Vortragsthema zuverlässiger zu berichten, als der Vortragende selbst, der seit 1991 die weit über das archäologische Fach hinausreichenden Forschungen an der Ötztaler Gletschermumie koordiniert.

Da diese Forschungen sicherlich noch lange andauern werden, konnte es sich bei Spindlers Vortrag natürlich nur um einen den Stand der Forschung resümierenden Zwischenbericht handeln, der allerdings schon spannend genug war, um die Zuhörerschaft bis zum letzten Augenblick in seinen Bann zu ziehen. In seinen durch Dias reich bebilderten Ausführungen berichtete Spindler von den unglaublich anmutenden Zufälligkeiten, die zur Entdeckung der jungsteinzeitlichen Gletschermumie führten, von den abenteuerlichen Umwegen, die der sensationelle Fund auf seinem Weg in die wissenschaftliche Obhut nahm, sowie natürlich von



Prof. Dr. Konrad Spindler bei seinem Vortrag am 14. November 1996

den Ergebnissen, welche die Forschungen an der Mumie und den bei ihr gefundenen Ausrüstungsgegenständen bisher zeitigten. Dabei gelang es ihm, einen unterhaltenden Erzählstil mit strenger Wissenschaftlichkeit zu verbinden, so daß vor den Augen der Zuhörer ein lebendiges Bild jungsteinzeitlicher Alpenbewohner mit hohem Authentizitätsanspruch entstand.

Turbulent und spannend wie ein Krimi sind die Ereignisse während der Auffindung und Bergung der Gletschermumie: Der »Mann im Eis« wird am 19. September 1991 von einem Nürnberger Ehepaar entdeckt, das seinen Wanderurlaub in den Ötztaler Alpen zubringt. Auf dem Rückweg vom Gipfel der Finailspitze zur Similaunhütte kommen sie vom markierten Weg ab und gelangen so zu jener Stelle beim Hauslabjoch, wo das Gletschereis soeben beginnt, die Leiche eines vor über fünftausend Jahren verunglückten Menschen freizugeben. Freilich ist sich anfangs niemand über das hohe Alter des Fundes und dessen wissenschaftlichen Wert im Klaren, und so beginnt die Geschichte einer mehrere Tage in Anspruch nehmenden Bergung, zu deren Protagonisten nicht nur Gerichtsmediziner und Bestattungsunternehmer, sondern auch Extrembergsteiger Reinhold Messner und zwei seiner Berggefährten avancieren. Letztere kommen allerdings rein zufällig zur Fundstelle; sie sind gerade dabei, Südtirol zu Fuß zu umrunden.

Leider erst fünf Tage nach der Entdeckung, als die Leiche samt ihrer Befunde bereits den Fundzusammenhängen entrissen und im Seziersaal des Institutes für Gerichtliche Medizin der Universität Innsbruck aufgebahrt ist, wird ein Archäologe zu Rate gezogen. Es handelt sich dabei um Prof. Dr. Spindler selbst, dem die Datierung des Fundes nicht schwer fällt: Ein Blick auf die Klinge des bei der Leiche gefundenen Beiles genügt. Es handelt sich um ein sogenanntes Randleistenbeil, wie es sporadisch schon am Ende der Jungsteinzeit, hauptsächlich aber in der darauffolgenden frühen Bronzezeit Verwendung fand; der Mann im Eis, so Spindlers Urteil, ist also mindestens viertausend Jahre alt.

Wie Spindler im Vortrag berichtete, stößt diese erste wissenschaftliche Datierung bei den anwesenden Personen auf Unglauben. Freilich war in den Tagen ihrer Auffindung und Bergung viel über das Alter und die Identität der Gletschermumie spekuliert worden. So hielt man den Toten zuerst für einen erst vor wenigen Jahren verunglückten Skifahrer. Dann schien sich der Verdacht zu erhärten, es handle sich um den seit 1941 am Hauslabjoch abgängigen Veroneser Musikprofessor Carlo Capsoni. Eigentümlichkeiten der Leiche und die selbst für das Jahr 1941 veraltet anmutende Ausrüstung nährten allerdings bald Zweifel an der Richtigkeit dieser Identifizierung. Als schließlich publik wurde, daß Capsoni bereits im Jahre 1952 vom Gletscher freigegeben und auf dem Friedhof Unserfrau im Schnalstal bestattet worden war, glitt der Mann aus dem Eis wieder in die Anonymität ab. Der Gerichtsmediziner, aus dem Fundus seiner alltäglichen Erfahrungen schöpfend, brachte dann die Möglichkeit zur Sprache, daß man vor der Leiche eines entflohenen Sträflings stehe, dessen verzweifelter Versuch, sein Überleben unentdeckt und mittels einfacher, selbstgebastelter Werkzeuge zu sichern, offensichtlich fehlgeschlagen sei.

Der erste, der ein sehr viel höheres Alter der Mumie erwägte, war Reinhold Messner. Aufgrund der Beschreibung, die er sich von dem Beil geben ließ, welches zum Zeitpunkt seines Aufenthaltes an der Fundstelle schon zu Tale befördert worden war, hielt er ein Alter von »mindestens fünfhundert, wenn nicht dreitausend Jahren« für möglich.

Noch während seiner Bergung wurde der Fund also ständig älter.

Während aber das von Messner vorgeschlagene Mindestalter von fünfhundert Jahren gerade noch im Bereich des Möglichen zu liegen schien, konnte das von Spindler erschlossene Alter in der Innsbrucker Gerichtsmedizin, wo Gletscherleichen schon fast zum Alltag gehören, nur für einen Irrtum gehalten werden. Und das hat einen einfachen Grund:

Sowie nämlich der Körper eines verunglückten Menschen in einen Gletscher gerät, wird er normalerweise, dem Fluß des Eises folgend, langsam zu Tale transportiert. Die Scher- und Fließkräfte des Gletschers verrichten dabei zerstörerische Arbeit, so daß ausapernde Leichen meist nur in Einzelteilen geborgen werden können. Alles, was das Gletschereis gefangen hält, gibt es irgendwann an tiefergelegenen Ort wieder frei. Geht man nun vom fiktiven Fall aus, daß ein Gegenstand im Nährgebiet eines Gletschers ins Eis gerät, diesen in seiner ganzen Länge durchläuft und erst an der Gletscherstirn wieder zutage tritt, so würde dieser Vorgang selbst bei längeren Alpengletschern wohl nicht mehr als sechshundert Jahre dauern. So gesehen erscheint es unmöglich, eine viertausend Jahre alte Leiche jemals bergen zu können.

Welchen Umständen aber haben wir es zu verdanken, daß sich die Mumie dennoch erhalten hat? Konrad Spindler gab in seinem Vortrag detaillierte Auskunft: Der Fundplatz der Gletschermumie liegt keine hundert Meter südlich des Alpenhauptkammes (also auf südtiroler Gebiet) in einer schmalen, quer zur Flußrichtung des Gletschers liegenden Felsrinne. Durch die Lage in dieser Mulde konnte die Leiche nicht vom darüber hinweg gleitenden Eis erfaßt und wegtransportiert werden, zumal die Eisbewegungen im Nährgebiet eines Gletschers ohnehin nicht sehr groß sind.

Aus der Lage der Mumie läßt sich gleichzeitig erschließen, daß die Schneebedeckung der Alpen im Todesjahr des Mannes aus dem Eis auf einen ähnlichen Minimalwert geschrumpft war, wie 1991, als verschiedene meteorologische Ereignisse eine extreme Schneeschmelze bewirkt hatten. Der exzellente Erhaltungszustand der Mumie verrät außerdem, daß sie in der Zwischenzeit niemals aufgetaut war.

Die Ötztaler Gletschermumie hat sich im Eis über die Jahrtausende hervorragend erhalten. Niemals zuvor in der Geschichte archäologischer Forschung wurde der jungsteinzeitliche Mensch so unmittelbar faßbar wie durch diesen Fund. Wo die wissenschaftliche Rekonstruktion urgeschichtlichen Lebens normalerweise auf eine Analyse von Siedlungsfunden, Grabfunden und anderen Spuren menschlicher Kultur angewiesen ist, steht mit dem Fund eines Menschen selbst und dessen alltäglicher Ausrüstung eine Informationsquelle von ungewohnter Beredsamkeit zur Verfügung. Ohne den »Tiefkühleffekt« des Gletschers, unter Erhaltungsbedingungen also, die in der Archäologie den Normalfall bilden, wäre vom Mann im Eis und seiner Ausrüstung nicht viel mehr auf uns gekommen als eine kupferne Beilklinge und eine Handvoll steinerner Gerätschaften. Die organische Substanz wäre größtenteils, wenn nicht vollständig vergangen.

Der Mann im Eis starb im Alter von ungefähr fünfundvierzig Jahren. Dies läßt sich an Merkmalen des Knochengerüsts sowie am Abkaugegrad der Zähne ablesen. Zum Zeitpunkt seines Todes befand er sich in geschwächtem Zustand, wovon zum einen ein noch keine Spuren beginnender Heilung aufweisender Serienrippenbruch auf der rechten Thoraxseite zeugt sowie der Umstand, daß der Verdau-

ungstrakt fast völlig leer war. Lediglich im Dickdarm fanden sich Rindenfasern und ähnliche pflanzliche Reste, Relikte einer Mahlzeit also, deren Einnahme acht Stunden zurücklag und die auf eine notgedrungene Improvisation hindeutet.

Die Mumie weist am linken Handgelenk, im Bereich der Lendenwirbelsäule, an der Innenseite des rechten Knies sowie an den Sprunggelenken Tätowierungen auf. Am Handgelenk treten sie in zwei umlaufenden Linien in Erscheinung, während sie sonst Kreuze oder Bündel von zwei bis sechs kurzen Stichen bilden. Spindler wies in seinem Vortrag darauf hin, daß solchen Tätowierungen in der volkscundlichen Medizin vielerorts heilende und schmerzlindernde Wirkung zugesprochen wird, und sie etwa in Tibet noch heute als Mittel gegen Gelenkschmerzen, Sterilität und Rückenleiden verbreitet sind. Der Umstand, daß die Tätowierungen des Mannes im Eis ebenfalls im Bereich solch gefährdeter Gelenke und Wirbel eingestochen waren, legte die Vermutung nahe, daß auch sie therapeutischen Zwecken dienen sollten; und in der Tat wurden auf Röntgenaufnahmen gerade an jenen Punkten degenerative Gelenk- und Knochenveränderungen festgestellt. Sicherlich bereiteten sie dem 1,60 Meter großen Mann zu Lebzeiten mitunter Schmerzen, die er durch eine Therapie zu bannen hoffte, welche die Jahrtausende bis in unsere Zeit überdauert hat.

Als Alpenbewohner kannte der Mann aus dem Eis die Berge und deren Tücken in- und auswendig, sie waren seine Welt. Sicherlich hatte er schon unzählige Male ihre Gipfel erklommen. Vielleicht war er auch daran beteiligt, wenn im Zuge einer Transhumanz jedes Frühjahr Schaf- und Ziegenherden vom Tal über den Alpenhauptkamm nach Norden auf die Weiden des oberen Ötztals getrieben wurden, wie dies bei Vinschgauer Bauern bis in unsere Zeit üblich ist. Seine Ausrüstung jedenfalls war an alpine Verhältnisse hervorragend angepaßt.

Der Mann im Eis trug einen ledernen Lendenschurz, der von einem um die Taille geführten Leibriemen desselben Materials gehalten wurde. Dieser Leibriemen bildet an seiner vorderen Seite ein kleines, durch ein ledernes Bändchen verschließbares Gürteltäschchen, das neben drei Silexgeräten eine Knochenahle und Stücke eines Baumpilzes, des sogenannten echten Zunderschwammes, enthielt. Dieser Zunderschwamm, der sich mittels aus Steinen geschlagener Funken zum Glimmen bringen läßt, bildete den Teil eines Feuerzeuges, das dem Mann im Eis zu Lebzeiten sicherlich wichtige Dienste leistete.

Die Beinkleider bestanden aus zwei getrennten Beinröhren aus Pelz, wie sie auch von nordamerikanischen Indianern getragen wurden. Diese *leggings* bedeckten Unter- und Oberschenkel und waren durch strapsartige Fellstreifen ebenfalls am Leibriemen befestigt.

Das Obergewand bildete ein etwa knielanger Pelzmantel oder -umhang. Hellere und dunklere Pelzstreifen wurden kunstvoll dergestalt vernäht, daß sich ein Muster von Längsstreifen ergab. Der exakte Zuschnitt des Gewandes läßt sich allerdings nicht mehr mit Sicherheit rekonstruieren. Sicher ist indes, daß das Stück mehrere weniger akkurate Reparaturen aufweist, die vielleicht der ungeübten Hand des Eismannes selbst entstammen.

Über diesem Pelz trug der Mann im Eis noch einen aus langen Gräsern geflochtenen Mantel, wie er in Europa von Hirten bis in unser Jahrhundert hinein getragen wurde. Ein solches Kleidungsstück ist nicht nur vielseitig verwendbar, sondern leitet durch die vorwiegend vertikale Anordnung der Grasfasern Regenwasser schnell ab und hält seinen Träger trocken.

Die Schuhe, deren Sohlen aus Bärenleder bestehen, waren mit isolierendem Stroh ausgestopft, welches im Schuh jeweils durch ein aus Grasschnüren geflochtenes Netz in seiner Lage fixiert war.

Als Kopfbedeckung diente dem Mann im Eis eine Mütze aus Bärenpelz, die durch einen Kinnriemen gehalten wurde.

Auf dem Rücken trug er wohl eine kraxenartige Trage. Reste ihrer hölzernen Rahmenkonstruktion wurden nicht weit von der Mumie auf einem Felsabsatz gefunden, wo sie der Mann im Eis vor seinem Tod wohl abgestellt hatte. Vom eigentlichen Behältnis dieser Trage – man könnte sich einen Fellsack vorstellen – sind keine sicher zu identifizierenden Reste mehr erhalten geblieben, ein Umstand, der darauf zurückzuführen sein könnte, daß die »Krax« infolge ihrer erhöhten Position schon früher als die Mumie vom Eis freigegeben wurde und den zerstörerischen Einflüssen der Witterung somit länger ausgesetzt war.

Des weiteren führte der Mann im Eis einen ledernen Köcher mit sich, der neben zwölf unfertigen nur zwei schußbereite, d. h. mit Silexspitze und Endbefiederung versehene Pfeile beinhaltete, deren Schäfte allerdings antike Brüche aufwiesen. Auch der 1,82 m lange Bogen aus Eibenholz, der unweit der Mumie an einen Felsen gelehnt aufgefunden wurde, war noch in der Fertigung begriffen; weder wies er die zum Gebrauch notwendige Abflachung der Wurfarme auf, noch die endständigen Nuten, in welche die Bogensehne eingelassen wird. Nach seiner Fertigstellung allerdings wäre er eine hervorragende Waffe gewesen, handelt es sich doch beim kompakten Holz der Eibe um das mit Abstand beste Bogenholz, das es gibt. Die deutlichen Bebelungsfacetten auf der Oberfläche des Bogens zeigen denselben Schneidenradius wie das Kupferbeil des Eismannes; es besteht mithin kein Zweifel, daß er dabei war, seine Waffe selber zu bauen. Dies war offensichtlich notwendig geworden, weil er kurz zuvor seines alten Bogens sowie seiner brauchbaren Pfeile verlustig gegangen war.

Neben anderen Gegenständen fand sich im Köcher übrigens noch eine aufgewickelte Bastschnur, die möglicherweise einmal die Bogensehne werden sollte.

Das bekannte Beil des Eismannes setzt sich aus der schon erwähnten Kupferklinge und einem etwa 60 cm langen, äußerst akkurat gearbeiteten Knieholm aus Eibenholz zusammen. Die längliche Klinge wurde in eine Schäftungsnut eingeführt und durch eine straffe Umwicklung mit Lederriemen fixiert. Nach dem Gebrauch wurde die Beilschneide regelmäßig durch Dengeln und Abziehen nachgeschärft, wodurch die erstklassige Eignung des Beils als Werkzeug und Waffe gewährleistet blieb.

Weitere wichtige Ausrüstungsteile stellen der vollständig erhaltene Dolch mit einer Klinge aus Feuerstein und dessen kunstvoll aus Bast geflochtene Scheide, sowie ein sogenannter Retuscheur dar, ein bleistiftförmiger Gegenstand aus Holz, der statt einer Mine allerdings einen Hirschgeweihspan enthält. Dessen an der Spitze des Retuscheurs zu Tage tretendes Ende war durch Feuer gehärtet und diente zur Herstellung oder Nachschärfung von Feuersteingeräten.

Außerdem sind zwei zylinderförmige, etwa zwanzig Zentimeter hohe Birkenrindengefäße von Interesse. Während über den Inhalt des einen nichts mehr gesagt werden kann, diente das andere als Glutbehälter. Darauf deutet seine schwarzgefärbte Innenseite ebenso hin, wie die Funde von Laub und Kohleflittern. Vielleicht hatte der Mann im Eis noch am Morgen seines Todestages die letzte Glut seines Lagerfeuers, eingewickelt in feuchtes Laub, in dem Birkenrindenbehälter ver-

staut, um mit ihrer Hilfe abends erneut ein Feuer zu entfachen. Das wäre auch sicherlich möglich gewesen, denn Glut kann sich so verpackt ziemlich lange halten. Das erwähnte Zunderschwamm-Feuerzeug war also sicherlich nur eine Absicherung gegen den Fall, daß die Glut dennoch einmal erlosch.

Wie Spindler in seinem Vortrag betonte, gibt es keine Hinweise darauf, daß der Mann im Eis in seiner Zeit eine außergewöhnliche Stellung in der Gemeinschaft einnahm. Die Abgelegenheit der Fundstelle darf nicht dazu verleiten, ihn als »Ausgestoßenen« zu bezeichnen, nichts deutet darauf hin, daß es zu jener Zeit ein ungewöhnliches Unterfangen war, in solche Höhen aufzusteigen, oder daß es dafür einer anderen Motivation bedurfte, als der rein profanen. Gerüchte über eine Kastration können an der Mumie eindeutig widerlegt werden. Zahlreiche ¹⁴C-Daten datieren den Fund zweifelsfrei in die Zeit zwischen 3300 und 3200 v. Chr. (das Beil gehört somit zu den ältesten Exemplaren seines Typs). »Ötzi« war also ein durchschnittlicher Repräsentant seiner Zeit. Seinen wissenschaftlichen Wert schmälert dies natürlich keinesfalls, denn gerade das alltägliche Leben des urgeschichtlichen Menschen und die darin zum Ausdruck kommenden zivilisatorischen Strategien bilden das erste Objekt der Forschung. Noch nie zuvor konnte ein Fund in solchem Umfang von jungsteinzeitlicher Realität Zeugnis ablegen wie dieser.

Wie kam es aber zum einsamen Tod des Gletschermannes? Spindler entwickelte der Zuhörerschaft im Vortrag seine Theorie:

Ganz offensichtlich hatte der Mann im Eis kurz vor seinem Tode ein desaströses Erlebnis. Wahrscheinlich zog er sich dabei nicht nur seine Rippenverletzungen zu, sondern verlor gleichzeitig Bogen und Pfeile. Die Tatsache, daß in seiner Kleidung Reste gedroschenen Getreides gefunden wurden, belegt, daß er einen Aufenthalt in einem Dorf hinter sich hatte, wo gerade die Ernte eingebracht wurde. Es war also Herbst. Es ist gut möglich, daß sich das Unglück in jener Siedlung zugetragen hat, wobei kriegerische Konflikte als Ursache nicht auszuschließen sind. Der Aufstieg des Gletschermannes zum Alpenhauptkamm, wo im Herbst bereits mit gefährlichen Wetterumschwüngen zu rechnen ist, und den er zudem in verletztem und unbewaffneten Zustand unternimmt, hat jedenfalls fluchtartigen Charakter. Daß er sich ohne Waffen selber nicht sicher fühlt, beweisen die Bemühungen zu deren Wiederbeschaffung, die aus dem Vorhandensein der zahlreichen Waffenhalffabrikate erschlossen werden können. Als er den Alpenhauptkamm schließlich erreicht, schlägt das Wetter um, und läßt dem geschwächten und ausgehungerten Flüchtenden keine Überlebenschance. *cb*

3. Donnerstag, 12. Dezember 1996: Nach längerer Pause sprach in einer gut besuchten vorweihnachtlichen Vortragsveranstaltung Professor Dr. Hans-Martin Maurer, ehemaliger Leiter des Hauptstaatsarchivs Stuttgart, über »Die Kunst des Burgenbaus – am Beispiel Hohenlohe«.

Auf Wunsch des Historischen Vereins entschied sich Professor Maurer für ein mittelalterliches Thema, und Burgen sind eine typische Erscheinung des Mittelalters. Hohenlohe wählte der Referent nicht nur wegen der räumlichen Nähe zu Ludwigsburg, sondern weil es nicht zu Unrecht gerne als »Land der Burgen und Schlösser« bezeichnet wird. Dabei unterschied er drei verschiedene Typen von Burgen aus staufischer Zeit.

Zum einen die Burgen des niederen Adels, der Ministerialen, von denen er vier Beispiele (Stetten, Hornberg, Amlishagen, Tierberg) im Umkreis von fünf bis

zwölf Kilometer um Langenburg herum vorstellte. Alle Burgen zeichnen sich durch ihre Lage am Ende eines Höhengesporns aus, mit einem schmalen Zugang von der Höhe her. Gegen die Hochfläche ist eine starke Befestigung gerichtet: Bergfried oder Schildmauer oder beides zusammen. Die Wohnbauten der Burg liegen auf der Talseite, später auch an Breitseiten. Es sind relativ kleine Anlagen (4–6 Ar groß) mit einem trapezförmigen Grundriß. In der Regel ist die bautechnische Ausführung vergleichsweise schlicht; immerhin ist häufig Quaderbau festzustellen, meist in Form des Buckelquaders, sonst meist hammerrechtes Schildmauerwerk, präzise verarbeitet. Diese Burgen wirken kraftvoll und gesichert gegen das Umland; im Innern aber sind sie wohnlich, bilden sie den gestalteten Lebensraum eines gehobenen Standes.

Wesentlich anders war der zweite Typus der Hochadelsburgen. Diese Burgen waren um ein Mehrfaches größer als die kleineren Adelsburgen. Sie boten nicht nur Raum für eine einzige adlige Familie, sondern für einen ganzen Hof. Diese Burganlagen wurden in späterer Zeit meist völlig umgestaltet. Die Baugeschichte ist entsprechend kompliziert, vieles ist ungeklärt und bedürfte eingehender baulicher und archivalischer Untersuchungen. Eine Burg hat sich noch als Ruine mit stauferzeitlichen Bauteilen erhalten: Brauneck mit ihrer Doppelturmanlage, vergleichbar mit der Pfalz Wimpfen (Roter und Blauer Turm). Dagegen bietet Langenburg, nach dem Umbau als Schloß zu Anfang des 17. Jahrhunderts, heute einen ganz anderen Anblick als im Mittelalter. Noch immer aber läßt sich in der Anlage der für Deutschland damals neue Kastelltyp erkennen, mit vier Türmen und rechteckigem Grundriß. Erbaut wurden Brauneck und Langenburg von zwei Brüdern von Hohenlohe in der späten Stauferzeit um 1230–1250, die als Berater von Kaiser Friedrich II. von Hohenstaufen zu Einfluß und Reichtum gekommen waren. Beide Burgen sind hochinteressante Studienobjekte für die Fortschritte im Burgenbau, für den Zug ins Große und Neue.

Zwei weitere Burgen des ehemaligen Hochadels sind seltene Zeugnisse einer bewundernswerten Baukultur: Krautheim und Leofels. Man muß weit gehen, um eine Burgkapelle von gleicher künstlerischer Ausstattung wie die in Krautheim, und Palastbauten von ähnlich ornamental gestalteten Fensterreihen wie die in Leofels zu finden. Die Baumeister sind bis heute unbekannt geblieben.

In seinem Schlußwort wünschte sich der Vorsitzende des Historischen Vereins, Dr. Bollacher, nicht wieder so lange auf einen der eindrucksvollen Vorträge von Professor Maurer in Ludwigsburg warten zu müssen. *ev*

4. Donnerstag, 16. Januar 1997: Beim ersten Vortrag im Jubiläumsjahr des Historischen Vereins war der Kleine Saal im Kulturzentrum bis auf den letzten Platz besetzt. Harald Schukraft führte bereits im vergangenen Jahr den Historischen Verein durch Stuttgart und referierte über sein Lieblingsthema »Die Grablegen der Württemberger«.

Das Haus Württemberg ist 900 Jahre alt, aber erst seit 700 Jahren sind die Grabstätten nachweisbar. Die erste Grablege der Württemberger befand sich in der Stiftskirche von Beutelsbach (Gem. Weinstadt), bevor die Stiftskirche in Stuttgart zur Stammgrablege wurde. Originalgrabplatten aus vorreformatorischer Zeit haben sich nicht erhalten, aber es existiert eine einmalige Dokumentation durch Zeichnungen, die 1566 entstanden, und selbst kleinste Einzelheiten mit außergewöhnlicher Genauigkeit wiedergeben. Anstelle der originalen, aber damals schon schwer beschädigten Grabplatten ließ Herzog Christoph für die gräfliche Grab-

lege die in der europäischen Kunstgeschichte einmalige Reihe der elf Grafenstandbilder an der nördlichen Chorwand der Stuttgarter Stiftskirche anfertigen. Da der Stuttgarter Stiftschor bald keinen Platz mehr bot, wurde die Tübinger Stiftskirche zur Grablege bestimmt, bis auch dort der Chor mit Gräbern voll belegt war.

Nach der Verwendung von Grabplatten, die in den Fußboden eingelassen waren, ging man nun an den Bau von Grüften, einer neuen Erscheinung, die erst ab 1550 einsetzte. Der zusätzliche Raumbedarf war bedingt durch die steigende Zahl der Familienmitglieder; es entstanden in jener Zeit auch die verschiedenen Zweige des Hauses Württemberg, wodurch sich der geographische Rahmen des Themas über Württemberg hinaus ausdehnte. So gab es Grablegen der Württemberger in linksrheinischen Gebieten (Reichenweiher, Mömpelgard), ebenso wie in Neuenstadt am Kocher oder in Schlesien (Oels, Carlsruhe). Dort zeigte die württembergische Bestattungskultur zu Beginn des 19. Jahrhunderts eine neue Tendenz: heraus aus den sakralen Räumen ins Freie, auf die Friedhöfe, mitten unter die Untertanen. Es war dies der Abbruch einer jahrhundertealten Tradition.

Die Fürstengruft in der Ludwigsburger Schloßkirche wurde bis 1930 zu Bestattungen genutzt. Die Aussegnung fand in der Barockzeit über dem leeren Sarg statt. Den schwarzen Innensarg mit dem Leichnam senkte man anschließend in die Gruft; erst jetzt war die Bestattung vollzogen.

Die Ludwigsburger Gruft war getrennt in eine evangelische und in eine katholische Abteilung. Dies hatte dazu geführt, daß Herzog Friedrich Eugen, der katholisch war, und seine Gemahlin, die evangelisch war, getrennt bestattet werden mußten. Dies versuchte man mit Rücksicht auf deren äußerst harmonische und glückliche Ehe zu mildern. Die Trennmauer zwischen dem evangelischen und dem katholischen Bereich in der Gruft wurde entfernt und der Sarg der Herzogin an der Grenze beider Abteilungen in nächster Nähe zu ihrem Gemahl aufgestellt. Zwischen den beiden Särgen stellte man eine Marmorurne auf, gefüllt mit der Asche der Briefe, die das Paar gewechselt hatte.

Auch die neue Form der Grablegen als Mausoleen zeigte sich früh in Ludwigsburg: das Mausoleum für den Grafen Zeppelin auf dem Alten Friedhof war ursprünglich auch für Herzog Friedrich II. geplant. Das bekannteste Beispiel für diesen Typus ist die Grabkapelle auf dem Württemberg.

Die Erdbestattung unter freiem Himmel führte für das württembergische Königshaus der letzte König, Wilhelm II., erstmals 1880 auf dem Friedhof in Ludwigsburg ein, wo auch er seit 1921 begraben liegt.

Seine Tochter, Prinzessin Pauline, bestimmte einen der eigentümlichsten Bestattungsplätze: eine Pferdekoppel beim Landhaus Marienwahl in Ludwigsburg. Sie wollte auch im Tode unter ihren geliebten Pferden ruhen . . .

An den Schluß seines Vortrags stellte Harald Schukraft die wechselvolle Geschichte des Grabmahls von Maximilian Emanuel, eines jüngeren Bruders von Herzog Karl Alexander. Dieser war auf schwedischer Seite in der Schlacht von Poltawa in russische Gefangenschaft geraten und auf der Heimreise erkrankt und gestorben. Sein Herz übergab ein Botschafter des Zaren Peter des Großen dessen Schwester, der Markgräfin in Ansbach. Der Körper wurde in Pitschen, einer grenznahen evangelischen Kirche in Schlesien beigesetzt. Das barocke Grabmahl kam durch Verkauf Ende des vorigen Jahrhunderts nach Stuttgart; in Pitschen selbst wurde mit Spenden aus Schweden über dem Grab ein neues Denkmal errichtet. *ev*

5. Donnerstag, 13. Februar 1997: Dr. Haim Goren hielt einen Vortrag zum Thema »Der friedliche Kreuzzug – Pläne für eine christlich-kulturelle ›Reconquista‹ des heiligen Landes im 19. Jahrhundert«. Dr. Goren lehrt an einem College in Ober-Galiläa, einem Verwaltungsbezirk, mit dem der Landkreis Ludwigsburg eine Partnerschaft besitzt, und hat einen Lehrauftrag an der Universität Haifa. Dr. Goren ist Mitautor eines jüngst erschienenen Buches über den jüdischen Friedhof in Freudental und ein hervorragender Kenner der Beziehungen zwischen Deutschland und Palästina.

Zu Beginn der 1840er Jahre schien das Heilige Land, mehr als zu irgendeinem Zeitpunkt in den letzten hundert Jahren, einer europäisch-christlichen Eroberung offen zu stehen. Die ägyptische Armee unter Ibrahim Pascha hatte sich zurückziehen müssen und das Osmanische Reich war zunehmend von den europäischen Mächten abhängig geworden. Einer der ersten, der diese Situation nutzen wollte, um Palästina unter christliche Herrschaft zu bringen, war Helmut Graf von Moltke, der spätere Generalfeldmarschall. Seine Ideen waren während eines mehrjährigen Aufenthalts als Militärberater des osmanischen Heeres entstanden. Es gelang ihm höchste Kreise für seine Ideen zu gewinnen: Der preußische König Friedrich Wilhelm IV. forderte, Jerusalem, Bethlehem und Nazareth unter eine gemeinsame europäische Schirmherrschaft zu stellen. Einziges Resultat dieses Vorstoßes war die Errichtung eines protestantischen Bischofsitzes in Jerusalem. Es war dieses der Beginn einer wachsenden europäischen Durchdringung von Palästina, welche ein ganzes Jahrhundert andauerte. Die Eroberung des Heiligen Landes sollte dabei nicht mit militärischen Mitteln erfolgen, sondern in Form eines friedlichen Kreuzzuges von Wissenschaftlern, Missionaren und Siedlern.

Es entstanden eine Fülle von Schriften zu diesem Thema, vor allem in Form von Reiseberichten, von der modernen Forschung »Kreuzzugsliteratur« des 19. Jahrhunderts genannt.

Pilgerfahrten, vor allem in Form von organisierten Gruppenreisen, erfreuten sich in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts wachsender Beliebtheit. Auf den Spuren der mittelalterlichen Kreuzfahrer zogen Pilgergruppen aus ganz Europa nach Palästina. Ähnlich fühlte sich der deutsche Kaiser Wilhelm II. bei seiner Reise ins Heilige Land (1898), weshalb ihn die englische Presse als »Kreuzfahrer von [der Reiseagentur] Cook« karikierte.

Auch Wissenschaftler versuchten ihren Beitrag zum »friedlichen Kreuzzug« zu leisten. Es existierte ein regelrechtes Netzwerk deutscher Orientalisten. Mit wissenschaftlichen Mitteln sollte in einem zurückgebliebenen Land den Einheimischen gezeigt werden, was Fortschritt und wirkliche Kultur sei. Das Vorbild des christlichen Lebens, so die Vorstellung dieser Gelehrten, würde die Eingeborenen zur richtigen Religion führen und zur geistigen Eroberung des Landes.

Frankreich beschränkte seine Aktivitäten weitgehend auf religiöse Institutionen und Wallfahrten; Siedlungspläne blieben auf dem Papier stehen. Dagegen gründeten deutsche Siedler erfolgreich dauerhafte Gemeinden. Führend waren dabei die »Templer«, eine religiöse Gruppe, die zum Teil aus dem heutigen Landkreis Ludwigsburg kam. Ihre erfolgreiche Siedlungsfähigkeit bewies, daß die Kolonisierung Palästinas grundsätzlich möglich war. Sie wurde dadurch wegweisend für die jüdische Einwanderung, die erst 14 Jahre später begann (1882) und in der Gründung des Staates Israel gipfelte. *ev*

6. Am **Donnerstag, 13. März 1997**, fand die Mitgliederversammlung des Historischen Vereins statt. In gewohnt zügigem Tempo leitete der erste Vorsitzende, Dr. Bollacher, die Sitzung, auch wenn sie, wegen der notwendigen Vorstandswahlen, wenige Minuten länger dauerte als die Versammlung der letzten Jahre. Die Tätigkeit des Vorstands und der Kassenbericht wurden von der Versammlung einstimmig entlastet. Bei der Vorstandswahl wurde Dr. Bollacher ebenso einstimmig in seinem Amt bestätigt, wie sein Stellvertreter Professor Dr. Sauer. Einstimmig erfolgte auch die Wahl der Kassenverwalterin (Frau Schmidt), des Schriftführers (Stadtarchivrat Läßle) sowie des erweiterten Vorstandes.

Im Anschluß an die Mitgliederversammlung verglich der Stuttgarter Kunsthistoriker Michael Wenger in seinem Vortrag zwei herausragende Bauprojekte des 18. Jahrhunderts: das Residenzschloß Ludwigsburg und das Neue Schloß Stuttgart. Diese Manifestationen absolutistischen Herrschaftsstrebens entstanden nicht aus Notwendigkeit und Bedarf, sondern um das Ansehen des Herrschers zu steigern und seinem Andenken ein Denkmal zu setzen. Sie sollten also weniger beherrbergen, als verewigen.

In Ludwigsburg war ein Ersatz für den zerstörten Erlachhof notwendig geworden. Der Bauherr, Herzog Eberhard Ludwig, war in München von der regen Bautätigkeit des Kurfürsten Max II. Emanuel entscheidend beeindruckt worden. Aus einem Jagd- und Lustschloß erwuchs zwischen 1704 und 1733 eine neue fürstliche Residenz. Es entstand eine offene Dreiflügelanlage, eine Zusammenstellung locker gefügter, einzelner Baukörper. Doch die Platznot in den fürstlichen Quartieren, das unangemessene Wohnen und Repräsentieren in den gleichen Räumen, die unmoderne und für die Residenz-Etikette völlig unzureichende Raumfolge ließen einen grundlegenden Umbau notwendig erscheinen. Durch einen Querbau entstand eine Vierflügelanlage, ähnlich wie bei den königlichen Schlössern in Paris, Stockholm und Berlin. Der Anspruch Eberhard Ludwigs auf eine Königskrone spiegelte sich also auch in der Anlage des Ludwigsburger Schlosses wider.

Die klassische Abfolge von Stadt, Schloß, Garten und Park, wie man sie aus Versailles oder Rastatt kennt, wurde in Ludwigsburg nicht verwirklicht. Eine Verbindung zwischen der Schloßanlage und der Stadt versuchte Herzog Carl Eugen dann nicht mit architektonischen Mitteln, sondern mit Hilfe der Gartenkunst, durch das System der Alleen.

In Stuttgart wurde 40 Jahre später grundlegend anders geplant, entschieden und gebaut. Hier wurde das neue Residenzschloß durch einen Architekten in den wesentlichen Zügen aus einem Guß geplant. Herzog Carl Eugen drohte der Stadt Stuttgart bei Nichterfüllung seiner Forderungen, sich nach Ludwigsburg zurückzuziehen. Auch die Raumfolge macht deutlich, daß dieser Bau als repräsentativer Herrschersitz geplant wurde. Dabei mußte aber Rücksicht auf die baulichen Gegebenheiten der alten Stadt Stuttgart genommen werden.

Nach der Verlegung der Residenz nach Ludwigsburg stagnierte das Bauwesen am Neuen Schloß in allen wesentlichen Bereichen. Herzog Carl Eugen wandte sich anderen Projekten zu, vor allem der Erweiterung des Hohenheimer Gutes zu einer repräsentativen Residenz auf dem Lande. Erst 1782 wurde für den Besuch des russischen Großfürsten Paul das Schloß in einigen Bereichen restauriert und ausgebaut. Es blieb seinem Nachfolger Friedrich II., dem ersten württembergischen König, überlassen, das Neue Schloß im Inneren fertigzustellen. Unter

Friedrich und seinen Nachfolgern wurden dann immer wieder Veränderungen vorgenommen. So ergab sich in Stuttgart in der äußerlich einheitlich gestalteten »Hülle« eine Vielfalt von Raumdekorationen, die eine fast 150 Jahre umfassende Baugeschichte dokumentieren. Ein Rundgang durch das Innere des Neuen Schlosses, durch den Mittelpavillon, schloß den Vortrag, der lebhaft Zustimmung und Beifall fand. *ev*

II. Die Sommerfahrten 1997

1. Samstag, 19. April 1997: Halbtagesfahrt nach Herrenberg.

Die Frühlingsfahrt des Historischen Vereins führte ins Gäu nach Herrenberg. Dort wurden die Teilnehmer im Ratssaal des Rathauses von Herrn Oberbürgermeister Dr. Volker Gantner, einem Ludwigsburger und Mitglied des Vereins, empfangen und über die Stadt informiert. In dem Slogan »Von der Metzelsupp' zur High-Tech« kommt zum Ausdruck, was die alte Oberamtsstadt prägt. Sie ist Hauptort eines noch immer von der Landwirtschaft geprägten Gebietes, aber auch moderne Industriestadt. Das Gäu ist nach Bühl das zweitgrößte Zwetschgenanbaugebiet und Herrenberg selbst der größte Viehversteigerungsmarkt im Lande. Andererseits befindet sich in Herrenberg bedeutende und florierende Industrie: IBM-Direct, das Marketing-Center des Konzerns, Hewlett-Packard, Solectron und Knoll-Sitzmöbel. Der Stuhl des Kanzlers in Bonn stammt aus Herrenberg. Herrenberg hat S-Bahn-Anschluß und erhält demnächst Anschluß an die Ammertalbahn, die es mit Tübingen verbinden wird. Die Stadt mit ihren Teilorten zählt knapp 30 000 Einwohner.

Dr. Gerald Maier, junger Historiker und Theologe, führte sodann durch das historische Herrenberg, das von der »Glucke vom Gäu«, der ehemaligen Stiftskirche St. Marien, dem Wahrzeichen Herrenbergs, überragt wird. Herrenberg ist eine Gründung der Pfalzgrafenbrüder Rudolf und Konrad von Tübingen (Scheerer Linie). Um die Mitte des 13. Jahrhunderts teilten die Pfalzgrafen die Stadt und 1382 gelangte Herrenberg an die Grafen von Württemberg. Im Bauernkrieg von 1525 und im 30jährigen Krieg hat Herrenberg schwer gelitten. In der Pestzeit des 16. und 17. Jahrhunderts war es Zufluchtsort der Württembergischen Regierung und von Teilen der Universität Tübingen. Herrenbergs bedeutendste Söhne sind der Theologe Johann Valentin Andreä (1585–1654) und der Renaissance-Baumeister Heinrich Schickhardt (1558–1635). Andreä, der in seiner Jugend den Roman »Turbo«, eine Vorform des »Faust« geschrieben hat, war Pfarrer in Vaihingen/Enz, Dekan in Calw, dann in der württ. Kirchenleitung tätig und zuletzt Abt von Adelsberg. Schickhardt trat 1578 in die Werkstatt des Herzoglichen Baumeisters Georg Beer in Stuttgart ein und erstellte schon 1586 selbständig die Fassade des alten Esslinger Rathauses. In Mömpelgard lernte er den Grafen Friedrich kennen, den späteren württ. Herzog (1598–1608), dessen Lieblingsbaumeister er wurde.

Schickhardts größtes, wenigstens der Form nach erhaltenes Werk ist die Anlage von Freudenstadt, das nach des Herzogs Willen die Kapitale eines Groß-Württemberg werden sollte. Schickhardt, an den in unserem Raum die Neckarbrücke in Köngen, der Stadtkirchenturm in Stuttgart-Bad Cannstatt und die Remsbrücke zwischen Hegnach und Hohenacker erinnern, hat auch in Mömpelgard gewirkt

und dort insbesondere die Martinskirche erbaut. 1635 starb er an den Verletzungen, die ihm ein Soldat zugefügt hatte, als er sich schützend vor eine Verwandte stellen wollte.

Dr. Maier zeigte den »Deutschen Kaiser«, einen imponierenden Fachwerkbau mit Stockwerksauskragungen, eines der ältesten Häuser Herrenbergs aus dem 15. Jahrhundert, und das Spital, die ehemalige Unterkunft für notleidend gewordene Bürger der Stadt. Dann ging es in die »Untere Stadt« mit einfacheren Häusern und den ehemaligen Badstuben. Der Stiftsfruchtkasten, zum Teil in die Stadtbefestigung einbezogen – Mauerreste sind allenthalben erhalten – gehört zu den markantesten Gebäuden der Stadt. Teile von ihm stammen aus romanischer Zeit. Eine Inschrift berichtet vom Überfall der 30 000 Bauern am 8. Mai 1525. Es ist geplant, in dem Gebäude das Stadtmuseum unterzubringen. Die »Löwenstaffel« erinnert an die Sparsamkeit früherer Zeiten. Die durch genagelte Schuhe ausgetretenen Sandsteinstaffeln wurden einfach umgedreht und in ein Mörtelbett gelegt, das wieder herausgewittert ist. Man beläßt die Staffel als Kuriosum und als Mahnung, sparsam zu wirtschaften. Der Marktplatz ist in seiner Geschlossenheit ein Glanzstück mittelalterlicher Städtebaukunst. Der Marktbrunnen wird gerade restauriert. Am Rathaus, einem klassizistischen Bau von 1806, ist das Wappen der Pfalzgrafen von Tübingen angebracht, das sich ehemals am Nufringer Tor befand. In der Marktapotheke wohnte in seiner Jugend der Maler Theodor Schüz (1830–1900), dessen wohl bekanntestes Werk das »Mittagsgebet bei der Ernte« ist.

Die Stiftskirche ist ein Sorgenkind. Sie bewegt sich jährlich einen Millimeter auf die Stadt zu. Ursache dafür sind Gipsauslaugungen und Hangzerreißungen im Untergrund. Schon 1749 wurden deshalb die beiden gotischen Türme abgetragen und durch die unverwechselbare barocke Haube ersetzt. Die letzten Restaurierungsarbeiten liegen knapp 20 Jahre zurück. Die »unruhigen Bauteile«, insbesondere das massige Westwerk, wurden geschlaudert, das heißt die Mauern durch Stahldrähte miteinander verbunden. Die Hallenkirche beeindruckt durch ihre Helligkeit und Größe und durch die Pfeiler, die teilweise nicht mehr »im Wasser« sind. Von der Ausstattung ist die Steinkanzel des Meisters Hanselmann (1504) und der Taufstein (1472) sowie das Chorgestühl (um 1517), vom Großvater Heinrich Schickhardts gefertigt, zu erwähnen. Den berühmten Flügelaltar Jerg Rathgebs haben die Herrenberger gegen Ende des letzten Jahrhunderts verkauft. Er befindet sich heute in der Staatsgalerie. Im Turm, von dessen Umgang aus man einen prächtigen Blick auf das Gäu hat, befindet sich ein Glockenmuseum mit der ältesten Glocke Württembergs, dem »Armsünderglöcklein«, das früher an der Stiftskirche hing und bei Hinrichtungen geläutet wurde. Der Kirche wurde um 1440 ein Kollegiatstift angegliedert, das Eberhard im Bart in ein Kloster für die »Brüder vom gemeinsamen Leben« (Kappenherren) umwandelte. Ab 1516 war es wieder Chorherrenstift.

1913 ist der Herrenberger Verband für Evangelische Krankenschwestern gegründet worden, der hier sein Mutterhaus hat.

Die Teilnehmer der Exkursion fanden nach einem eindrücklichen Nachmittag die Richtigkeit des zweiten Slogans, mit dem die reizvolle Stadt auf ihren Prospekten wirbt, bestätigt: »Historisch – heiter – herzlich.« *wb*

2. Samstag, 5. Juli 1997: Ganztagesfahrt nach Rottweil.

Im Gebiet des heutigen Stadtteils Rottweil-Altstadt legten die Römer im Jahre 73 n. Chr. einen Militärstützpunkt mit heute mindestens fünf nachgewiesenen

Kastellen an. Er diente der Sicherung der Straße Straßburg-Offenburg-Kinzigtal-Rottweil-Augsburg und der Straße Windisch in der Nordschweiz-Hüfingen-Rottweil-Rottenburg und weiter. Um die militärische entwickelte sich bald eine zivile Siedlung mit dem Namen »Arae Flaviae«, die in ihrer Blütezeit 3000 Einwohner zählte und schon 186 n. Chr. municipium, d. h. Stadt, genannt wurde. Zahlreiche zum Teil bedeutende Bodenfunde erinnern an diese Zeit, darunter das berühmte Orpheus-Mosaik (Original im Dominikanermuseum) und das große Römerbad. Noch vor dem Jahre 1200 verlegten die Stauer die Stadt nach Norden, die sie nach Zähringer Muster errichteten. Kennzeichen hierfür sind das Straßenkreuz und die in diesem entstandenen vier Quadranten, die noch heute ihren alten Namen tragen: Heiligkreuzort, Lorenzort, Johannserort und Sprengerort. Die stattlichen Häuser stehen mit dem Dachtrauf zur Straße hin und haben Aufbauten für die Speicheraufzüge. Häufig sind sie von kunstvoll geschmiedeten Stechschildern geziert. Der Marktbrunnen am Straßenkreuz stammt etwa aus dem Jahre 1540. Auf vier sich nach oben verjüngenden Geschossen der Brunnenpyramide stehen unter pfeilergestützten Wölbungen Figuren, die Themen des damaligen Weltbildes zum Inhalt haben, nämlich unten je vier Tugenden und Laster, darüber Cäsar, Judith und David und wieder darunter Sonne, Saturn, Jupiter, Mars und Merkur. Gekrönt wird das Ganze von einem Schweizer Soldaten zur Erinnerung an das Jahr 1519, da die Rottweiler mit den Schweizern einen »Ewigen Bund« schlossen. Das Barett des Schweizers war der wilhelminischen Zeit zu sanft und undeutsch und wurde deshalb durch eine – heute wieder entfernte – Pickelhaube ersetzt.

Eine besondere Institution war das Rottweiler Hofgericht, das im Jahre 1299 erstmals urkundlich erwähnt wird, der Sage nach aber von dem aus dem Stauerhause stammenden König Konrad III. im Jahre 1146 eingesetzt wurde. Ursprünglich Landgericht, wurde es dann »des hailigen Richs oberstes Gericht«, dessen Zuständigkeit sich in Zivilsachen über Schwaben, das Elsaß, Rheinfranken (bis Köln) und Ostfranken (bis an den Thüringer Wald und die bayerische Grenze) und bis zum Jahre 1500 auch über die Schweiz erstreckte. Das Hofgericht hatte große wirtschaftliche Bedeutung für Rottweil und ist wohl der Grund, daß sich Rottweil nicht der Reformation anschloß, da dies mit einem Verlust des Hofgerichts verbunden gewesen wäre. Eine Kopie des letzten Hofgerichtsstuhls von 1781 ist an der Königstraße zu finden.

Das Heiligkreuzmünster, die größte Kirche Rottweils, gleicht sich dem natürlichen Gefälle der Stadt an, im Kirchenschiff sitzt man also hinten höher als vorne. Seine Anfänge reichen bis ins 12. Jahrhundert zurück. Im 17. Jahrhundert wurde die Kirche barockisiert und ums Jahr 1840 von C. Heideloff wieder regotisiert. Sie ist reich ausgestattet. Das überlebensgroße Kruzifix, welches Veit Stoß zugeschrieben wird, ist besonders zu erwähnen, ebenso Kanzel, Fastentücher und Apostelaltar. Jede Stuhlwange unterscheidet sich von den anderen. Eine Schnitzerei zeigt die Narrenmutter, die dem Wickelkind die Narretei füttert. Der Kapellenturm mit Kapellenkirche ist das Wahrzeichen der Stadt. Er steht an der Stelle einer im Jahre 1313 nachgewiesenen Wallfahrtskirche mit einer längst versiegten Heilquelle für Augenleidende. Der Turm gilt als einer der schönsten gotischen Kirchtürme und ist mit bedeutenden Figuren und Reliefs geschmückt, besonders mit dem Brautrelief, worauf ein Ritter einer jungen Frau einen Ring reicht. Nach neuester Deutung symbolisiert die Darstellung die Vermählung einer Menschenseele mit Christus.

Auf dem stimmungsvollen jüdischen Friedhof liegen statt stehen die Grabsteine, was eine Besonderheit ist. Der alte jüdische Betsaal ist noch erhalten. Die Johanniterkommende im Johannserort war nicht nur eine stattliche ummauerte Anlage des Ordens, sondern auch Asylort von erheblicher Bedeutung. Ein Täter, der die Pforte der Kommende erreichte, war »frei«. Das einstens reiche Spital zum Heiligen Geist oder Pfründenhaus ist heute Altenwohnheim. Eine Kuriosität ist die Inschrift am Alten Gymnasium. Sie lautet S.P.Q.R., heißt aber in Abwandlung der üblichen Bedeutung dieser Buchstaben: Senatus Populusque Rotwilianus, also Senat und Volk von Rottweil.

Im Stadtmuseum gegenüber dem »Alten Rathaus« mit der Darstellung des Pelikans, dem Sinnbild christlicher Nächstenliebe und bürgerlichen Gemeinsinns, befinden sich die Pürschkarte des David Rötlin vom Jahre 1564 und das Fasnetsstüble mit den traditionellen Masken des Rottweiler Narrensprungs, dem Guller, dem Schandle u. a. Hier wird deutlich, welch große Bedeutung die Fasnet für die Stadt hat, wobei diese allerdings nicht zügellos, sondern nach strengen Regeln begangen wird. Mit einem Besuch der in der Barockzeit herrlich ausgemalten Dominikanerkirche, in der sich im Dreißigjährigen Krieg das »Wunder der Augenwende« – die Marienstatue des Rosenkranzaltars wendete zweimal die Augen –, schloß der von den Herren Dr. Hecht, Mager, Lambrecht und Wittmann geführte Rundgang durch die älteste Stadt unseres Landes. *wb*

3. Samstag, 20. September 1997: Halbtagesfahrt nach Wüstenrot.

Die heutige Gemeinde Wüstenrot wurde im Jahre 1974 aus den vormals selbständigen Gemeinden Finsterrot, Maienfels, Neuhütten, Neulautern und Wüstenrot gebildet. Sie besteht aus 30 Dörfern, Weilern und Höfen und hat 7000 Einwohner. Im Naturpark »Schwäbisch-Fränkischer Wald« gelegen, wirbt sie mit schönen Ortsbildern, der zwiebeltürmigen Kilianskirche in Wüstenrot, mit Wäldern, Wiesen, Seen und Wellingtonien sowie damit, daß sie der Geburtsort der ersten deutschen Bausparkasse ist, der Gemeinschaft der Freunde Wüstenrot Gemeinnützige GmbH, heute Bausparkasse Wüstenrot, der größten Gewerbesteuerzahlerin und Arbeitgeberin der Stadt Ludwigsburg. Aus Anlaß des 75jährigen Bestehens der Bausparkasse 1996 wurde in ihrem Gründungshause Hallerstraße 3 in Wüstenrot ein Bauspasmusium und durch den Ort ein bauspargeschichtlicher Rundweg eingerichtet.

Wüstenrot, 1247 als villa Rote erstmals erwähnt, feiert dieses Jahr sein 750jähriges Bestehen. Es gehörte einst den Herren von Löwenstein. Auf seine Zugehörigkeit zum Bistum Würzburg deutet das Kilianspatrozinium hin. Zu Beginn des 18. Jahrhunderts wurde in Wüstenrot nach Silber geschürft. Das Unternehmen endet mit großer Enttäuschung für die Waldbauern. Es wurde nichts gefunden. Die alten Stollen »Soldatenglück« und »Unverhofftes Glück« sind heute versperrt, um Wildtieren, insbesondere Fledermäusen, einen Unterschlupf zu geben. Von den Stollen aus führte Frau Fritz über die »Himmelsleiter« zum Morija-Denkmal. Morija hieß der Berg, auf dem Abraham seinen Sohn Isaak nach Gottes Weisung auf dem Altar opfern sollte. Der Name soll ein Symbol für den unbedingten Gehorsam gegenüber Gott sein. Eine Angehörige der »Evangelischen Marienschwesternschaft Darmstadt« hat hier ein für ihre Existenz entscheidendes Gotteserlebnis gehabt und das Denkmal gesetzt. Die Wellingtonien, darunter die beiden »Giganten« am Wellingtonienplatz, sind etwa 130 Jahre alt. König Wilhelm I. hatte einst Sämlinge dieser Bäume aus Nordamerika für den

Rosensteinpark erworben und davon an die Förstereien seines Landes abgegeben.

Am Grabe Georg Kropps auf dem kleinen Dorffriedhof gedachte der Verein des Erfinders des Bausparwesens, der am 1. Dezember 1865 im Pommerschen Swinemünde auf der Insel Usedom als fünftes Kind eines Kapitäns geboren wurde. Er wollte eigentlich Missionar werden, war dann aber auf Wunsch seines Vaters Drogist geworden. Der Versuch, eine Drogerie aufzubauen, scheiterte. Kropp war hierauf als Werbetexter und Journalist in Mannheim und Heilbronn tätig. In Mannheim kam Kropp mit dem Kreis um Friedrich Naumann (1860–1919), dem liberalen Sozialpolitiker und der zentralen Figur für sozialreformerische Bestrebungen im Kaiserreich, in Berührung, ebenso mit Max Maurenbrecher und Adolf Damaschke sowie der Gartenstadtbewegung. Als der Erste Weltkrieg ausbrach, begann Kropp mit der Herausgabe einer Kriegschronik, die in vielen Zeitungen abgedruckt wurde. Er brachte ferner einen Volkskalender heraus, der 1918 in Heilbronn unter dem Titel »Der Michel« erschien und Kropps Namen bekannt machte. »Der Michel«, mit dem Kropp seine reformerischen Ideen unter die Leute brachte, wurde später in »Glücksbuch« umgetauft. Von Heilbronn aus kam Kropp nach Wüstenrot, wo er Pilze sammelte.

Kropps besonderes Interesse galt dem Alkoholproblem. Er besuchte die Veranstaltungen des protestantischen abstinenteu Blaukreuzvereins und trat in den »Verein gegen den Mißbrauch geistiger Getränke« sowie in den abstinenteu »Guttemplerorden« ein. 1921 gründete Kropp seine »Gemeinschaft der Freunde« in Wüstenrot, einen Verein, der auf freier gemeinnütziger bodenreformerischer Grundlage die Schaffung von Wohngelegenheiten und Altersheimen für die Allgemeinheit erstrebte. Zu den Gründungsmitgliedern gehörte auch die in Ludwigsburg bekannte Landtagsabgeordnete Mathilde Planck. Kropps Frau Pauline erwarb ein Häuschen in Wüstenrot, das heute das Bausparmuseum beherbergt. Ab Februar 1924 betrieb Kropp dort die erste Bausparkasse.

Ob die Idee des Bausparens von Kropp selbst stammte, oder ob er auf historische Vorgänger und Vorbilder zurückgriff, ist nicht völlig geklärt. Vermutlich gab das Buch des amerikanischen Schriftstellers Upton Sinclair »Der Sumpf« den Anstoß, sich mit der Gründung einer Bausparkasse zu beschäftigen. In dem Roman ist beschrieben, wie eine vermögenslose Familie mit Hilfe einer »Building and Loan Association«, der amerikanischen Spielart der Bausparkasse, auf Abzahlung ein Eigenheim kaufte.

Der ganze Bürobetrieb spielte sich in der Enge der privaten Wohnräume des Kroppschen Hauses ab. Der rasche Erfolg stellte Kropp und seine Freunde vor organisatorische Probleme und das Unternehmen mußte, ob Kropp wollte oder nicht, umstrukturiert werden. Es wurden ein Aufsichtsrat bestellt und neue Geschäftsführer, so z. B. Dr. Hermann Schuon und Notar Bernhard Oechslin. Nach einem Zwischenaufenthalt im Wüstenroter Rathaus von Januar bis Mai 1925 zog die Bausparkasse in neue Holzhäuser in Wüstenrot um. Ende 1928 beschäftigte die Bausparkasse schon 230 Mitarbeiter. Bald kam es zum Konflikt, der sich an der Frage entzündete, ob die Gemeinschaft der Freunde fernerhin in dem abgelegenen Ort Wüstenrot bleiben könne, oder ob es nicht notwendig sei, sich in einer größeren Stadt niederzulassen. 1928 stimmte der Aufsichtsrat gegen Georg Kropp für den Wegzug von Wüstenrot nach Ludwigsburg mit der Begründung, man müsse für die nunmehr 40 000 Bausparer des Werkes bessere Betreuungsmöglichkeiten schaffen. Im August 1930 schied Kropp, verärgert und verstimmt, aus

seinem Werk aus. Die sachlichen Gegensätze waren nicht mehr zu überbrücken. Kropp gründete in Wüstenrot eine neue Bausparkasse, die allerdings keine wirtschaftliche Bedeutung mehr erlangte. 13 Jahre nach dem Abschied von seinem Werk ist Georg Kropp in der Nacht vom 22. auf 23. Januar 1943 in Wüstenrot an Herzversagen gestorben.

Die Lebensgeschichte Georg Kropps und seines Werks ist in dem kleinen Bauspasmuseum gut und mit Liebe fürs Detail dargestellt. Welch ein Riese in Ludwigsburg ist aus dem Wüstenroter Winzling geworden! Die Teilnehmer waren vom »Wüstenrot-Tag« beeindruckt. *wb*

Der vorliegende Jahresbericht fußt auf den (Zeitungs-)Berichten von Christian Bollacher (cb), Dr. Wolfgang Bollacher (wb) und Dr. Erich Viehöfer (ev).

Wolfgang Läßle

Rückblick auf das Jahr 1996

Januar

1. In der Nacht zum Neujahr führt Glatteis zu 54 Unfällen auf den Straßen des Kreises. – Mit einem lauten Beckenschlag eröffnet das Sinfonieorchester der Stadt Ludwigsburg unter der Leitung von Siegfried Bauer mit den Bosaert-Trio das neue Konzertjahr. – Die Ludwigsburger Einwohnerstatistik zeigt: Die Zahl der Bürger stagniert. Dabei stehen weniger Deutsche mehr Ausländern gegenüber. Jeder fünfte hat keinen deutschen Paß.
5. Dr. Rainer Haas wird als neuer Landrat des Landkreises Ludwigsburg verpflichtet.
6. Landrat Dr. Ulrich Hartmann wird als dienstältester Landrat des Landes nach 29 Dienstjahren verabschiedet. – Der 1. TC Ludwigsburg gewinnt in der Rundsporthalle das zweite Bundesliga-Turnier der Standard-Formationen.
7. Mit Aktionstagen feiert die Friedrich-Schiller-Volkshochschule des Kreises Ludwigsburg ihren 50. Geburtstag.
10. Eine neue Grünanlage ist in Ludwigsburg zwischen Arsenalbau und Seestraße entstanden, dazu ein großer Parkplatz.
13. Ins Forum lädt die Stiftung Europäisches Naturerbe (Euronatur) zu einem Benefiz-Konzert mit Justus Frantz und der Philharmonie der Nationen ein. – Der Verein »Lebenshilfe für geistig Behinderte in Stadt und Kreis Ludwigsburg« wird im neuen Jahr sein Engagement mit zwei Außenwohngruppen und einem Wohnheimneubau in Remseck vermehren.
15. Die Feststellung der Leistungsansprüche in der zweiten Stufe der Pflegeversicherung für stationär Pflegebedürftige beginnt. – In der Nacht zermalmt ein Lastzug auf der Autobahn bei Pleidelsheim einen Personwagen. Ein 17jähriger kommt ums Leben, mehrere Personen werden verletzt.
18. Die beiden seit Tagen vermißten Mädchen, die aus dem Kinderheim der Karlshöhe verschwunden waren, sind nach einer Suchmeldung in der LKZ wohlbehalten wieder aufgetaucht.
19. Die Hengstschau beim Reit- und Fahrverein Münchingen stellt die schönsten und leistungsfähigsten Pferde für die Zucht im Lande vor. – »Südlich der Vaihinger Straße« in Sersheim wird eine entlastende Industriestraße feierlich dem Verkehr übergeben.
20. Dem Ludwigsburger MTV wird aus Anlaß seines 150jährigen Bestehens vom Deutschen Turnerbund das Prädikat »Pluspunkt Gesundheit« verliehen. – Im Heilbad Hoheneck wird ein Zentrum für Ambulante Therapie und Sport-Rehabilitation eröffnet.

21. Erstmals konzertieren Balalaikas und Jugend-Sinfonie-Orchester miteinander in der Musikhalle zum Ausklang des Hindemith-Jahres.
26. Die zehnte Antiquaria lockt in der Musikhalle in Ludwigsburg mit Buch-Raritäten und antiquarischen Leckerbissen. Begehrte Bücher sind kunstvoll gestaltet und ausgestattet. – SPD-Chef Oskar Lafontaine kommt zum Wahlkampfauftakt nach Bietigheim-Bissingen in die Keller.
27. Nach gründlichen Reparaturarbeiten ist das ehemalige Kasernengebäude in Freudental aus der Zeit König Friedrichs wieder instand gesetzt. Das stattliche Gebäude wird heute als Wohnhaus genutzt.
30. Eine Kommandoübergabe bei der 1. Kompanie des 3. französischen Husarenregiments, den »Esterházy-Husaren«, findet vor dem Ludwigsburger Schloß statt. Damit sind die Husaren die erste französische Einheit, die seit April 1945 Ludwigsburger Boden betreten hat.

Februar

1. Auf dem Monrepossee kann wieder Schlittschuh gelaufen werden.
2. Aus Protest gegen die französischen Atomversuche sprühen Atomgegner 100 Atom-Symbole auf den Marktplatz in Ludwigsburg.
3. Des großen Ansturms der Kanonen, Ulanen und Narrenhorden kann sich der mit Räuberhut gewappnete Hausherr des Ludwigsburger Rathauses nicht erwehren und muß den Schlüssel hergeben.
4. Fünf Kandidaten für das Bürgermeisteramt in Ingersheim stellen sich vor.
5. Bis März werden Benzolmeßversuche an Ludwigsburgs meist befahrenen Straßen durchgeführt. Soweit schon zu erkennen ist, liegt die Konzentration der krebserregenden Substanz unter dem Grenzwert. – Erstmals wird mit Irmgard Böhler eine Frau zur Vorsitzenden der Synode des Besigheimer Kirchenbezirks gewählt.
6. Das Städtische Museum Ludwigsburg wird für den »Europapreis für das Museum des Jahres 1996« vorgeschlagen.
7. Der ehemalige Weinkeller der adeligen Stiftsdamen in Oberstenfeld wird, zur »Kulturhöhle« umfunktioniert, eingeweiht.
9. Das frostige Wetter dieser Tage hat die Arbeitslosenquote im Landkreis Ludwigsburg auf 6,8 Prozent steigen lassen. Damit ist die 15 000er-Hürde überschritten. – Beim Börsenplanspiel der Kreissparkassen belegt das Damen-Team BVJ 1 der Mathilde-Planck-Schule Ludwigsburg den 1. Platz im Kreis und den 3. Platz in Württemberg.
11. Tausende von Zuschauern säumen die Straßen beim 12. Fasnetsumzug in Neckarweihingen, dem großen Spektakel der Hexen, Hutzeln, Geister und Wassermänner.
14. Sieben Zentimeter Schnee ist gefallen, entsprechend gab es Unfälle, Staus und blockierte Straßen.
16. Nach seiner Sanierung wird der Arsenalbau in einem Festakt dem Staatsarchiv übergeben.
18. Eine Ausstellung von Bibeln in kunstvollen Gestaltungen aus der

- Sammlung Lütze zeigt das Landeskirchliche Museum in der Friedenskirche in Ludwigsburg.
20. Ein Konvoi mit Hilfsgütern im Wert von 1,1 Millionen Mark startet nach Gomel. Die Güter wurden von einer Bürgerinitiative zusammengetragen.
 24. Mit 60 Ölgemälden des Neckarweihinger Malers Friedrich Keller eröffnet OB Dr. Eichert eine in diesem Umfang noch nicht gesehene Ausstellung in der Villa Franck.
 25. Im Stadtmuseum Ludwigsburg wird eine weitere Ausstellung von Werken des Neckarweihinger Künstlers Friedrich von Keller in einer ersten Retrospektive eröffnet. – Zwei Schüler und eine Schülerin der Kleinglattbacher Ottmar-Mergenthaler-Realschule sprechen über Funk mit dem deutschen Astronauten Thomas Reiter in der Raumstation Mir.
 27. Die Freiburger Hauptschülerin Sandra Kurz gewinnt beim Kreisvorlesewettbewerb mit »Mrs. Doubtfire« den ersten Preis. – 1010 Löchgauer Bürger geben ihre Unterschrift gegen das Bauvorhaben einer Südumgehungsstraße, um einen Bürgerentscheid zu erlangen.
 28. Der Ludwigsburger Gemeinderat gibt grünes Licht für die Ansiedlung von Fachmärkten und einem Möbelhaus auf dem Porsche-Areal im Tammer Feld. Damit auch für den Umbau der Autobahnanschlußstelle zur B 27.

März

1. Beim Durchbruch durch eine Badezimmerwand wird der Zugang zu einer Kasematte im Asperg gefunden. – Der Karosseriebaumeister Alfred Kieser restauriert das einzige noch bekannte Exemplar des Porsche Nummer 001 Typ 356. Im Sommer soll das Auto neben den neuesten Produkten der Firma Porsche präsentiert werden.
2. In Freiberg veranstaltet der Obst- und Gartenbauverein mit der Stadtverwaltung ein »Most-Seminar«. Auch Gäste aus der französischen Partnerstadt Soisy sind mit dabei. – In der Asylbewerberunterkunft im »Riedle« ist ein Brand ausgebrochen. Personen kamen nicht zu Schaden. Es war aber kein fremdenfeindlicher Anschlag.
5. Der Turnverein Markgröningen feiert sein 100jähriges Bestehen. Der Verein hatte seinerzeit die erste Damenriege im Turngau.
8. Beim Internationalen Frauentag in Ludwigsburg geht es um die Probleme Arbeitslosigkeit, Gewalt und die Situation der ausländischen Frauen. – Der Europapolitiker Otto von Habsburg besucht die Kuhländler Heimatstube im Stuttgarter Torhaus in Ludwigsburg. Ludwigsburg ist offizielle Partnerkommune des Kuhländchens.
9. Der Künstler Christoph Lutz will auf der Landesgartenschau in Böblingen ein Kunstwerk aus 7000 Reisigbüscheln entstehen lassen. Auf dem Häckselplatz Hoheneck werden die Büschel mit vielen Helfern hergestellt. – Der Historiker Robert Rißé findet Unterlagen, nach denen die Hospitalkirche in Markgröningen erst im 14. Jahrhundert gebaut sein kann. Damit entfällt die im Jahr 1997 vorgesehene 750-Jahrfeier.

10. Ein Standortkommunikationssystem »Marktplatz Region« wird aufgebaut. Die Stadt Ludwigsburg wird neben zehn anderen »Versuchskaninchen« in die Testphase mit einbezogen.
12. Führungskräfte aus China sind bei der Fachhochschule für Finanzen zu einem Fortbildungsseminar zu Gast.
16. Die Premiere der Ludwigsburger Inszenierung von »Carmina Burana« findet im Forum mit 200 Sängern, 30 Tänzern und 85 Orchestermitgliedern unter Leitung von Rainer Kittel und Siegfried Bauer statt und übertrifft alle Erwartungen.
18. Der gestoppte Horrheimer Mülldeponie-Rückbau hinterläßt nach einem Bericht des Landrats Dr. Haas ein Defizit von mindestens 55 Millionen Mark.
20. Landrat Dr. Haas hat den Geschäftsführer der Abfallverwertungsgesellschaft des Kreises, Klaus Marbach, gekündigt und ihn fristlos entlassen.
22. Mit einem Festakt im Schloß wird die größte Gartenschau im Land, das »Blühende Barock«, eröffnet. Die Schau bietet wieder einige neue Attraktionen. – Der Abbau der alten Krabbenlochkaserne kostet mehr als erwartet, da zusätzliche Altlasten angetroffen worden sind.
24. Bei der Landtagswahl werden gewählt:
Wahlkreis 12 – Ludwigsburg: Klaus Herrmann, CDU; Claus Schmiedel, SPD; Jürgen Walter, Grüne; Wolfram Kirsch, Rep.
Wahlkreis 13 – Vaihingen: Günther Oettinger, CDU.
Wahlkreis 14 – Bietigheim-Bissingen: Manfred List, CDU; Harald Schäfer, SPD; Dr. Rolf Schlierer, Rep.; Michael Jakobi, Grüne.
26. Inmitten der Altstadt von Markgröningen bricht durch technischen Defekt ein Brand aus. Die Feuerwehr kann eine Ausbreitung des Feuers verhindern.
27. Der Gemeinderat der Stadt Ludwigsburg wählt Eberhard Würster zum Ersten Bürgermeister als Nachfolger von Hans-Joachim Schäfer. – Das von der LKZ veranstaltete Konzert des Moskauer Staatsensembles begeisterte im Forum die 1000 Zuhörer mit Stimmgewalt und akrobatischen Tänzen.
29. Wegen Korruptionsverdachts ermittelt die Staatsanwaltschaft gegen Bedienstete des Staatlichen Hochbauamts in Ludwigsburg und eine Reutlinger Firma. – Im Rahmen des 8. Stuttgarter Trickfilm-Festivals präsentiert die baden-württembergische Filmakademie in Ludwigsburg eine Ausstellung über Heinrich Sabls trickfilmerische Arbeiten, mit denen der »Mickymaus« der Kampf angesagt werden soll.
30. Auf dem Gelände der Karlshöhe Ludwigsburg tummeln sich Tausende von Neugierigen beim großen, achten Flohmarkt.

April

1. Der »Verein Werkstatt für Behinderte Ludwigsburg« nimmt in seinem Neubau an der Aldinger Straße die Arbeit auf. Das 21-Millionen-Projekt wurde in zweijähriger Bauzeit errichtet und bietet nun ausreichend Platz für die geistig und mehrfach Behinderten des Landkreises Lud-

- wigsburg. – Das Landgericht verurteilt fünf Kurden wegen sechsfachen versuchten Mords, versuchter und vollendeter schwerer Brandstiftung und Sachbeschädigung, die in der Hoferstraße in Ludwigsburg im Auftrag einen Anschlag durchgeführt hatten.
2. Vor der Wirtschaftskammer müssen sich der Leiter der Schloßfestspiele, Professor Wolfgang Gönnerwein, und der ehemalige Geschäftsführer der Festspiele, Dr. Matthias Sträßner, wegen des Vorwurfs der Steuerhinterziehung und Versicherungsbetrugs verantworten.
 3. Bei der 2. Film- und Medienbörse in Stuttgart gehen von den sechs Preisen zwei an Ludwigsburger Absolventen, nämlich an Benjamin Seide und Henry Schmidt für den Sachfilm »Paramatrix«. – Die ersten Ludwigsburger Mädchentage werden unter anderem auch mit einer Ausstellung eröffnet und dauern bis 15. Mai.
 6. Der Run auf Karten für das Konzert mit dem Star-Tenor Placido Domingo beginnt.
 7. Bei den ersten warmen Tagen an Ostern streben Tausende von Ludwigsburger Bürgern und Fremde ins Freie und vor allem ins Blühende Barock, wo sich ganze Menschenscharen einfinden. – Ein Migrantinnen-Kongress unter Teilnahme von türkischen und kurdischen Frauen aus Deutschland, der Schweiz und von Schweden findet in der Jugendherberge in Ludwigsburg statt. – Etwa 600 Bewohner der Bezirksstelle für Asyl wollen sich ihr Essen vom eigenen Geld zubereiten und lassen dafür das Menü an Ostern unberührt.
 10. Die Verwaltung des Forums am Schloßpark zieht als erste in die ehemalige Bäckereikaserne um.
 13. Millionenschaden ist entstanden beim Brand im Lackierwerk Hertfelder in Marbach. Unter großem Einsatz kann die Feuerwehr das Lacklager und die Büroräume retten.
 16. In Freiberg startet die Rad-Treff-Saison in der Betreuung von AOK und Sportvereinen.
 17. Die Republik Polen verleiht dem Leiter der Ludwigsburger Zentralstelle der Landesjustizverwaltungen zur Aufklärung nationalsozialistischer Verbrechen, Alfred Streim, das Offizierskreuz der Republik Polen. – Ein Gutachten der Unternehmensberatung Schitag Ernst & Joung kommt zu dem Ergebnis, daß die AVL des Kreises Ludwigsburg zu teuer arbeitet und 30 Millionen einsparen könnte. Es kommt zu monatelangen Streitereien um die Wirtschaftlichkeit der AVL.
 18. Der Ehrenbürger, Albert Schöchle, der größte deutsche Rhododendren-Züchter Wilhelm Bruns und der Blü-Ba-Direktor Karl Becker geben einer neuen zartrosa bis weiß blühenden Neuzüchtung den Namen »Blühendes Barock«.
 19. Der Staatsanwalt im Landgerichtsprozeß gegen Wolfgang Gönnerwein beantragt eine Geldstrafe von 103 500 Mark.
 23. Zum »Tag des Baumes« stiftet der Obst- und Gartenbauverein fünf Hainbuchen und pflanzt sie zusammen mit dem Tiefbau- und Grünflächenamt am Galgenberg in Ludwigsburg ein.
 25. OB Dr. Eichert weiht die hundertste Kindergarten-Abteilung der Stadt in der »Jakob-Ringler-Allee« in City-Ost ein.

28. Beim ökumenischen Gottesdienst in Bietigheim-Bissingen zum zehnten Jahrestag des Unglücks von Tschernobyl mahnt Dekan Junginger im Beisein weißrussischer Gäste zum Innehalten und zur Umkehr: »Macht Kernenergie nicht zum Götzen!«

Mai

1. Zum 1. Mai demonstrieren in Bietigheim rund 1000 Menschen gegen einen Sozialabbau und fordern den Abbau von Überstunden. – Die Ortsgruppe Ludwigsburg der Deutschen Lebens-Rettungs-Gesellschaft (DLRG) stellt einen neuen Gerätewagen in Dienst, der kreisweit eingesetzt wird.
2. Die ersten Gäste ziehen in das neue Nestor-Hotel in der Bäckereikaserne in Ludwigsburg ein.
5. Auf dem See im Schloßgarten des Residenzschlusses ziehen bei schönstem Wetter Modellboote ihre Runden. – Im türkischen Erzin wird mit einem Besuch der Freiburger Delegation die Städtepartnerschaft offiziell begründet und die Partnerschaftsurkunde unterzeichnet.
10. Die Bausparkasse Wüstenrot des Vereins »Gemeinschaft der Freunde« (GdF) feiert das Fest ihres 75jährigen Bestehens. Aus diesem Anlaß kommt Bundeskanzler Helmut Kohl zu Gast nach Ludwigsburg. – Oberbürgermeister Dr. Christof Eichert kann, nachdem er am 18. Juni 1995 gewählt worden war, nach Beseitigung aller juristischer Hindernisse den Amtseid ablegen und den Status des Amtsverwesers aufgeben.
11. Zum Bietigheimer Tag kommen der SPD-Fraktionsführer im Bundestag Rudolf Scharping und Landesbischof Eberhard Renz.
13. Bei einer Razzia durchsuchen Fahnder des Landeskriminalamts im Großraum Stuttgart 21 Wohnungen von Aktivisten der verbotenen Kurdischen Arbeiterpartei (PKK) und stellen umfangreiches Propagandamaterial sicher.
16. Zahlreiche Gäste kommen zur Verabschiedung des Ersten Bürgermeisters Hans-Joachim Schäfer nach 24 Dienstjahren ins Kulturzentrum Ludwigsburg.
- 17.–24. Der Chor der Jugendmusikschule Ludwigsburg und das Sinfonieorchester von Jevpatoria treten mit Konzerten in der Krim-Stadt gemeinsam auf.
18. Beim 13. Bundestreffen der Jagdhornbläser-Gilde kommen 500 Rot- und Grünröcke zusammen und geben sich auf dem Schloß Monrepos ein vielstimmiges Stelldichein.
24. In der Ludwigsburger Friedenskirche wird die Ausstellung »Der fernste Nächste – Bilder der Mission« durch den Vorsitzenden des Fördervereins »Landeskirchliches Museum« Alt-Landesbischof Theo Sorg eröffnet.
27. Der Direktor der Eremitage in St. Petersburg Michael Piotrowski besucht das Ludwigsburger Schloß und seinen Kollegen Ulrich Krüger.

Juni

2. Die neu ausgestattete Strohgäubahn fährt im 30-Minuten-Takt bis Feuerbach durch. – Der bedeutendste Dance-Choreograph Merce Cunningham kommt mit seiner New Yorker Company zu den Schloßfestspielen ins Forum-Theater. – 31 Drehorgel-Spieler aus Deutschland, Frankreich und der Schweiz kommen nach Besigheim. Zum zweiten Mal in Deutschland gibt es ein Kirchenkonzert: Drehorgeln im Dialog mit der Kirchenorgel.
3. Eberhard Wurster zieht als Finanz- und Wirtschafts-Bürgermeister ins Ludwigsburger Rathaus ein.
6. Bei 32 Grad Celsius ist der heißeste Tag des Jahres. Tausende zieht es in die Schwimmbäder.
10. Ein Wolkenbruch setzt in Ludwigsburg, Kornwestheim und Marbach Keller unter Wasser. Noch waren die Schäden des Gewitters im Kreis vom Sonntag nicht behoben. – Mit »Dornröschen« von P. I. Tschaikowsky nimmt die Ballettdirektorin Marcia Haydée im Forum Abschied von ihrem Ludwigsburger Publikum.
11. Punkt 16.00 Uhr gehen in zahlreichen Geschäften der Ludwigsburger Innenstadt die Lichter für 1 Minute aus. Damit wollen die Einzelhändler ihren Protest gegen die Ausdehnung der Verkaufsflächen im Porsche-Areal zum Ausdruck bringen.
12. In Großbottwar wird der 320 km lange neue Radweg »Schwäbische Weinstraße« eröffnet. Die Weinkönigin Anja und der Stuttgarter Regierungsvizepräsident Horst Rapp durchschneiden das rote Band.
14. Der Deutsche Rosenkongreß findet in Ludwigsburg statt, dabei wird eine Beetrose auf den Namen »Blühendes Barock« getauft.
16. Es ist autofreier Sonntag. »Autofrei und auch noch Spaß dabei« ist das Motto. Es gibt eine Fülle unterhaltender und alternativer Angebote.
20. Ein einstimmiges Votum gibt der Ludwigsburger Gemeinderat ab, die 60 000 Einwohner-Stadt Saint Charles am Missouri in den USA zur vierten Partnerstadt zu wählen.
29. Pünktlich um 16.00 Uhr wird das 26. Ludwigsburger Marktplatzfest eröffnet. Bei der Riesenhocketse gibt es Tanz, Musik, Folklore und jede Menge zu essen und zu trinken.
30. Die offizielle Eröffnung des Nestor-Hotels in der ehemaligen Bäckereikaserne findet mit viel Prominenz statt.

Juli

6. Das Feuerwerk im Schloßgarten zieht Tausende von Festspiel-Besuchern an. Der Feuerzauber erstrahlt zu Tschaikowskys Festouverture. – Das Kinderfest auf dem Marktplatz in Ludwigsburg begeistert mit seinem kunterbunten Programm nicht nur Kinder.
9. Der Startenor Plácido Domingo gibt ein Classic-Open-air-Konzert im Schloßhof. 11 500 Besucher sind zum Teil von weit her gekommen.
12. Erligheim erlangt bei dem Wettbewerb »Unser Dorf soll schöner wer-

- den« den ersten Platz im Kreis Ludwigsburg. Der zweite Rang geht an Schöckingen.
14. Bei der Internationalen Jux-Olympiade in Besigheim gewinnt die deutsche Mannschaft gegen Frankreich, England, Belgien, Ungarn den Pokal. – Auf der Karlshöhe werden 39 Absolventen der Kirchlichen Ausbildungsstätte für Diakonie in das Amt des Diakons und der Diakonin berufen und eingesegnet. Die Sorge um den Arbeitsplatz bleibt bestehen. – Tausende von Fans und Ex-Stars kommen zum Oldie-Festival zum Viadukt nach Bietigheim-Bissingen.
 15. Miss German-American Steuben Parade Queen, Natascha Lang, kommt nach Neckarrems und besucht auch die ehemalige US-Siedlung Pattonville.
 17. Nach leidenschaftlicher Diskussion fällt im Gemeinderat Ludwigsburg die Entscheidung für den Ausbau des Porsche-Areals. Dabei stehen die Interessen der Geschäftsleute in der Innenstadt der Hoffnung auf neue Arbeitsplätze im neuen Gewerbegebiet gegenüber.
 18. Hirschbergschüler aus Eglosheim erringen Mehrkampfnadeln des WLV. Erstmals wird in Ludwigsburg in Zusammenarbeit mit dem SKV Eglosheim ein Sporttag zum Erwerb dieser Auszeichnung angeboten.
 19. Mit dem ersten Spatenstich wird der Anfang für den Bau eines katholischen Gemeindezentrums neben der Heilig-Geist-Kirche in Markgröningen gemacht.
 21. Rund 350 Tonnen Flußsand werden in Ludwigsburg neben dem Stadion für eine Beach-Volleyball-Anlage aufgeschüttet, so daß der MTV sie in Gebrauch nehmen kann.
 24. In der Nacht schleudern Unbekannte Molotowcocktails in das türkische Vereinsheim in Asperg. Menschen werden nicht verletzt, es entsteht aber ein Schaden von 30 000 Mark.
 27. Zur Saison-Halbzeit wird eine große Open-air-Veranstaltung am Seeschloß Monrepos mit Händels »Feuerwerksmusik« als ein rauschendes Festkonzert mit Feuerwerk über dem See abgehalten. – Feuerwerk gibt's auch über dem Langhans.

August

2. Das Seifenkistenrennen in Prevorst findet mit 35 Teilnehmern und Teilnehmerinnen im Alter von sieben bis zwölf Jahren guten Zuspruch.
6. Im Stadtteil Oßweil brennt ein Reihenhaus nieder. Der Schaden wird mit einer halben Million angegeben. Eine nicht ausgeschaltete Herdplatte wird als Brandursache genannt. – Bei einem Überfall auf die Raiffeisenbank in Pleidelsheim stehlen zwei Räuber 100 000 Mark und sperren sechs Angestellte in den Tresor.
7. Bei einem Raubüberfall auf ein Spiel-Center in der Seestraße in Ludwigsburg wird der Betreiber schwer verletzt. Die Täter brechen die Automaten auf und entnehmen das Münzgeld, etwa 7000 Mark. Sie werden am 21. August gefaßt.

9. Die Stadt Ludwigsburg bewirbt sich um die Landesgartenschau im Jahr 2004.
10. Zwei historische Dampf-Sonderzüge mit der »Einheitslok« 03 1010 und der Badischen IV H machen in Ludwigsburg Station.
11. Die Barockstadt Ludwigsburg steht im Mittelpunkt des SDR-»Sommerradios«. In der Sendung »Herz des Südens« mit der LKZ werden viele Musikwünsche der auf dem Monrepos versammelten Hörer erfüllt.
15. Die traditionelle Weinlaube wird im Ludwigsburger Rathaushof eröffnet.
16. Die Württembergische Weingärtner-Zentralgenossenschaft in Möglingen feiert ihr 50jähriges Bestehen in der Ludwigsburger Musikhalle.
- 17./18. Oldtimer-Flugzeuge sind beim Flugfest der Luftsportgemeinschaft Bietigheim-Löchgau im Wiesental im Einsatz.
18. Das historische Dreschfest der Möglinger Landwirte lockt fast 5000 Besucher ins Ammertal. Neben dem Dreschen mit Flegeln im Takt sind alte Geräte, Traktoren, Maschinen und Fahrzeuge zu sehen.
- 18.–26. Das Hofbräu-Luftschiff fährt beschaulich schwebend über Stadt und Kreis Ludwigsburg. Der Zeppelin-Experte Erwin Regele fährt mit.
- 22.–25. Auf der 18-Loch-Anlage des Golfclubs Nippenburg findet die German Open, als 62. Offene Golfmeisterschaft für Deutschland statt.
- 23.–26. Der Markgröninger Schäferlauf als Württembergs traditionsreichstes Heimatfest findet mit moderner Dramaturgie statt.
31. Das Architekturbüro FAI Stöcker und Partner aus Ludwigsburg gewinnt den ersten Platz bei einem Wettbewerb für ein neues Regierungszentrum in Zagreb/Kroatien, an dem sich 100 Architektengruppen aus aller Welt beteiligt hatten.

September

1. In Pattonville finden die ersten »Kornwestheimer Sporttage« statt. Damit sollen die neuen Bewohner der Siedlung in Kornwestheim integriert werden. – Pferdemarkt in Bietigheim-Bissingen zieht immer wieder eine große Besucherzahl an – Menschen und Pferde.
3. Der thailändische Kardinal Michael Kitbunchu besucht Minister Wissmann und Monsignore Kopf in Ludwigsburg und bedankt sich für die 150 000 Mark, die die Neckarweiinger Sternsinger für ihn gesammelt haben. – Mit einem Spatenstich geben Bundesminister Matthias Wissmann und Bahn-Vorstandsmitglied Ulf Häusler das Startsignal für den Bau eines neuen Umschlagbahnhofs, nachdem der Ludwigsburger zu klein zu werden droht.
8. Die Kuh Hilde auf dem Aussiedlerhof der Familie Erika und Theodor Merkle aus Oßweil hat in 15 Jahren 100 000 Liter Milch gegeben und ist noch nicht trocken.
9. Ein Wohnstift für Senioren wird auf der Marienwahl erbaut. Es soll einen Service wie ein 4-Sterne-Hotel für 3400 Mark im Monat bieten. – Vor dem Ludwigsburger Schloß werden Szenen aus dem Leben der Liselotte von der Pfalz vom ZDF gedreht.

10. Im Engelbergtunnel wird eine erstmals in dieser Dimension durchgeführte Feuerwehrrübung veranstaltet. Wehren aus Gerlingen, Ditzingen, Ludwigsburg und Leonberg sind mit 100 Mann im Einsatz. Die Kooperation klappt gut.
12. Jenoptik-Chef Lothar Späth referiert auf dem Internationalen Technologie-Symposium im Forum. Thema ist »Unternehmen Zukunft – Wie Deutschland ein neues Wirtschaftswunder schaffen kann«.
13. Die fünfte Ökologie-Messe in der Eissporthalle findet 170 Aussteller und bietet Infos mit Unterhaltung.
- 14./15. Die erste »Antikmeile« in Ludwigsburg erstreckt sich vom Marktplatz bis vors Schloß. Zehntausende kommen, Rekordumsätze werden getätigt.
16. Ein implodierender Fernseher setzt eine Wohnung in Kirchheim in Brand. Mutter und zwei Kinder entkommen den Flammen verletzt. – Ministerpräsident Erwin Teufel führt Gäste der Schweizer Kantonsregierung Sankt Gallen durch das Schiller-National-Museum in Marbach.
19. Mit einem mit acht französischen Kaltblütern bespannten Brauereiwagen bringen die Münchener Freibier nach Ludwigsburg.
20. Im Stadionschen Schloß in Bönnigheim wird das erste deutsche Museum für Naive Kunst und Art Brut eröffnet. Über 3400 Bilder, Zeichnungen und Skulpturen hat die Galeristin Charlotte Zander zusammengetragen. – Die neue Werkstatt für Behinderte wird mit einem Festakt feierlich eingeweiht. 243 moderne Arbeitsplätze für behinderte Menschen werden damit im Kreis Ludwigsburg zur Verfügung gestellt.
22. Das Vorstandsmitglied der Technischen Werke Stuttgart (TWS) übergibt, weil die TWS seit 90 Jahren die Schillerstadt mit Strom beliefert, einen Scheck von 55 000 DM an den Marbacher Bürgermeister Heinz Georg Keppler für ein Glockenspiel im Rathausturm.
23. Die zwölf Studenten der Ludwigsburger Filmakademie, die in Hollywood an den Filmtricks für den amerikanischen Erfolgsfilm »Independance Day« mitgearbeitet haben, besuchen Ludwigsburg wieder.
27. Der »Förderverein Zentrale Stelle Ludwigsburg e. V.« wird gegründet. Er will die Zentrale Stelle zur Aufklärung von Nazi-Verbrechen, wenn sie ihre Aufgabe erfüllt haben wird, in ein historisches Forschungsinstitut umgestalten.
30. Das Kunstwerk »Tower«, ein Geschenk des amerikanischen Künstlers Sol Lewitt, wird im Rondell vor dem Monrepos, wo es einen Dauerplatz gefunden hat, aufgestellt und der Stadt Ludwigsburg übergeben.

Oktober

3. Der hundertjährige Elbe-Dampfer »Krippen« legt am Tag der Deutschen Einheit auf seiner Rückfahrt von Stuttgart in Neckarrens und Mundelsheim an.
5. Der erste »Tag der Epilepsie«, der im Ludwigsburger Klinikum von der Selbsthilfegruppe für Epilepsiekranken und Fachärzten durchgeführt

- wird, will der Stigmatisierung der Betroffenen endlich ein Ende setzen. – Der von Frauen und Kindern einst gegrabene Luftschuttkeller an der Lechtstraße in Neckarweihingen wird als ein Stück Geschichte erhalten und ist zu besichtigen. – Sieben Luftsportvereine aus der Region und aus Belfort in Frankreich beteiligten sich an einem Ziellande-Wettbewerb auf dem Segelfluggelände im Wiesental bei Löchgau. – In St. Charles unterzeichnen Oberbürgermeister Dr. Eichert und Mayor Bob Moeller die Städtepartnerschaftsurkunde und feiern mit 400 Gästen ein großes Fest.
6. Mit einer großen Schiffsparade auf dem Neckar zwischen Besigheim und HESSIGHEIM feiern die Freizeitkapitäne das Ende der Saison, das »Abpaddeln«. – Die 25köpfige Künstlergruppe »Anando« aus Bangladesch stellt in der Ludwigsburger Musikhalle musikalisch die vielfältige Kultur ihres Heimatlandes vor.
 7. Auf dem Gelände des Gemeinschaftskernkraftwerks Neckarwestheim werden zwei »Castor«-Behälter mit abgebrannten Brennstäben für den Abtransport nach Gorleben beladen.
 9. Die Fachtagung »Schwimmen 2000« an der Staatlichen Sportakademie in Ludwigsburg beginnt unter prominenter Teilnahme. Schwimmen als Breitensport und Möglichkeit zur Integration Behinderter wird in Praxis und Theorie erforscht. – Im Bürgersaal des Asperger Rathauses wird der »Förderverein Hohenasperg e. V.« gegründet. Er hat sich als Ziel gesetzt, die Geschichte des Berges der Öffentlichkeit ins Bewußtsein zu rufen.
 10. Das Friedrich-Schiller-Gymnasium in Ludwigsburg hat einen Internet-Zugang und will mit den Partnerschulen in Rußland und der Ukraine kommunizieren.
 11. In einem Gespräch mit Landrat Dr. Rainer Haas stellt dieser fest: »Der 96-Tarif (für die Müllabfuhr) war schön geredet. Die Bürger müssen acht Jahre lang für AVL-Fiasko bezahlen.«
 - 12./13. Die Stadthalle von Gerlingen ist für zwei Tage das »Zentrum der Fotografie« geworden. Dort findet die 63. Deutsche Fotomeisterschaft statt. 1000 Fotografen haben dafür 4734 Fotos eingereicht.
 15. Achtzig ehemalige »Displaced Persons« kommen nach 50 Jahren wieder nach Ludwigsburg, wo sie damals befreit worden sind. Sie waren in der Luitpoldkaserne untergebracht gewesen.
 17. In Pattonville werden 17 Container für das künftige Einkaufszentrum montiert, in denen verschiedene Geschäfte für die Grundversorgung der neuen Bewohner eingerichtet werden.
 - 17.–19. In Ludwigsburg findet ein ökumenischer Frauenkongreß statt, an dem die Hamburger Bischöfin Maria Jepsen teilnimmt.
 19. Archäologen graben auf dem künftigen Deponie-Gelände »Froschgraben« bei Schwieberdingen ein römisches Gutshaus aus und finden eine 1800 Jahre alte Töpferei mit sieben Brennöfen. – Im Glaspalast von Sindelfingen ziehen alle neun Wertungsrichter die Eins und erklären damit den 1. Tanzclub Ludwigsburg zum siebten Mal in Folge zum Deutschen Meister. – Rund 800 Menschen demonstrieren vor dem Gelände des Kernkraftwerks Neckarwestheim gegen den Abtransport der Castor-

- Behälter. Der Transport wird aus Sicherheitsgründen ins nächste Jahr verschoben. – Beim Verbandstag der Karlshöher Schwestern und Brüder wird ihre Geschichte während des NS-Regimes kritisch hinterfragt und aufgearbeitet.
24. Oberbürgermeister Dr. Eichert nimmt das neue Projekt der KAWAG in der Bezirksgeschäftsstelle Talallee Ludwigsburg in Betrieb. Das geografische Informationssystem TWIST dokumentiert alle Strom- und Gasleitungen mit sämtlichen Anschlüssen.
27. Zum 23. Skat-Turnier der LKZ kommen etwa 200 Teilnehmer aus der ganzen Region, unter ihnen auch ein Dutzend Frauen. Gespielt wird in zwei Serien zu je 48 Spielen.
30. Die 61. Notrufsäule im Kreisgebiet wird an der Landstraße Ludwigsburg–Marbach in Betrieb genommen. Sie ist eine Stiftung der Ludwigsburger Bezirksdirektion von Toto-Lotto an die Björn-Steiger-Stiftung.

November

2. Euphorische Stimmung herrscht bei den Rübenbauern im Landkreis. Die Erträge sind 600 Doppelzentner bei einem Zuckergehalt von 18 Prozent. – Aus der grauen Brühe des Monreposesees fischen Angler den gesamten Fischbestand ab. Es sind dies rund 150 Zentner. Das Wasser soll erneuert werden.
3. Die Einzelhandelsgeschäfte sind jetzt bis 20.00 Uhr geöffnet. Aber der große Andrang nach 18.30 Uhr bleibt aus.
4. Ein neues Parkleitsystem ist für Ludwigsburgs Innenstadt installiert. 4500 Parkplätze sind damit leichter auffindbar.
7. Das Fun-Sport-Zentrum des größten Sportvereins im Kreis wird eröffnet. Der Kornwestheimer Verein stellt darin ein reichhaltiges Angebot für sportliche Betätigung zur Verfügung.
10. Am Tag vor dem Martinstag erinnert das Spiel von dem römischen Soldaten vor dem Ludwigsburger Schloß an dieses Beispiel der Nächstenliebe. – Oberbürgermeister Dr. Eichert spricht, auch aus persönlicher Erinnerung, zum Gedenken an den Brand der Ludwigsburger Synagoge. Es ist der 58. Jahrestag der Zerstörung der Synagoge.
14. Die Volkshochschule Marbach veranstaltet im »Goldenen Löwen«, dem Geburtshaus von Schillers Mutter, nach alten Rezepten ein »Schmausen wie bei Schillers Mutter« als ein historisch lukullisches Erlebnis.
16. Das renommierte Puppentheater von Nelly Eichhorn ist aus Stuttgart ins Grävenitz-Palais eingezogen und öffnet den Vorhang für die Ludwigsburger Marionetten erstmals. – Der »König der Klezmer-Musik«, Giora Feidmann, fasziniert einen Abend lang in der Ludwigsburger Friedenskirche seine Zuhörer. Der Klang seiner Klarinette klingt noch lange nach.
- 16./17. Am 15. Oktober 1881 wurde die Bahnlinie zwischen Beihingen und Ludwigsburg eingeweiht. 115 Jahre später dampft wieder ein Personenzug auf dieser Strecke. Er wird von der Lok 64 419 gezogen.

18. Als eine »Visitenkarte der Region Stuttgart an der meistbefahrenen Autobahn Europas« wird die von der Ludwigsburger Gastronomenfamilie Kunzi betriebene Raststätte »Sindelfinger Wald« von Verkehrsmi-
nister Hermann Schauffler eröffnet.
19. Im Theatersaal des Forums in Ludwigsburg findet die Gala-Vorstellung der LKZ statt. Weltberühmte Künstler und Gruppen treten ohne Gage auf und geben den Erlös zum Auftakt der LKZ-Weihnachtsaktion.
22. Der Ludwigsburger Gemeinderat beschließt die ehemals amerikanische Sonnenberg-Siedlung zu kaufen, teilweise abzureißen und zu verdichten. – Im Herzen der Karlshöhe Ludwigsburg, seiner Wirkungsstätte von 1950 bis 1971, wird ein Weg nach Dr. Theodor Lorch benannt.
24. Im Nestor-Hotel in Ludwigsburg präsentiert der Top-Koch Johann Lafer beim Gourmet-Abend der Stiftung Europäisches Naturerbe »Euronatur« seine neuesten Rezeptkreationen zur Aktion »Gourmets of Nature« vor vielen prominenten Persönlichkeiten.
25. Rund 2000 Bürger protestieren im Forum Ludwigsburg dagegen, daß von 1997 an über die Müllgebühren die 100 Millionen Mark Schulden der AVL finanziert werden sollen. – Der Theologe Thomas Kuhn wird in Kornwestheim für seine Dissertation »Der junge Alois Emanuel Biedermann, Lebensweg und theologische Entwicklung bis zur ›Freien Theologie‹ 1844«, mit dem Philipp-Matthäus-Hahn-Preis der Stadt ausgezeichnet.
27. In der Friedenskirche Ludwigsburg wird eine von Pfarrerin i. R. Margarete Schmid, einer Ludwigsburgerin, zusammengetragene Sammlung von hundert Weihnachtskrippen aus dem Schwarzwald vorgestellt.
28. Die Pädagogische Hochschule Ludwigsburg verleiht die erste Ehrendoktorwürde im Rahmen einer Festveranstaltung an den Züricher Professor Dr. Horst Sitta.
29. Einen Riesenandrang gibt es bei der Einweihung des neuen Rathauses von Ingersheim. – Das Neue Kleeblatt-Heim wird in Markgröningen seiner Bestimmung übergeben. In das Altenheim ist ein Kindergarten integriert.

Dezember

1. Der Prälatur-Kirchenmusiktag findet zum 1. Advent mit dem neuen »Evangelischen Gesangbuch« in der Friedenskirche statt. – Dem 50 000. Besucher des Strafvollzugs-Museums Hans Wilhelm wird ein Geschenkkorb übergeben. Der Korb war in Bruchsal geflochten worden und enthält Schnaps aus dem Frauengefängnis Gotteszell, Wein und Sekt aus den Heilbronner Staatslagen, Wurst aus Heimsheim und Holzspielzeug von Hohenasperg.
3. Das Schmuckstück der Ulmer Eisenbahnfreunde, eine Dampflok der Baureihe 01, stürzt bei einer Museumsfahrt in den Graben einer Drehscheibe in Kornwestheim. Zwei Kräne bergen die Schnellzuglokomotive aus dem Jahr 1934. – Ein neues Mahnmahl zum Gedenken an die »Opfer der vielzähligen Kriege des 20. Jahrhunderts« übergibt Direk-

- tor Dr. Wilfried Brandt auf der Karlshöhe Ludwigsburg seiner Bestimmung. »Krieg soll nach dem Willen Gottes nicht sein!« steht auf der von Rasso Rothacker gestalteten Tafel.
4. Der Marinechor der Schwarzmeerflotte, von der LKZ eingeladen, erfreut mit Spiel, Gesang und Tanz im Forum wieder die Herzen vieler Ludwigsburger.
 6. Eine große Demo gegen Müllgebühren mit 5000 Teilnehmern zieht vom Bahnhof bis zum Kreishaus, wo eine Kundgebung stattfindet. Vertreter des Initiativkreises übergeben 30 216 Unterschriften gegen die Erhöhung der Müllgebühren. Der Kreistag vertagt die Entscheidung über die Gebührenerhöhung.
 8. Eine ganz seltene Taufe nimmt Pfarrerin Katrin Haas in der Ulrichkirche von Pflugfelden vor. Unter großer Anteilnahme der ganzen Gemeinde werden gleichzeitig Drillinge und Zwillinge getauft.
 11. Der neue Autobahnzubringer der Umgehungsstraße um Großbottwar wird dem Verkehr übergeben. – Die CD der Jugendmusikschule unter dem Motto »Ludwigsburger Jugend musiziert« ist fertig.
 13. Sportidole aus fünf Jahrzehnten von Rudi Altig bis Jens Weißflog sind im Forum in Ludwigsburg bei der Sportgala vereint. Vorher bummelten sie über den Barock-Weihnachtsmarkt. – Die Pächter der Reviere Großbottwar-Hälde, Murr-Hardtwald und Forstamt Großbottwar organisieren eine Saujagd. Die traditionelle Jagd dauert drei Stunden und die 60 Jäger erlegen drei Wildschweine, drei Rehe und zwei Füchse.
 15. Die Standard-Formation des 1. TC Ludwigsburg verteidigt vor dem größten Rivalen TC Braunschweig in der neuen Max-Schmeling-Halle in Berlin vor 7500 Zuschauern ihren Weltmeistertitel.
 18. Der Verkehr rollt auf der Westumgehung von Schwieberdingen in alle Richtungen.
 20. Nach zähen Verhandlungen zwischen der Bundesvermögensverwaltung und dem Zweckverband Sonnenbergsiedlung werden die Unterschriften unter den Kaufvertrag notariell beurkundet. – Vertreter der evangelischen und katholischen Kirchengemeinden nehmen die Schlüssel für die Pattonviller Kirche in Empfang. Sie kommt je zur Hälfte in den Besitz der Gemeinden. Anschließend findet ein ökumenischer Gottesdienst statt.
 22. In der ehemaligen Reinhardtkaserne nimmt das Gründerzentrum im Film- und Medienzentrum die Arbeit auf. – 13 Rettungsschwimmer der DLRG Vaihingen schwimmen als Abschluß der Saison bei einer Wassertemperatur von neun Grad und einer Lufttemperatur von vier Grad zwei Kilometer in der Enz flußabwärts.
 27. In aller Frühe bei minus 14 Grad wird im Hessigheimer Eulenberg der Eiswein gelesen. Aus den tiefgefrorenen Beeren fließt erst nach einem Tag der wertvolle Saft.
Das Wetter bringt tagelang Temperaturen von 15 Grad minus. Der Monrepossee ist die größte Eislaufbahn im ganzen Kreis. 1996 ist die zweitkälteste Weihnachtszeit seit Kriegsende.
 29. Zum Europäischen Jugendtreffen hat Frère Schütz von der Communauté Taizé nach Stuttgart eingeladen. Rund 70 000 junge Christen kommen.

Etwa 5000 von ihnen wohnen in Gastfamilien im Kreis Ludwigsburg. Sie bleiben bis Neujahr.

30. Es fällt Neuschnee und verwandelt die Straßen in spiegelglatte Eisbahnen. Der Winterdienst ist im Dauereinsatz. – In Markgröningen brennt ein kleines Haus total nieder. Die Feuerwehr hat wegen der Kälte Probleme mit dem Löschwasser.

Albert Sting

Buchbesprechungen

50 Jahre Industrie- und Handelskammer in Ludwigsburg – Leistungen für 18 000 Unternehmen – 1946–1996. Hg.: Bezirkskammer Ludwigsburg der IHK Region Stuttgart. 1996. 157 S., zahlreiche farbige und sw. Abb.

Am 23. Mai 1946 wurde die Konstituierung einer Industrie- und Handelskammer für den Kreis Ludwigsburg »gemäß Anordnung der US-Militärregierung vom 16. April 1946« durch Erlaß des Wirtschaftsministeriums des damaligen Landes Württemberg-Baden genehmigt – Grund genug, mit der vorliegenden Publikation auf 50 Jahre seitdem geleistete Tätigkeit zurückzublicken und den gegenwärtigen Stand von Industrie, Gewerbe und Handel im heutigen Bezirkskammergebiet darzustellen. So findet man in dem sehr ansprechend gestalteten Buch zu diesem Anlaß u. a. einen Ereignisse und Aktivitäten schildernden »Rückblick auf 50 Jahre IHK in Ludwigsburg« von dem langjährigen Geschäftsführer Dr. Karl Maier und eine mit zahlreichen Tabellen illustrierte Studie über »50 Jahre Wirtschaft im Kreis Ludwigsburg« von dem gegenwärtigen Geschäftsführer Jochen Haller. Fotos der »führenden Männer« der IHK Ludwigsburg von 1949 bis 1996, Aussagen über die heutigen Aufgaben der Bezirkskammer, schließlich »Firmenporträts« in Bild und Text von 34 führenden Firmen (S. 111–157) sowie zahlreiche Anzeigen weiterer bedeutender Unternehmen ergänzen die historisch orientierten Kapitel. Alles in allem: eine gelungene und sehr informative Selbstdarstellung der Wirtschaft im Landkreis Ludwigsburg mit historischer Perspektive. *Wolfgang Schmierer*

50 Jahre Caritas im Kreis Ludwigsburg 1946–1996. Hg. vom Caritasverband für den Kreis Ludwigsburg e. V., 1996, 54 S., einige sw. Abb.

Einen Kreis Caritasverein gibt es in Ludwigsburg zwar erst seit 1982, eine Caritaskreisdienststelle wurde jedoch vom Caritasverband bereits 1946 eingerichtet, wie die Pfarrchronik der Kath. Kirchengemeinde zur Hl. Dreieinigkeit in Ludwigsburg zum 4. Juli 1946 festhält: »Zur besseren Betreuung der Flüchtlinge und zur Entlastung des Pfarrhauses, das Tag für Tag von unterstützungsbedürftigen Flüchtlingen überlaufen ist.« In diesem Heft wird aber nicht nur an die Not jener Nachkriegszeit erinnert, in der die meisten in unser heutiges Kreisgebiet gekommenen Flüchtlinge und Heimatvertriebenen Katholiken waren und dringend Hilfe in der neuen Umgebung brauchten. Die zahlreichen Beratungsdienste und die umfangreiche Sozialarbeit, die von der Caritas im Laufe der folgenden fünf Jahrzehnte übernommen wurde und von ihr heute im Landkreis geleistet werden, sind knapp und übersichtlich dargestellt; noch immer spielt die Betreuung von Migranten, jetzt Spätaussiedlern, fremdsprachigen Zuwanderern und Bürgerkriegsflüchtlingen, eine wichtige Rolle. Was hier vor 50 Jahren aus der aktuellen Not aufgebaut wurde, ist heute »eine wesentliche Stütze der öffentlichen Wohlfahrtspflege« (so Oberbürgermeister Dr. Eichert in seinem einleitenden Grußwort). *Wolfgang Schmierer*

Ossweil – vom Schwäbischen Bauerndorf zum Ludwigsburger Stadtteil.
Hg. von der Stadt Ludwigsburg und der Volksbank Ludwigsburg, Murr 1992,
351 S., ca. 300 Abb.

Genau 70 Jahre nach der Eingemeindung des 817 – wenn auch in einer gefälschten Urkunde des späten 12. Jh. – erstmals erwähnten Ortes Ossweil in die vergleichsweise junge Stadt Ludwigsburg wurde das anzuzeigende Ortsbuch vorgelegt, mit dessen Erscheinen nun sämtliche Ludwigsburger Stadtteile über repräsentative Darstellungen ihrer Geschichte verfügen.

Der gemeinsam von Stadt und Volksbank Ludwigsburg herausgegebene Band, dessen Redaktion Stadtarchivar Wolfgang Läßle oblag, vereinigt zahlreiche Beiträge zu Geschichte und Brauchtum in Ossweil von der Vor- und Frühgeschichte bis zur Gegenwart, die aufgrund ihrer Nähe zu den z. T. ausführlich zitierten Quellen ein plastisches Bild vom Leben in Ossweil durch die Jahrhunderte hinweg liefern.

Als Keimzelle Ossweils, das die zweite deutsche Fundstelle von jungsteinzeitlichen Samen der Linsenwicke zu bieten hat, die sonst nur im östlichen Mittelmeerraum verbreitet war, gilt ein um 600 entstandener alamannischer Herrenhof. In der bereits erwähnten Stiftungsurkunde Ludwigs des Frommen für Kloster Murrhardt von 817 wird Ossweil zum königlichen Ausstattungsgut gezählt. Kloster Murrhardt standen dann auch Patronat und Kirchensatz zu. Von dorthier rührt das Patrozinium der Ossweiler Pfarrkirche St. Januarius.

Die Grundherrschaft übten verschiedene ortsadelige Familien aus, wie die Herter von Ossweil auf der Holderburg, von der sie 1316 durch Württemberg vertrieben wurden. Mitte des 13. Jh. sind die Herren von Owen auf dem Ossweiler Turm bzw. Schloß nachzuweisen. Nach dem Aussterben des Ortsadels blieb ein Teil Ossweils samt Schloßgut im Besitz ritterschaftlicher Familien wie der Herren von Kaltental, der von Baldeck, der Nothaft von Hohenberg oder der Bidembach von Treuenfels, von denen er 1748 durch Kauf an Württemberg überging. Nachdem Ossweil 1637 im 30jährigen Krieg fast ausgestorben war, wurde es 1693 im Pfälzischen Erbfolgekrieg total geplündert, wobei das Schreckensbild vom französischen Kommandanten Mélac aufgrund der spärlichen Quellenlage für Ossweil nach den Ausführungen von Karl Moersch zu relativieren ist.

Aus der Vielzahl der Autoren des vorliegenden Ortsbuches sei besonders Heinz Martin Murr herausgehoben, dem mit seinen Geschichtsbeiträgen von den Merowingern bis in die Nachkriegszeit ca. 60% des gesamten Bandes und der größte Teil des Bildmaterials zu verdanken sind. Umrahmt werden die historischen Ausführungen durch Auszüge aus den Werken des aus Ossweil stammenden Heimatdichters August Lämmle, der z. T. wehmütig die durch Industrialisierung und Modernisierung im 19. und 20. Jh. hervorgerufenen Veränderungen im Dorfbild Ossweils beklagt.

Auf Kapitel zu Brauchtum, Sagen und berühmten Familien und Persönlichkeiten Ossweils, wie etwa zum Pädagogen Emil Greiner oder zu dem erwähnten August Lämmle folgt eine 20 Seiten umfassende Schilderung des Ossweiler Vereinslebens seit 1860. Statistiken und Tabellen zur Entwicklung Ossweils in den letzten beiden Jahrhunderten von der württembergischen »Gemeinde II. Klasse« zum zweitgrößten geschlossenen Siedlungsbezirk außerhalb der Kernstadt Ludwigsburg schließen den Band ab, dem man allerdings eine etwas stringenter Gliederung gewünscht hätte. So führt die Unterbrechung der chronologischen Dar-

stellung der Geschichte durch thematisch bestimmte, auf übergreifende Zeiträume bezogene Kapitel zu Kirche, Schulwesen, Entwicklung der Gemeindeverfassung oder z. B. zur Gesundheitsvorsorge zwangsläufig zu Überschneidungen und Wiederholungen. Erschlossen wird der reichbebilderte und insgesamt gut lesbare Band durch ein Orts- und Personenregister. *Maria Magdalena Rückert*

Geschichtsblätter aus dem Bottwartal. Heft 7, 1997, 118 S. mit zahlreichen Abb. Hg.: Historischer Verein Bottwartal e. V., Großbottwar.

Acht durchweg kurze Aufsätze vereinigt der neue Band. Zur Ortsgeschichte: die Vorstellung eines wiedergefundenen kolorierten Generalplans des Klosters Steinheim von 1805, der als Faksimile verkleinert beigegeben und von Hans Dietl gedeutet ist; Übersetzung und Interpretation lateinisch verfaßter Urkunden zu Bottwar aus den Jahren 779–1279 (Kurt Gutjahr); Beiträge zu Burg Wildeck – »Von der Herrschaftskelter zum Ökoweingut« (Dietmar Rapp), Winzerhausen – »Daten der Geschichte und Dorfordnung von 1593« (Heinz Mahr) und Oberstenfeld – »Den ersten Dornfelder gab es in Oberstenfeld« (Ernst Schedler). Zur Personengeschichte finden sich zwei Beiträge: ein wenig überzeugender über die im 13. Jh. lebende, zeitweilig mit Kaiser Friedrich II. liierte Gräfin Richenza von Beilstein (Wilma Einsiedel-Schömer) und ein durchaus fachkompetenter über den Ende des 14. Jh. faßbaren Pariser Professor und Sindelfinger Probst Johann von Bottwar (Oliver Auge). Mit der Bedeutung noch vorhandener Marksteine im Lauffener Stadtwald in den Löwensteiner Bergen befaßt sich Karl Erwin Fuchs. Wie in den bisherigen Bänden: neue Beiträge zur Geschichte des Bottwartals und seiner Gemeinden. *Wolfgang Schmierer*

Kornwestheimer Geschichtsblätter. 6. Ausgabe. Hg.: Verein für Geschichte und Heimatpflege Kornwestheim e. V. mit Unterstützung der Stadt Kornwestheim. 1996, 64 S. mit zahlreichen sw. Abb.

Mit schöner Regelmäßigkeit erscheinen jährlich seit 1991 die Kornwestheimer Geschichtsblätter, werden umfangreicher (von 32 S. bei Heft 1 über 48 bei Heft 2–5 auf jetzt 64 S.) und halten das von Anfang an beachtliche qualitative Niveau. Auch das neue Heft, das ganz im Zeichen des Jubiläums »150 Jahre Eisenbahn in Kornwestheim« steht, erfüllt alle berechtigten Erwartungen. Stadtarchivar Marco Nimsch befaßt sich im umfangreichsten Beitrag mit dem Thema »Kornwestheim und die Eisenbahn«; er schildert detailliert und reich bebildert die Entwicklung der württembergischen Eisenbahn von den Anfängen in den 1830er Jahren und den Stellenwert Kornwestheims in diesem Prozeß: 1846 noch unbeachtete Haltestation an der ersten württembergischen Bahnstrecke Stuttgart–Ludwigsburg, wird Ende des 19. Jh. die Umgehungsbahn Untertürkheim–Kornwestheim und zugleich ein neuer Bahnhof in Kornwestheim gebaut und 1896 eingeweiht, zehn Jahre später der Bau des Landesgüterbahnhofs begonnen, der mit seinen baulichen und sozialen Folgen die weitere Entwicklung der Stadt als »Eisenbahnerstadt« bis heute entscheidend beeinflussen sollte. Sogar der 1992 eingeweihte neue riesige Bahnhofskomplex zeugt in der Gegenwart von dem engen Verhältnis Kornwestheims und der Eisenbahn. Unter der schönen Überschrift »Kindheit in der Klap-

pergaß« präsentiert Irmgard Sedler »Erinnerungsbilder aus dem Eisenbahnermilieu«, indem sie anhand der Erinnerungen von Zeitzeugen den Alltag in der Kornwestheimer Eisenbahnersiedlung nach dem Ersten Weltkrieg darstellt; »Zeitzeugen« sind in diesem Fall Leute, die in den 1920er Jahren in der »Klappergaß« aufgewachsen sind. Roland Schuldt schildert eine »vielleicht typische« Kornwestheimer Eisenbahnerdynastie, drei Generationen der Familie Hörer: um 1890 begann der aus dem Schwarzwald gekommene Großvater als Schrankenwärter in Kornwestheim, zwei Söhne werden nach dem Ersten Weltkrieg Eisenbahner und ab 1939 folgen drei Enkel! Schuldt geht auch in einem weiteren Aufsatz auf die Eisenbahn-Entwicklung im Zweiten Weltkrieg und die schweren Fliegerangriffe von 1944/45 ein. Den Abschluß bilden persönliche Erinnerungen von Alfred Retter aus den 1920er Jahren an das Leben auf dem Kornwestheimer Zuckerrübenplatz, der im Herbst zum Abladen der Rüben aus den Bauernwagen und Verladen in Eisenbahnwaggon zum Transport in die Zuckerfabrik Stuttgart-Münster diente und für die damaligen Buben gleichzeitig Amüsement und Arbeits-(=Verdienst-)möglichkeit bot. Ein sehr lesenswertes, bestens illustriertes Heft!

Wolfgang Schmierer

Mundelsheim, Weinort am Neckar. Geschichte, Landschaft, Menschen. Mundelsheim 1995. 646 S., zahlr. Abb.

Im Mundelsheimer Heimatbuch, einem zwar dickleibigen, aber keineswegs schwerfälligen Band, drängen sich unter den Kapitelüberschriften »Geschichte«, »Landschaft« und »Menschen« (letzteres mit den Unterkapiteln »Geistiges und kulturelles Leben« und »Gedanken zur Partnerschaft« [mit La Motte-Servolex]) oft mehrere Beiträge von 25 Autoren. Die Leitung dieses Autorenteam oblag Jörg Weckert, Chefredakteur der Ludwigsburger Kreiszeitung, nach dessen Tod dem Psychotherapeuten Hans Heinz Hopf, u. a. Verfasser von wissenschaftlichen Veröffentlichungen und Sachbüchern. Beide hatten also Erfahrung im »Büchermachen«, und beide waren keine Fachhistoriker. Lag es daran, daß das Mundelsheimer Heimatbuch so flott geraten ist? Neben wissenschaftlichen Beiträgen stehen Anekdoten aus dem alten Mundelsheim, unter informative Fotos mischen sich unversehens Karikaturen und Handzeichnungen.

Der Bogen der Themen ist weit gespannt. Hier einige Beispiele: Dieter Planck, Präsident des Landesdenkmalamts, beschreibt die Vor- und Frühgeschichte. Aus dem Nachlaß von Kurt Schauffler, ehemals Leiter des Gemeindearchivs, wurde ein Bericht über Mundelsheim unter der Herrschaft der Markgrafen von Baden veröffentlicht (1422 bis zur Zerstörung durch die schwäbischen Städte 1440 besaß der Ort sogar Stadtrecht!). Aus der Feder seiner Nachfolgerin im Gemeindearchiv, Angelika Fink, stammt neben neun weiteren Beiträgen eine Untersuchung über den Mundelsheimer Freihof und seine Besitzer. Rektor i. R. Ernst Schedler befaßt sich mit Heiligenblehle und alten Säcken (wörtlich zu nehmen!). Fritz Bürkle, 1970–1980 Leiter des Wasserwirtschaftsamts Besigheim, zeigt sich einmal mehr als intimer Kenner des Themas »Neckar«, und der Mundelsheimer Käsberg, dieses württembergische Nationalheiligtum, wird gleich in mehreren Beiträgen gewürdigt. Einen davon verfaßte Eberhard Fritz, Archivar des Hauses Württemberg: Er erforschte, vor allem anhand des Altshausener Bestands »Hofkammeramt Laufden«, die Besitzungen des Hauses Württemberg in Mundelsheim, wobei der Käs-

berg natürlich das Filetstück ist. Nach Johann Wolff würde man in Mundelsheim nicht so ohne weiteres suchen: Er begann seine Karriere als pfalz-zweibrückenscher Rat. Margit Wenninger verfolgt das Leben dieses Verwaltungsmanns, Diplomaten und Gelehrten durch die Pfalz, das hugenottische Frankreich und Baden-Durlach bis nach Mundelsheim, wo er 1574–1594 badischer Amtmann war. Anschließend privatisierte er bis zu seinem Tod am 23. Mai 1600 in seinem Heilbronner Stadthaus, auf der von seiner Frau ererbten Niefernburg (bei Niefern-Öschelbronn) sowie in Mundelsheim im Schlöble und in dem 1586–1592 von ihm erbauten Freihof. Die Neuzeit ist u. a. mit zwei wichtigen biographischen Beiträgen vertreten: Aus dem Nachlaß von Walther Bollacher (1902–1980), 1931–1968 Pfarrer in Mundelsheim, hat Martha Jäger das Manuskript der 1977 gehaltenen Rede »Erinnerungen an Mundelsheim« herausgegeben. Ergänzt werden diese Erinnerungen durch die »Erinnerungen an die Jahre 1939–1949« des Neffen Wolfgang Bollacher, der 1943–1951 im Mundelsheimer Pfarrhaus lebte.

Norbert Hofmann

Elsbeth Sieb, Grete Werner-Wesner, Thomas Faltin u. a.: **Oberriexingen im Wandel der Zeit.** Geschichte der Stadt. Zum 1200jährigen Jubiläum. Hg. Stadt Oberriexingen 1992, 228 S., 87 Abb.

Hans-Burkard Hess: **Unterriexingen.** Ein historisches Kaleidoskop. Hg. Stadt Markgröningen 1993, 343 S., 306 Abb.

Rechtzeitig zum 1200-Jahr-Jubiläum erster urkundlicher Erwähnung der für 793 im Lorscher Codex als *Rutgisingen* eingetragenen Ursiedlung Riexingen ist für die seit Beginn des 12. Jh. in ein Ober- und ein Unterriexingen zu unterscheidenden Siedlungen jeweils eine eigene Ortsgeschichte erschienen. Herausgeber sind, der historischen wie auch der jüngsten kommunalpolitischen Entwicklung entsprechend, die zuständigen Stadtverwaltungen: Oberriexingen und Markgröningen, wohin Unterriexingen 1973 eingemeindet worden ist.

Der kompakte Band **Oberriexingen im Wandel der Zeit** beschreibt in ausführlichen, durch Abbildungen ergänzten Textbeiträgen die Entwicklung eines Gemeinwesens, das seit der für Mitte des 13. Jh. vermuteten Erhebung zur Stadt (urkundlich nachweisbar 1360) schon früh eine strategisch wichtige Position als befestigter Ort am Enzübergang eingenommen hat mit dem Recht, Floß-, Wasser- oder Wegezoll zu erheben, dessen Schultheiß andererseits auch den Geleitschutz für Kaufleute und Pilger sicherzustellen hatte. Im Laufe des 14. Jh. württembergisch geworden, kann Oberriexingen nicht aus dem Schatten der benachbarten Amtsstadt Vaihingen heraustreten und bleibt bis weit ins 19. Jh. hinein landwirtschaftlich strukturiert. Zur Verbesserung des Straßenverkehrs wird 1777 eine mit Fuhrwerken befahrbare Brücke über die Enz errichtet; die Verkehrslage verschlechtert sich jedoch spürbar, als Oberriexingen bei der Streckenführung der Eisenbahn über Bietigheim 1853 unberücksichtigt bleibt. Der Ausbruch des Ersten Weltkrieges machte auch den seit 1898 unternommenen zweiten Anlauf zum Erhalt eines Eisenbahnanschlusses dadurch zunichte, daß eine von Ludwigsburg über Oberriexingen nach Vaihingen/Enz geplante Verbindungsstrecke zur Hauptbahn, 1914 erst bis Markgröningen fertiggestellt, in späteren Jahren nicht mehr finanziert werden konnte. Eine stärkere, neue Arbeitsplätze schaffende Ausweitung der 1862 dort einsetzenden Industrieansiedlung war unter diesen Bedin-

gungen lange Zeit nicht möglich – die Einwohnerzahl nahm seit den 1870er Jahren sogar ab. Der Höchststand von 1149 Einwohnern im Jahre 1864 konnte erst nach dem Zweiten Weltkrieg wieder erreicht werden; mittlerweile ist die Einwohnerzahl auf 2500 angestiegen (Stand 1991). Die Stadt Oberriexingen, die den bei der Gemeindereform drohenden Verlust ihrer Selbständigkeit nach zähem Ringen letztendlich hat abwehren können, bildet seit 1975 zusammen mit Vaihingen/Enz eine Verwaltungsgemeinschaft.

Im Gegensatz dazu hat **Unterriexingen** unter den politisch vorgegebenen Rahmenbedingungen nicht als selbständige Gemeinde weiterleben dürfen. Das genau 20 Jahre nach dem Zusammenschluß mit der Nachbarstadt Markgröningen 1993 veröffentlichte Heimatbuch kann in seinen sich auf die Gegenwart beziehenden Ausführungen jedoch beweisen, daß der amtlich als »Markgröningen 2« bezeichnete Teilort in kultureller Hinsicht ein bis heute eigenständiges Vereinsleben erhalten konnte. In einem anderen Kapitel wird darüber hinaus der kritisch gestellten Frage nachgegangen, in welchen Bereichen die weiteren, im Eingliederungsvertrag von 1973 festgeschriebenen Ziele bisher verwirklicht worden sind. Inhaltlicher Schwerpunkt dieses großformatigen Jubiläumsbandes ist jedoch die Darstellung der anhand meist archivischer Quellen faßbaren Geschichte von Unterriexingen, dessen Bevölkerung den Herrschaftsverhältnissen entsprechend jahrhundertlang aufgeteilt war in württembergische, ritterschaftliche und »gemeinschaftliche« Untertanen, bis 1806 Württemberg die Landeshoheit über den gesamten Ort erhielt. Ein sehr anschauliches Bild vom Dorfleben und seinen lokalen Traditionen zu Anfang des 19. Jh. vermitteln die in der Originalschreibweise von 1884 wiedergegebenen Kindheitserinnerungen des 1802 in Unterriexingen geborenen Pfarrersohnes August Ludwig Reyscher, des später vielgerühmten Rechtshistorikers und Politikers. Die Textbeiträge werden mit zahlreichen Abbildungen illustriert, von denen einige wenige bereits 1989 in dem von Elsbeth Sieb zusammengestellten Bildband »Unterriexingen in alten Bildern« zur Veröffentlichung gekommen waren, nun aber in Vergrößerung jetzt noch eindringlicher auf den Betrachter wirken.

Wolfgang Schneider

Heimatkundliche Schriftenreihe der Gemeinde Remseck a. N.: Landschaft – Natur – Geschichte. Hg. von Eduard Theiner im Auftrag der Gemeinde Remseck. **Band 14, 20 Jahre Remseck am Neckar**, 1995, 56 S., 85 sw. Abb. **Band 15. Dr. Jochen Tolk: Die Margaretenkirche in Aldingen**, 1996, 60 S., 72 Abb., davon 5 Abb. farbig.

In Weiterführung der 1983 begonnenen Reihe sind zwei neue Bände erschienen. In Band 14 wird Rückblick gehalten auf das 2. Jahrzehnt der vor 20 Jahren durch Zusammenschluß von fünf zuvor selbständigen Gemeinden entstandenen neuen Gemeinde Remseck; der Band versteht sich insofern als Fortsetzung von Band 3, 1985, in dem das 1. Jahrzehnt dargestellt worden ist. In den Jahren von 1985 bis 1995 konnte – wie Bürgermeister Peter Kuhn in seinem Vorwort feststellt – eine Vielzahl von größeren Maßnahmen und Projekten verwirklicht werden, »die unsere Ortsteile je für sich nicht hätten leisten können«; als besonders wichtige Strukturverbesserungen hebt er den Bau der Westtangente Aldingen, der beiden Brücken im Zuge des Neckartal-Radwegs, den Erwerb des Haldengebiets 1987 und schließlich den Kauf von Pattonville durch den Zweckverband Pattonville/

Sonnenbergsiedlung, an dem Remseck mit nahezu 50 Prozent beteiligt ist, hervor. Der Band selbst ist nach Jahren (1985–1995) gegliedert und ist insofern ein ideales Nachschlagewerk zur örtlichen Chronologie. Die vielen großformatigen Abbildungen und einige (wenige) Daten und Zahlen demonstrieren sehr anschaulich, was sich in Remseck getan hat.

Band 15, in dem die Margaretenkirche in Aldingen vorgestellt wird, ist von einem ausgewiesenen Kenner derselben verfaßt: Dr. Jochen Tolk war von 1980–1991 Pfarrer in Aldingen und beschreibt also seine langjährige Wirkungsstätte. Nach einem einführenden Kapitel über Kirche und Ortsherrschaft, d. h. die Herren von Kaltental, die die heutige Kirche Ende des 15. Jh. erbauen ließen, wird die Gesamtanlage Schloß-Schloßnebengebäude-Kirche, dann der gotische Kirchenbau und dessen Ausstattung im Überblick dargestellt; hier wird insbesondere auf die große Renovierung im 18. Jh., die Freilegung des Chors 1947/48 und die letzte Renovierung von 1963 eingegangen. Es folgt die detaillierte Beschreibung einzelner Bauteile: Kirchturm, Uhr, Glocken, Sakristei, Hauptportal, Taufstein, Altar, Kanzel, Herrschaftsstühle im Chor, Emporen, Bilderschmuck, Glasmalereien, Orgel und Grabdenkmäler der Ortsherrschaft. Abrundende kleinere Absätze sind den (wenigen) Abendmahlsgeräten aus dem 19. Jh., der Kirchenheizung, -beleuchtung und dem Altarkruzifix von 1991 gewidmet. Den Abschluß bildet eine Liste der Pfarrer an der Margaretenkirche, die allerdings erst ab der Reformation (1568) für die evangelischen Pfarrer vollständig ist. Der Verf. hat im Hauptstaatsarchiv Stuttgart, im Staatsarchiv Ludwigsburg und im Pfarrarchiv Aldingen recherchiert und die einschlägige Literatur umfassend ausgewertet. So ist eine vorbildlich belegte und durch die vielen schönen Abbildungen hervorragend anschauliche Beschreibung der Margaretenkirche gelungen.

Wolfgang Schmierer

Rielingshausen. Vom fränkischen Adelssitz zum Marbacher Stadtteil. Red. Albrecht Gühring und Hans Wahl. Marbach: Heimat- und Museumsverein Rielingshausen e. V. in Zusammenarbeit mit dem Stadtarchiv Marbach 1996, 475 S., zahlr. Abb.

Der voluminöse Band, erschienen als bereits dritte Ortsgeschichte Rielingshausens im 20. Jh., vereinigt in sich die Beiträge von insgesamt acht Autoren: Reinhard Wolf bearbeitet das Kapitel über Geologie, Landschaft und Naturschutz, Rüdiger Krause die Vor- und Frühgeschichte, Paul Sauer das Mittelalter, Christiane Lohkamp die bäuerliche Architektur in Rielingshausen vom 16. bis zum 19. Jh., Hans Wahl die Zeit seit 1945, Hermann Ehmer liefert ein Lebensbild des Pfarrers Ludwig Hofacker (1826–28 in Rielingshausen), Susanne Eules stellt das Dorfmuseum Rielingshausen vor. Die übrigen Kapitel – also von der Mitte des 16. Jh. bis zum Ende des Zweiten Weltkriegs – stammen aus der Feder des Marbacher Stadtarchivars Albrecht Gühring. Insgesamt wird eine sowohl umfangreiche als auch außerordentlich solide Ortsgeschichte vorgelegt, die im wesentlichen nach dem chronologischen Prinzip aufgebaut ist. Zahlreiche Abbildungen machen das Buch lesefreundlich, denn selbstverständlich sollte nicht nur eine Untersuchung geschrieben werden, die wissenschaftlich fundiert ist, sondern die auch von der Rielingshäuser Bevölkerung gekauft und gelesen werden soll. Die Belege sind nicht als Fußnoten, sondern als Endnoten jeweils am Ende eines Kapitels zusam-

mengestellt. Im Rahmen der Ortsgeschichte kommen die wesentlichen Teilaspekte zur Sprache, von denen einige kurz genannt seien: Im Rahmen der Beiträge Sauer und Gührings wird umfassend die Geschichte der dörflichen Verwaltung, der Kirche, der Wirtschaft und der sozialen Verhältnisse dargestellt. Was die historische Bevölkerung Rielingshausens angeht, so ist die Quellenlage überdurchschnittlich gut. Es liegen nicht nur die in Württemberg üblichen Quellen seit dem 16. Jh. vor (Herdstätten- und Musterungslisten, Kirchenbücher), sondern auch – im Urbar von Stadt und Amt Asperg – eine Quelle aus der Zeit um 1350. Das Urbar, das auch als Faksimile abgedruckt wird, und die Quellen aus der ersten Hälfte des 16. Jh. wertet Paul Sauer aus, die jüngeren Quellen Albrecht Gühring. Es ist ein auch von andernorts her bekannter Befund, daß eine Namenskontinuität vom 14. bis ins 20. Jh. nicht vorhanden ist. Aufschlußreich ist Gührings Darstellung und Auswertung des Seelenregisters von 1674, der geographischen Heiratskreise der Rielingshäuser und die minutiöse Zusammenstellung der nach dem Dreißigjährigen Krieg zugezogenen Familien. Den Genealogen als Autor verrät Gührings Untersuchung verschiedener Rielingshäuser als Nachkommen Karls des Großen. Im Rahmen der Untersuchung der sozialen Verhältnisse gehen sowohl Sauer als auch Gühring wiederholt auf Vergehen und Strafen ein. Bei Sauer handelt es sich im wesentlichen um eine Darstellung des Bauernkriegs und seiner strafrechtlichen Folgen für Rielingshausen. Gühring bearbeitet dagegen verschiedene Vergehen und ihre Ahndung aus dem späten 17. und dem 18. Jh. Dargestellt wird u. a. ein Sodomie-Prozeß gegen Christian Bayer aus dem Jahre 1714, der übrigens – obwohl er sog. Peinlicher Prozeß geführt wurde – keineswegs zwangsläufig ein Folterprozeß gewesen sein mußte. Ein Peinlicher Prozeß konnte die Folter beinhalten, mußte dies aber nicht. Am spektakulärsten war gewiß der Mord an dem Rielingshäuser Schultheißen Wildermuth im Jahre 1768 durch die berühmte Räuberbande vom Mainhardter Wald. Der Beitrag der beim Landesdenkmalamt tätigen Architektin Christiane Lohkamp über bäuerliche Architektur in Rielingshausen wendet Methoden der Hausforschung an und kommt zu außerordentlich anregenden Ergebnissen. Mit Hilfe der Dendrochronologie konnte u. a. das Baudatum des ältesten Rielingshäuser Gebäudes auf 1516 festgelegt werden. Darüber hinaus konnten die Rielingshäuser Häuser in die süddeutsche Hauslandschaft eingeordnet und die Rielingshäuser Lebenshöfe näher untersucht werden. – Insgesamt ist die Rielingshäuser Ortsgeschichte zweifellos ein gut gelungenes Werk; etliche andere Ortsgeschichten erreichen nicht das hier vorgelegte Niveau.

Gerhard Fritz

Schriftenreihe der Stadt Vaihingen an der Enz. Band 9. Nachrichten aus 7000 Jahren. Hg.: Lothar Behr, Otto-Heinrich Elias, Manfred Scheck, Ernst Eberhard Schmidt. 1995, 288 S. mit zahlreichen, teils farbigen Abb.

Sechs Aufsätze füllen in diesem Band rund 260 S.; schon quantitativ gibt es allerdings zwei Schwerpunkte: die beiden Arbeiten von Gerhard Fritz (Die Grafen von Vaihingen) und Manfred Scheck (Die Stadt Vaihingen im Dritten Reich) umfassen 74 bzw. 107 S., zusammen also rund zwei Drittel des Inhalts.

Zunächst zu den kleineren Arbeiten: Rüdiger Krause berichtet über die 1994 begonnenen Ausgrabungen einer bandkeramischen Siedlung nördlich von Vaihingen: das ergrabene Dorf, von dem Pfostenlöcher von mindestens 20 Langhäusern

und ein Dorfgraben, der später als Bestattungsplatz gedient hatte, gefunden wurden, muß in das 6. Jahrtausend v. Chr. datiert werden (daher: Nachrichten aus 7000 Jahren!). Gudrun Aker handelt über »Hexen und Hexenverfolgung im Gerichtsbezirk Vaihingen« (im 16. und 17. Jh.; allerdings verhindert das Fehlen einschlägiger Akten weithin konkrete Aussagen für Vaihingen). Weitab in die ungarische Partnerstadt Kőszeg führen die Darlegungen des dortigen Stadtarchivars István Bariska: »Die Verteidigungsorganisation der Stadt Kőszeg im 16. Jahrhundert«: eine detaillierte Studie über die habsburgischen Bemühungen zur Abwehr der türkischen Invasionen einer-, der bürgerschaftlichen Organisation der damals weitgehend deutschen Stadtbewohner von »Güns« andererseits; die Stadt liegt übrigens unmittelbar an der heutigen österreich-ungarischen Grenze ca. 40 km südlich von Ödenburg/Sopron. Schließlich führt Steffen Hammel mit seiner Dokumentation über Orchideenvorkommen auf Vaihinger Stadtgebiet zurück in die Gegenwart und unsere gefährdete Umwelt.

Gerhard Fritz' Aufsatz über die Grafen von Vaihingen, ein Hochadelsgeschlecht des 12.-14. Jh., ist – erstaunlich genug – der erste ernsthafte Versuch, die Geschichte dieser Familie im Zusammenhang wissenschaftlich zu bearbeiten. Fritz kann belegen, daß die Eginonen von Vaihingen und Urach ein einziges Geschlecht sind, stellt die Verbindungen mit den Grafen von Calw dar und vernetzt eine große Fülle von einzelnen Nachrichten zu einer beeindruckenden Darstellung, die – anschaulich mit Namenstabellen, kartographischem Material und guten Fotos ausgestattet – erstmals Licht in das bisherige Dunkel bringt: ein großer Fortschritt für diesen Bereich der Landesgeschichte.

Manfred Scheck, der sicherlich beste Kenner von Vaihingens Entwicklung im 20. Jh., zeigt schließlich in seinem Aufsatz »Die Stadt Vaihingen im Dritten Reich« in zahlreichen Einzelaspekten die Entstehung und Etablierung der lokalen NS-Herrschaft von der »Machtergreifung« 1933 bis zum Kriegsende und der Besetzung zunächst durch französische, dann amerikanische Truppen. Besonders erschreckend, wie andernorts, so auch hier, ist die Analyse der menschlichen und politischen Qualifikation der urplötzlich Führungspositionen besetzenden NS-Aktivisten, denen sie in keiner Hinsicht gewachsen waren!

Eine umfangreiche, kritische Buchbesprechung widmet zum Abschluß Otto-Heinrich Elias dem Werk von Harald Isermeyer »Ländliche Gesellschaft Württembergs im Umbruch . . . während der 1. Hälfte des 19. Jahrhunderts – Dargestellt am Beispiel des Oberamts Vaihingen« und rückt dabei manche doch sehr einseitige Sicht wieder zurecht.

Wolfgang Schmierer

Bildnachweis

- Aigner, Dorothee S. 148
Aigner, Hermann S. 150
Boccia, Remo S. 31 f., 37, 44, 47, 51, 52u, 53–55, 59
Bruhn/Kaiser S. 64–66, 70–72, 89, 95 f.
Flach, Hans Dieter S. 132–134, 137–141
FZB-Atelierbetriebe, Gerchsheim S. 92
Generallandesarchiv Karlsruhe S. 83
Hauptstaatsarchiv Stuttgart: Beilage
Hist. Verein für Stadt und Kreis Ludwigsburg S. 202
Jahn, Dietlind S. 38
Kunstsammlungen der Veste Coburg S. 74
Schäfer, Georg S. 122
Schiller-Nationalmuseum Marbach S. 120r, 121, 123, 125, 127
Schloßverwaltung Ludwigsburg S. 102 f., 106, 109, 113
Staatsarchiv Würzburg S. 76
Staatsgalerie Stuttgart S. 30, 120l
Stadtarchiv Ulm S. 151, 155
Stadtarchiv Ludwigsburg S. 7, 28o, 29, 33, 35u, 36, 39, 52o, 58, 156
Städt. Museum Ludwigsburg S. 18–20, 22–27, 28u, 34–35o, 40–43, 50, 57, 146,
Umschlagbild

(f = folg., l = links, r = rechts, o = oben, u = unten)



